OFFENE STADT

Nischen, Perspektiven, Möglichkeitsräume

Reader zum Studienprojekt Open City

Herausgegeben von Johanna Rolshoven und Robin Klengel

UNI GRAZ

Alle Aufsätze entstanden im Rahmen des zweisemestrigen Studienprojekts „Open City“, das unter der Leitung von Prof. Dr. Johanna Rolshoven im Sommersemester 2013 und Wintersemester 2013/2014 am Institut für Kulturanthropologie an der Karl-Franzens-Universität stattfand.

Alle Rechte liegen bei den Autorinnen und Autoren.

© IVK, Graz 2014
Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, Karl-Franzens-Universität Graz
http://volkskunde.uni-graz.at

Redaktion: Johanna Rolshoven, Robin Klengel
Umschlaggestaltung, Layout und Titelfoto: Robin Klengel.
Förderung: StV Europäische Ethnologie, ÖH Uni Graz
Gesetzt in Adobe Caslon.
Druck: Servicebetrieb ÖH-Uni Graz GmbH

Johanna Rolshoven,
Robin Klengel (Hg.)

Offene Stadt

Nischen, Perspektiven, Möglichkeitsräume.

Reader zum Studienprojekt Open City

Inhalt

Graz – Offene Stadt ?!
Johanna Rolshoven 7

Öffentliche Gemütlichkeit?
Das Wohnzimmer als Metapher für städtische Ein- und Ausschlussprozesse
Elisbeth Luggauer 25

Am Rande des Zentrums
Das Grazer Billa-Eck als Nische einer offenen Stadt
Ruth Drothea Eggel 41

Die verborgene Kultur der Aneignung
Eine aussterbende Einkaufspassage als Nische verdrängter Praxen
Robin Klengel 65

Graz Reininghaus. Ein Stadtteil als Leerraum,
Spekulationsobjekt und Projektionsfläche? 85

Eine flüchtige Bekanntschaft -
Die Reininghausgründe in Graz
Irmgard Macher 88

Die Reininghausgründe als offener
Stadtteil in der Stadt Graz?
Virág Pölöskei 110

„Vision" Reininghausgründe
Michael Windisch 124

Wir und die „Anderen"
Offene Begegnungen im Grazer Volksgarten
Maria Rosina Pongratz 137

Frauen schaffen Räume
Eine kulturanthropologische „Collage" zur „offenen Stadt"
im Mehrgenerationenhaus Waltendorf in Graz
Katharina Riegler 167

Wie viel Offenheit verträgt die Vorstadt?
Schliessungsprozesse am Beispiel Feldkirchen bei Graz
Helmut Seidl 213

Graz – Offene Stadt ?!

Johanna Rolshoven

„Die Kultur der städtischen Lebensform ist (…) gleichbedeutend mit Offenheit, Offenheit sowohl im Sinne des Unvoreingenommenen wie des Zugänglichen, im Sinne des Unentschiedenen wie des noch nicht Abgeschlossenen, des Experimentellen wie des nicht Planbaren."

Die große Stadt, das ist ihre Realität wie ihre Illusion zugleich, ist „ein Möglichkeitsraum, der Gelegenheiten zur Verwirklichung von Ideen, Plänen, Wünschen bietet, ein individuelles, kulturelles und soziales Labor", das dem Zufall Raum gewährt.[1]

Eine „Offene Stadt" zu postulieren fordert eine Reihe von Fragen heraus, die wir in diesem Reader gemeinsam mit Studierenden des Institutes für Kulturanthropologie an der Grazer Karl-Franzens-Universität thematisieren. Die hier versammelten Texte haben eine Geschichte und sie verweisen auf eine Zukunft. Zum einen fußen sie auf empirischen Stadtforschungen, die im Rahmen eines zweisemestrigen Studienprojektes 2013 bis 2014 erarbeitet wurden und sich in die von Elisabeth Katschnig-Fasch begründete Grazer Forschungstradition einreihen. Und zum anderen fügen sich diese Forschungsimpulse in einen aktuellen Diskussions- und

1 Rolf Lindner: Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum. In: Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2. Stuttgart 2004, S. 385–398, hier S. 388.

Vernetzungszusammenhang in der Stadt Graz, an dem Kulturschaffende und KünstlerInnen, WissenschaftlerInnen und StadtbewohnerInnen beteiligt sind. Ein Teil dieser Gruppe ist an der Realisierung einer Ausstellung beteiligt, die im Herbst 2014 im Grazer Stadtmuseum eröffnet wird. Ihr Gegenstand sind aktuelle städtische Verbotspolitiken und ihr Ziel ist es, die Grazer Stadtbevölkerung für Probleme des Lebensraumes Stadt zu sensibilisieren und zu einer Auseinandersetzung einzuladen.

Mit Raumverhandlungsproblemen und Verbotspolitiken steht Graz nicht alleine da. Sie sind ein aktuelles Zeitthema. Seit etwa zwei Jahrzehnten lassen sich in europäischen Städten (und darüber hinaus) Entwicklungen beobachten, die auf eine Rücknahme bereits erreichter demokratischer Grundrechte und auf gesellschaftliche Schließungstendenzen zurückzuführen sind. Diese Maßnahmen reagieren auf die Herausforderungen aktueller Gesellschaftsprobleme. Sie umfassen zum Ersten stadtbürgerliche Raumbeschneidungen vielfältiger Natur, die sich in Verbotspolitiken äußern, die vor allem von Armut betroffene Menschen, Fremde, Jugendliche und Marginalisierte betreffen: Versammlungsverbote, Bettelverbote, Verhaltensanweisungen und vieles mehr, die als eine „Sauberkeits-, Ordnungs- und Sicherheitspolitik", kurz „SOS", in Erscheinung treten.[2] Zum Zweiten handelt es sich um einen sich zuspitzenden, von Politik und Medien getragenen Sicherheitsdiskurs, der Gefahren benennt oder evoziert, die Menschen und Sachen bedrohten und vornehmlich von den eben genannten gesellschaftlichen Gruppen ausgingen und den Nerv der Zeit zu treffen scheinen: von vielfältigen Zumutungen und Belästigungen ist die Rede bis hin zu Ängsten und Kriminalitätsvorwürfen. Eine problematische Entwicklung im Hintergrund ist zum Dritten der wachsende Zulauf der Rechts- oder „Volks"-Parteien mit ihrer antidemokratischen

2 Johanna Rolshoven: SOS: neue Regierungsweisen oder Save Our Souls – ein Hilferuf der Schönen Neuen Stadt. In: Nikola Langreiter, Johanna Rolshoven, Martin Steidl, Margret Haider (Hg.): bricolage 6: SOS – Sauberkeit Ordnung Sicherheit in der Stadt. Innsbruck 2010 (= Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie), S. 23–35; dies.: SOS-Schöne-Neue-Stadt: Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: dérive. Sondernummer: Understanding Stadtforschung (Wien) 2010, S. 129–134; dies.: Cleanness, Order, and Safety: Towards Restrictive Re-Definitions of Urbanity. In: Eveline Dürr, Rivke Jaffe (Hg.): Environmental and Ecological Issues in Cities: An Anthropological Approach, Oxford: Berghan 2010, S. 163–177; dies.: Die Wegweisung: Züchtigung des Anstössigen oder Die Europäische Stadt als Ort der Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: Werner Egli, Ingrid Tomkowiak (Hg.): Intimität. Zürich 2008, S. 35–58.

Gratwanderung. Sie äussern sich migrations- und diversitätsfeindlich und stützen sich dabei auf eine – scheinbar unproblematische – Kultivierung des Eigenen, die bisweilen, im Gewand von Trachtenjacke und Dirndl, so vertraut und scheinbar harmlos regionsspezifisch, bunt und volkskulturell traditionalistisch anmutend daher kommt. Die populären Institutionen der Volkskunde lassen sich hier auf schwierige Allianzen ein, denen sie aktiv und kritisch begegnen müssen.

Die eigentlichen gesellschaftlichen Probleme hingegen, die im Hintergrund der Allianzen und Akzeptanzen, der Bedrohungsgefühle und Segregationsfantasien, der Aggressionen und Ängste, dem Wunsch der Bevölkerung nach fremdenfreier „Heimat" stehen, taugen kaum zu dominanten Diskursen. Es sind wirtschaftliche, ökologische und an den Gesellschaftswandel geknüpfte Gründe, die ursächlich für Ängste und Bedrohungsgefühle stehen. In der postkapitalistischen transnationalen Gegenwartsgesellschaft konzentrieren sich immer mehr Wohlstand und Reichtum in immer weniger Händen. Wirtschaft und Politik machen mit Korruptionsskandalen von sich reden. Produktionsbetriebe orientieren sich eher an Billiglohnstandorten als an regionaler Entwicklung. Die Arbeitsplatzunsicherheit und Arbeitslosigkeit – vor allem unter den Jungen – führen zu Entwertungen und Zukunftsängsten. Natürliche Ressourcen sind für die Lebenswelten spürbar bedroht und, gleichfalls in einem globalen Kontext betrachtet, nehmen kolonisierte, diffamierte, entrechtete und ausgebeutete Menschen und Gruppen, denen die Teilhabe am globalen Wohlstand versagt bleibt, ihre Situation nicht mehr hin und kommen in Migrationsbewegungen auf den reichen Westen zu. Alle diese Faktoren und einiges mehr, das mit individuellen Brucherfahrungen und Existenzsorgen einhergeht, befördern berechtigte Sorgen, auf die die Politik ausweichend und vorwiegend an materiellen Interessen orientiert reagiert. Der Beitrag von Helmut Seidl in diesem Band reflektiert den Zusammenhang zwischen makropolitischer Entwicklung und lokalen Befindlichkeiten am Beispiel eines Grazer Vorortes.

Vor dem Hintergrund der beobachtbaren stadtgesellschaftlichen Schließungstendenzen nimmt sich das optimistische Motto der „Offenen Stadt" kühn aus. Aber, so denken wir, es bietet sich an, über unmittelbare Lebenszusammenhänge und über bedenkliche Entwicklungen nachzu-

denken, die sich weit zurück hinter eine bereits erreichte Denationalisierung, Demokratisierung, Gleichstellung, Emanzipation und sozialen Fortschritt begeben. Das Idealbild einer Offenen Stadt lädt dazu ein, sich für die Öffnung von Stadt und Gesellschaft zu engagieren und sich der ambivalenten Prozesse bewusst zu werden, in denen Maßnahmen, die für die einen Sicherheit und Ordnung, für die anderen Unsicherheit und Diffamierung bedeuten. Alle, die an der Gestaltung des städtischen Lebensraumes mitwirken, sind hier aufgefordert, sich auf kulturelle Nahblicke und Menschlichkeit einzulassen, auf ein genaues Hinschauen und Hinhören – freilich auch auf räumliche und soziale Aushandlungsprozesse, die jede Generation stets neu herausfordern und für eine pluralistische Gesellschaft unabdingbar sind.

Was bedeutet eine Offene Stadt?

Eine Stadt, die sich ergibt?

Was bedeutet „Offene Stadt"? Ein erster Blick führt hin zu einem militärstrategischen Begriff, der die Erklärung der Offenen Stadt in einer Situation des Krieges mit Kapitulation gleichsetzt. Eine Stadt wurde den drohenden feindlichen Besatzern gegenüber für offen zum Einmarsch erklärt, in der Absicht und Hoffnung seitens der Besetzten, die Zerstörung von wertvoller Architektur und Kunstwerken durch kriegerische Auseinandersetzungen zu verhindern. Roberto Rossellini setzte mit seinem Film „Rom, offene Stadt" (1945) diesem Begriffsverständnis ein Denkmal.

In zivilen stadtpolitischen Zusammenhängen wird Offenheit – Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg – heute im Sinne von Toleranz und Gastfreundschaft gegenüber Fremden ausgelegt. Es ist nicht die Stadt, die sich „ergibt", wie in Rossellinis Film, sondern die Stadt, die sich friedlich dem Fremden gegenüber öffnet; und dies in Zeiten, in denen Stadtmauern – ob mittelalterliche Ummantelung, Berliner Mauer oder Eiserner Vorhang – politisch nicht mehr nötig sind. Die amerikanische Urbanistin Jane Jacobs hatte den Begriff der „Open City" zu Beginn der 1960er Jahre als eine der ersten TheoretikerInnen ausgedeutet[3] und damit zahlreiche Konzepte und Auseinandersetzungen in Architektur, Planung, Soziologie und Li-

3 Jane Jacobs: The Death and Life of the Great American Cities. New York 1961, S. 196.

teraturwissenschaft angeregt. Es sind also unterschiedliche Disziplinen in unterschiedlichen Kontexten, die sich mit dem theoretischen Konzept der offenen Stadt auseinander gesetzt haben. Eine synthetisierende Darstellung der Ansätze und eine empirische „Unterwanderung" stehen noch aus. Dem wollen wir uns annähern.

Für den akteurszentrierten kulturwissenschaftlichen Zugang birgt das Motto der „Open City" ein Potential besonderer Art in der Auseinandersetzung mit den aktuellen Schließungstendenzen in den Städten der späten Moderne, in denen „die moderne Öffentlichkeit", wie Wolfgang Kaschuba schreibt, „zum öffentlichen Fahndungsraum mutiert"[4] und in der sich neuerlich forcierte Segregationen manifestieren – man denke an die beunruhigenden Entwicklungen des europaweiten antimuslimischen Klimas, die Verstärkung der Außengrenzbefestigungen der EU, den großen Stimmenzuwachs der Rechtsparteien.

Die Offene Stadt als Metapher und empowering concept der Architektur

Die Offene Stadt, das steht fest, ist kein pertinentes Konzept, das reale Wirklichkeiten abbildet, sondern sie ist ein Konstrukt, das zukunftsweisende Qualitäten einer idealen Stadt benennt. Der Architekturtheoretiker Tim Rienits definiert „Open City" als sozial-urbane Bedingung für Vermischung, Emanzipation und Partizipation.[5] Er sieht die Bedingung von Offenheit historisch in einer Stadt mit kleinräumigen, überschaubaren Strukturen, die städtische Vielfalt ermöglichen und „beherbergen". Die Offene Stadt lebe, so Rienits, von den Unterschieden, die sie unter ihrem „Dach" vereinigt. Diese Unterschiede – der Umgang mit dem Fremden sei die größte Herausforderung der Offenen Stadt[6] – bedürften einer laufenden Vermittlung[7].

4 Wolfgang Kaschuba: Offene Städte! In: Nils Grosch, Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. Münster u.a. 2010, S. 23–34, hier S. 32.

5 Tim Rienits: Open City. In: workbook. Workshop 4th International Architecture Biennale Rotterdam 17./18. July 2008. [Zürich 2008], S. 25–34, hier S. 29.

6 Ebd. S. 31.

7 Ebd. S. 29.

Tim Rienits, Fabienne Hoelzl und andere hatten – unter der Leitung des holländischen Architekten und Urbanisten Kees Christiaanse – "„Open City" als „empowering concept" der 4. Architekturbiennale in Rotterdam 2009 proklamiert. Mit diesem Motto orientierte sich die Architekturausstellung an den „dringenden sozialen Agenden" der aktuellen weltweiten Stadtentwicklungen. Sie sah vor, die Stadt von ihren Rändern her zu betrachten, und bewegte sich dabei entlang von Leitmotiven, die die „kulturdynamischen Bedingungen" von Urbanität charakterisieren sollten. Diese Motive lagen den Präsentationen der Ausstellung zugrunde, die in verschiedenen Erd- und Weltteilen erstellt und realisiert wurden. Sie umfassten „Diaspora", „Refuge Urbanism", „Squat: The Informal City", „Community: The American Way of Living", „Collective: The Post-socialist City" und, bezogen auf den Ort der Ausstellung „The Maakbare Society: Rotterdam and The Dutch City".[8]

Für den Architekturdiskurs der Gegenwart setzte das Motto der Biennale ein wichtiges stadtpolitisches Zeichen, indem es eine kritische Sicht unterstützt. Es formuliert die Gegenrede zu einer Architekturmoderne, die in der Öffentlichkeit ihre *splendid starship* kultiviert, indem sie Großskulpturen erschafft, die nicht selten als „unversöhnliche Solitäre" den Raum beherrschen und, wie Stefan von Braunfels es beschreibt, sich einem städtischen Gesamtzusammenhang „geradezu autistisch entziehen"[9]. Die Größe vieler Bauten gerät zu einem unglücklichen Formversuch, wirtschaftliche Standort-Sichtbarkeit und Identifizierung herzustellen, und übersieht dabei, dass diese kostspieligen *icons* in ihrem Windschatten städtische Finanzen und stadtbürgerliche Öffentlichkeit absorbieren und damit das Ihre zu einer sozialen Fragmentierung und Polarisierung in den Städten beitragen. Der Gegendiskurs einer „Open City" hingegen, so die Architekturavantgarde, zeichne sich verantwortlich für städtebauliche Fehlentwicklungen und wolle architektonische und künstlerische Entwürfe zeigen, die Städte für die Vielfalt ihrer Bevölkerungen bewohner-

8 Ebd. S. 29.

9 Vgl. Stephan Braunfels: Die europäische Stadt und die moderne Architektur. Kurzbeschreibung des Vortrags im Rahmen der Vorlesungsreihe „Iconic Turn" an der Ludwig-Maximilians-Universität München. http://netzspannung.org/cat/servlet/CatServlet?cmd=netzkollektor&subCommand=showEntry&entryId=104805&lang=de (Zugriff: 20.02.2014).

Innenfreundlich zu gestalten. „Open City" beim Wort genommen stellt sich dabei als eine gastfreundliche Stadt dar, die Zugang zu Raum, Netzwerken und Infrastrukturen als Ressourcen des urbanen Lebensraumes gewährt. Sie möchte die Stadt als Möglichkeitsraum entwerfen, der zu Partizipation einlädt, und bedeutet, ihr kreatives, dynamisches und innovatives Potenzial zu kultivieren.

Öffnungen des gebauten Raumes

Der amerikanische Soziologe Richard Sennett fährt – in Anlehnung an Jane Jacobs – ebenfalls unter der Flagge der „Open City"[10]. Auch seine Vision einer Offenen Stadt orientiert sich am gebauten Raum und an dem städtischen Leitbild eines demokratischen Gesellschaftssystems. Er kritisiert die zunehmende Abhängigkeit der Städte von überlokalen Wirtschaftsinteressen und ihre regulative Überdeterminierung, ihre „control freakery", ihren „horror of disorder". Unordnung und Dissonanz dagegen seien, so Sennett, die Bedingungen von Dichte, Vielfalt und Komplexität.[11] Das Überhandnehmen eines menschenfeindlichen und baulich nicht nachhaltigen sozialen Wohnungsbaus, der funktionalistischen Architektur überhaupt, die zunehmende Monofunktionalität der Gebäude, schreibt Sennett, bringe geschlossene Systeme hervor, in denen Dynamik und Innovation keinen Platz mehr hätten.[12] Dem entgegen entwirft er anhand dreier Figuren die Vision einer baulichen Gestaltung der Offenen Stadt. Zum Ersten sind dies Übergangsräume wie verbindende Brücken oder durchlässige Mauern, die schützen und zugleich überwindbar sind, zum Zweiten die offene architektonische Form („incomplete form"), die gegeben ist, wenn Gebäude sich nicht hermetisch abschließen, untereinander kommunizieren und sich an wandelnde Bedürfnisse adaptieren lassen. Als dritte Figur benennt er „development narratives", das heißt offene, an Dissonanzen und Kontingenzen orientierte und evolutionär angelegte Baudiskurse, die sich dem Unerwarteten zu öffnen vermögen, die

10 Richard Sennett: The Open City (2006). http://esteticartografias07.files.wordpress.com/2008/07/berlin_richard_sennett_2006-the_open_city1.pdf (9.6.2014)
11 Ebd.
12 Ebd.

aber auch – und hier spricht er eigentlich mit der Zunge eines Architekten – an Wachstum orientiert sind.[13]

Sennetts visionäre Figuren einer Offenen Stadt sind interessant und kritisch, aber seltsam menschenfern. Daher lautet unsere Frage: Wie können die kulturellen AkteurInnen, die Bewohner und Bewohnerinnen, die die Stadt auf ihren täglichen Wegen und in ihren Handlungen und Kommunikationsakten beleben, also erst eigentlich herstellen, im Rahmen offener Aushandlungsprozesse positioniert werden? Wo kommen sie vor?

Open City – eine Stadt für ihre BewohnerInnen

Der Blick auf den gebauten Raum verlangt nach einer handlungstheoretischen Perspektive. Detlev Ipsen zufolge beschreibt das idealtypische Konstrukt der Offenen Stadt als bewegliches Gebilde eine Konfiguration unterschiedlicher Gruppen von BewohnerInnen.[14] Der Soziologe sieht die Offenheit als strukturelle Voraussetzung dieser Konfiguration. Entscheidendes Element ihrer Ermöglichung sei die Herausbildung einer makropolitisch induzierten Metakultur, eines dritten Raumes, der alle Teilkulturen übergreift: „Die interkulturelle Kommunikation wird erleichtert, wenn sich die Mitglieder der einzelnen kulturellen Gruppen auf etwas Gemeinsames beziehen können": „gemeinsam geteilte Bilder (images) und Orte, die sich mit diesen Bildern verbinden"[15]. Das Gemeinsame des dritten Raumes bezeichnen Häussermann und Ipsen als Metakultur, die sich auf geteilte Regeln des Zusammenlebens beziehen. Dabei kann es sich um ein Einvernehmen über gemeinsame demokratische Regeln und Werte handeln, wie beispielsweise Toleranz und Freiheit, oder über gemeinsam genutzte Orte und Bauten, wie Parks, Plätze, Kultur- oder Bildungseinrichtungen, aber auch Nischen, Brachen und Ränder[16] – letztere als Räume, deren Nutzung sich ökonomisch überlebt hat, „die einer ge-

13 Ebd. S. 294, 297.

14 Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Skizze. In: www.safercity.de/1999/skizze.html (21.1.2014).

15 Ebd.

16 Hartmut Häußermann, Detlev Ipsen: Die Produktivkraft kultureller Komplexität. Migration und die Perspektiven der Städte (2004), S. 1-6, hier S. 4. http://www.kommunale-info.de/index.html?/infothek/2328.asp (14.9.2013),

ringen formalen Regulierung unterliegen", und mit denen sich „Aufwertungserwartungen" verbinden lassen.[17] Symptomatisch für einen solchen Raum lassen sich die von Irmgard Macher, Virag Pölöskei und Michael Windisch beschriebenen Grazer Reininghausgründe anführen, das von Katharina Riegler erkundete Mehrgenerationenhaus in Waltendorf oder die von Robin Klengel erforschte Annenpassage beim Grazer Hauptbahnhof. Für die zukünftige Erschließung und Verwaltung dieser Räume würde Ipsen der Grazer Stadtentwicklungspolitik raten, hier – im Sinne einer Open City – unabhängig von kurzfristigen Renditeerwartungen „die Entwicklung einer gemeinschaftszentrierten Ökonomie" zu unterstützen.[18]

Stadtbürgerschaft, Partizipation und ökologischer Fussabdruck

Eine Voraussetzung dafür, dass ein dritter Raum als Metakultur funktionieren kann, ist seine politische und diskursive Unterstützung durch die repräsentativen Akteure in einer Stadt, wie Politiker, Intellektuelle, Kultur- und Medienschaffende. Sie können dazu beitragen, das Thema der Offenen Stadt zu einem immanenten Teil der Stadtentwicklung zu machen. Diese Ansicht teilt der amerikanische Raumplaner John Friedman[19]. Das Thema der Offenen Stadt, so schreibt er, müsse zu einem ständigen stadtpolitischen Diskurs werden, der die BewohnerInnen zum Mitdenken und zur Mitverantwortung einlädt. Auch er beschreibt die Offene Stadt als Gegendiskurs zu den starken Schließungstendenzen, die sich in amerikanischen Städten in der Folge der terroristischen Anschläge „9/11" beobachten ließen: „Wenn wir die Welt aussperren und die Stadt abriegeln, dann schließen wir uns im Gefängnis unserer eigenen Ängste ein."[20] Die „Open City" wird hier als Idealbild einer gastfreundlichen Stadt entworfen, die zuwandernde Menschen und Gäste willkommen heißt und für die strukturelle Gleichheit aller StadtbewohnerInnen steht.

17 Ebd. S. 6.
18 Ebd. S. 7.
19 John Friedman: Stadt in Angst oder Offene Stadt? 2002, http://www.sozialestadt.de/veroeffentlichungen/zwischenbilanz/pdf/DF5689-3.pdf (Zugriff 24.09.08)
20 Ebd. S. 282.

Friedmann definiert sie über drei politische Merkmale. Zum Ersten ist dies die BürgerInnenbeteiligung. Sie gewährleiste die Stärkung von Identität und Position des Einzelnen und sei Voraussetzung für die individuelle Übernahme von Raumverantwortung. Ihre Grundlage ist die "Stadtbürgerschaft". Sie umfasse die politische Partizipation, das Recht auf Zugang zum öffentlichen Raum, das Recht auf öffentliche Unterstützung sowie den Grundsatz der Gleichheit aller StadtbewohnerInnen.[21] Der Gewährleistung dieses Modells von Stadtbürgerschaft liege „eine breite öffentliche Debatte über öffentliche und private Bürgertugenden" zugrunde.[22] Eine solche Debatte lässt sich auch als Metakultur im Sinne Ipsens begreifen, in der das selbst gesetzte Leitbild der Offenheit in seiner konfliktuellen Ambivalenz einer steten und anhaltenden Auseinandersetzung bedarf.

Das zweite Merkmal einer Offenen Stadt ist Friedman zufolge ein ausgewogener ökologischer Fußabdruck als „Indikator für die ökologischen Auswirkungen des urbanen Lebens" und als „materielle Grundlage der Vision von der Offenen Stadt". Jede/r könne und dürfe nur so viel an Ressourcen verbrauchen, wie nachwachsen oder nachproduziert werden kann.[23] Da Friedmann die terroristische Bedrohung Amerikas und Europas auch als eine Folge des Ungleichgewichtes in der globalen Ressourcenverteilung interpretiert[24], definiert er, als ressourcenschonende Maßnahme und drittes Merkmal einer Offenen Stadt, regionale Zusammenschlüsse und Städtekoalitionen als kooperative Netzwerke[25].

Die offene Stadt als „lebbare Stadt"

KulturanthropologInnen, die sich mit den Öffnungs- und Schließungsszenarien in den Städten der Gegenwart befasst haben, wie die Grazer Kulturanthropologin Elisabeth Katschnig-Fasch und der Berliner Ethnologe Wolfgang Kaschuba, fokussieren, im Gegensatz zu den Ansätzen aus Soziologie, Architektur und Planung, die lebensweltliche Perspektive

21 Ebd. S. 285.
22 Ebd. S. 286.
23 Ebd. S. 283 f..
24 Ebd. S. 284.
25 Ebd. S. 286.

der StadtbewohnerInnen, in der lokale Bedeutung und global induzierte Entwicklung zusammenfallen. Für Katschnig-Fasch zentral ist der Begriff der „lebbaren Stadt" als einem Orientierungsszenario, das die Räume als Lebens- und Identitätsräume anerkennt und sie aus der „Perspektive der Menschen" wahrnimmt und respektiert.[26] Aus dieser Perspektive erscheint die Sichtweise, Zuwanderung und Fremdheit als Ferment zu betrachten, als metakulturelles Element einer Offenen Stadt im Sinne Ipsens. Kaschuba plädiert darüber hinaus „für eine heterogene und offene Kultur als zentrale urbane Ressource", die sich gegen alltägliche Diskriminierungen verwahre und kulturelle Fremdheit als Qualität anerkenne.[27] „Wer Stadt in ihrer Offenheit begreift", so schreibt er, muss sich an „sozialer Heterogenität, kultureller Vielfalt und symbolischer Vielsprachigkeit" orientieren.[28]

Migration als Grundlage der Europäischen Stadt ist eine historische Tatsache. Kulturelle Vielfalt und soziale Heterogenität, der „Transfer von Arbeitskraft und Wissen" sind ihre „ökonomischen und kulturellen Potenziale".[29] „Denn nur das freie Zusammenspiel von Bewegung, Veränderung und Fremdheit schafft als Charakteristikum urbanen Lebens jene kulturelle und soziale Spannung, aus der in der Tat ‚Kreatives' entsteht: die Fähigkeit zu neuen kulturellen Entwürfen, Bewegungen und Synthesen."[30] Das Leitmotiv der Fremdheit als Ferment von Kultur durchdringt alle großen historischen Erzählungen, die Enzyklopädien, Monographien und Schulbücher füllen. Hier wird „Migrationswissen" als transkulturelles Wissen[31] dargestellt. Es betrifft jedoch keineswegs nur die nationalstaatlich Fremden, sondern ebenso die Fremdheit im Eigenen, die angesichts der gesellschaftlichen Vielfalt Normalität in jeder Gesellschaft ist.

Erol Yildiz, Detlev Ipsen oder Hartmut Häussermann plädieren für eine offene Stadtgesellschaft, die eine aktive Einwanderungspolitik befür-

26 Vgl. Elisabeth Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm, Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120–139, hier S. 134.

27 Kaschuba 2010 (wie Anm. 3), S. 32, 27, 25.

28 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Urbanität und Identität zeitgenössischer europäischer Städte. Dokumentation der Fachtagung vom 1.11.03, ETHZ, Wüstenrot Stiftung 2005, S. 10–28, hier S. 10.

29 Ebd. S. 24, 25.

30 Kaschuba 2010 (wie Anm. 3), S. 32

31 Ebd. S. 33.

wortet und Migration nicht einseitig als Belastung, sondern als – für die Erneuerung der Gesellschaft notwendige – Ressource betrachtet.[32] Ihren Ansätzen gemeinsam ist die Position, dass Differenz als Leitkategorie von Urbanität[33] die Bedingung der Offenen Stadt ist und der/die Fremde die Schlüsselfigur der modernen globalisierten und kosmopolitischen Netzwerkgesellschaft. Nur die Erfahrung der Differenz ermöglicht den Dialog.[34] Der von Maria Pongratz untersuchte Grazer Volkspark und die von Ruth Eggel erforschten städtischen Raumnahmen Jugendlicher und Marginalisierter zeigen auf, dass das Aushalten von Fremdheiten vielfältiger Natur Teil der Urbanität, des städtischen Lebensstils ist und ständiger Lern- und Aushandlungsprozesse bedarf. Wie widersprüchlich stadtpolitische Diskurse um Schließung oder Öffnung dabei sein können, zeigt Elisabeth Luggauers Beitrag, der die Metapher des Wohnzimmers als Sinnbild für einen idealisierten öffentlichen Raum sowohl auf Seiten der BeführworterInnen als auch auf Seiten der GegnerInnen einer Offenen Stadt untersucht.

Für eine Öffnung und wider die Schliessungspolitiken

Noch bergen die Städte der Spätmoderne die Möglichkeit zu Offenheit: im Sinne eines „kulturellen Pluralismus der Lebensstile“ sowie durchlässiger und differenter Räume vor dem Hintergrund des relativ hohen Lebensstandards der westlichen Welt[35]. Diese Offenheit basiert auf demokratischen Grundrechten, die mit sozialen Bewegungen auf dem Weg in die Moderne erkämpft wurden und die nach wie vor verteidigt werden müssen. Wenn die Städte ihre demokratische Disposition zu Offenheit durch legislative Maßnahmen sowie durch diskursive, räumliche und soziale Schließungen aufs Spiel setzen, dann schränken sie nicht nur bestehende Grundrechte ein, sondern sie verlieren auch „ihre wichtigsten Ressourcen: die freie Bewegung von Menschen und Ideen, die besondere

32 Häußermann, Ipsen 2004 (wie Anm. 16);
Erol Yildiz: Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht. Bielefeld 2013.

33 Vgl. Louis Wirth: Urbanism as a Way of Life. In: American Journal of Sociology, vol. 44, 1 (1938), S. 1–24.

34 Katschnig-Fasch 2001 (wie Anm. 26), S. 135.

35 Kaschuba 2010 (wie Anm. 3), S. 35.

Atmosphäre urbaner Räume, die Fähigkeit“ zu Nähe und Distanz zugleich.[36]

Um die politische Notwendigkeit des idealistischen Leitbildes zu begreifen, müssen wir in kulturanalytischer Manier fragen, worin denn das Gegenteil einer Offenen Stadt besteht? Die notwendig wechselseitige Beziehung zwischen Bild und Wirklichkeit einer Offenen Stadt auf der einen und einer geschlossenen Stadt auf der anderen Seite soll abschließend verdeutlicht werden.
Ein Beispiel führt der Grazer Literaturwissenschaftler und Amerikanist Stefan Brand an[37]. Anhand der Kulturanalyse amerikanischer Literatur aus dem 19. Jahrhundert hat er sich mit dem Motiv der „Open City“ befasst und weist auf die Ambivalenz des modernen Stadtbildes hin. Seit Beginn der industrialisierten Stadtwerdung oszilliert es zwischen einem Negativbild auf der einen Seite, das Anomie, Gewalt, Dunkelheit und Sünde evoziert, und einer optimistischen Fortschrittsvision, die Zivilisation, Kosmopolitismus, Aufklärung, sozialen Aufstieg und Toleranz in den Vordergrund stellt. Diese Ambivalenz berührt Repräsentationen ebenso wie Praktiken und haftet dem Stadtleben bis heute an. Aber sie ist natürlich auch eine Ambivalenz, die dem Dispositiv der Gesellschaft, ihren Idealen, Projekten, Herausforderungen und Dramen realiter (und seit biblischen Zeiten) zugrunde liegt: Sie bezeichnet die Realität des Zusammenlebens von Menschen, ist demnach stets ein zugleich offener wie ein geschlossener Raum.
Brands Untersuchung literarischer Stadtrepräsentationen zeichnen das amerikanische Bild der pulsierenden modernen und freien Stadt, die die Zukunft bedeutet und für uns in Europa substanzieller Teil des „American Dream“ war – einem Fortschrittsmodell, an dem Europa sich lange Zeit orientiert hat. Diese Stadt nimmt, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, aus der Sklaverei entkommende SklavInnen ebenso als freie Bür-

36 Ebd. S. 32.
37 Stefan Brand: Open City, Closed Space: Metropolitain Aesthetics in American Literature from Brown to DeLillo. In: Tobias Döning et al. (Hg.): Real. Yearbook of Research in English and American Literature 26 (2010): Transcultural Spaces: Challenges of Urbanity, Ecology, and the Environment, S. 121–144.

gerInnen auf[38] wie dem Elend entfliehende MigrantInnen aus West- und Osteuropa auf der Suche nach Emanzipation und Zukunft.
Die SchriftstellerInnen und Intellektuellen entwarfen, so Brand, ein idealistisches Bild der neuen Stadt und der neuen Zeit – wohl bewusst um die traurigen Wirklichkeiten eines entbehrungsreichen Alltagslebens, das von geringer Lebenserwartung, Krankheit, Not, Abgrenzung und Ghettoisierung, Gewalt und Ungerechtigkeit geprägt war. Die Offene Stadt erscheint auch hier als ein Gegendiskurs auf zu den Bedrohungen, Begrenzungen und Schließungen der städtischen Wirklichkeiten. Sie sei nie, schreibt Brand in Anlehnung an Iris Marion Young, mehr als ein Ideal gewesen[39], aber sie habe ganz entscheidend die amerikanischen Stadtdiskurse – und vermutlich auch Jane Jacobs Denken und Schreiben – mitgeprägt[40]. Brands luzide Analyse steuert unweigerlich auf die Widersprüchlichkeit des Gleichzeitigen zu, einer Stadtkultur, welche die Ambivalenz des Stadtbildes als geschlossen, in Bezug auf die Wirklichkeiten, und zugleich als offen, in Bezug auf die Repräsentationen, umfasst: as a „dynamic interplay between openness and closure"[41]. Beide Ebenen interferieren, die der Praxen und die der Repräsentationen. Ideale sind wirklichkeitsmächtig, und daran müssen wir ansetzen, wenn wir Kultur als in steter Veränderung begriffenen sozialen Prozess untersuchen. Vom Offenheitsideal geht eine emanzipatorische Kraft aus.[42]
Brand behandelt als Literaturwissenschaftler Bild und Gegenbild der Stadt. Der Sozialwissenschaftler Loïc Wacquant dagegen stützt sich auf konkrete Ethnographien in Städten der Gegenwart. Vor dem Hintergrund seiner ethnographischen Untersuchungen in den USA und Frankreich hat er die „Closed City" als Antagonistin der „Open City" beschrieben. Er hat das schwarze Ghetto in amerikanischen Städten als ein Ort ethnographiert, in dem das „Licht ausgeknipst" worden ist und wo das Fremde als Bedrohung ausgegrenzt wird. Im Gegensatz zu dem „Kommunalen Ghetto" des letzten Jahrhunderts, das vor allem von einer jüdischen Bevölkerung bewohnt war, beschreibt er die Situation in den amerikani-

38 Ebd. S. 123.
39 Ebd. S. 124.
40 Ebd. S. 128.
41 Ebd. S. 141.
42 Ebd. S. 141.

schen Städten der Gegenwart als „hyperghetto“ und „gefängnisähnlichen Raum“. Er spricht von dem „strukturell-diskursives Couplet“ der „Dämonisierung und Entzivilisierung“ als Charakteristika des amerikanischen Ghettos des ausgehenden 20. Jahrhunderts[43]. Der strukturelle Hintergrund der Ghettoisierung lässt sich mit Zahlen benennen. Zwischen 1980 und 1988, während der Regierungszeit von Ronald Reagan, wurden das Stadtentwicklungsbudget um 68% und der soziale Wohnungsbau um 70% gekürzt, zwischen 1977 und 1988 die Sozialhilfe um die Hälfte.[44] Wenn sich der Staat zurückzieht, komme es zur „Auflösung des öffentlichen Raumes und der sozialen Beziehungen“: Dämonisierung ist ein symbolischer Prozess, der diese Entleerung begleitet und verstärkt.[45] Die französischen „cités-ghettos“ der sogenannten „banlieue“, der Vorstädte, sieht er als „strukturelles französisches Äquivalent“.[46] Auch sie weisen Merkmale einer geschlossenen Stadt auf, wie etwa Deregulierung: „Der Kollaps der offiziellen Ökonomie geht mit dem schwindelerregenden Wachstum der informellen Ökonomie, speziell dem Drogenhandel, einher.“[47] Sie führe zu einer Entpazifizierung des Alltags, zu einer sozialen Entmischung und zu einer „organisatorische(n) Austrocknung“, da sich ein System im System herausbilde, dem jegliche Anbindung nach außen fehle. Die französische Stadtpolitik des letzten Jahrzehnts ist sich, gezwungen durch die migrantischen Revolten und Riots in den Vorstädten des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts, vielerorts dieser Problematik bewusst geworden und hat städtebauliche wie soziale Maßnahmen ergriffen. Auch hier zeigt sich, dass soziale Bewegungen als notwendige Korrektive der spätmodernen Demokratien in der Krise Folgen zeitigen.

Da capo: Offene Stadt?

Jane Jacobs proklamiert, in den USA der 1960er Jahre, die Offene Stadt als Modell eines menschengerechten, verdichteten Lebensraumes. Der

43 Loïc Wacquant: Entzivilisierung und Dämonisierung. Die Neuauflage des Ghettos des schwarzen Amerika. In: dérive 28 (2007), S. 20–29.
44 Ebd. S. 23
45 Ebd. S. 20
46 Ebd. S. 21
47 Ebd. S. 24.

amerikanische Soziologe Richard Sennett glaubt, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, dass die Offene Stadt planbar ist. Detlev Ipsen und Hartmut Häussermann, die deutschen Stadtsoziologen, die die deutsche Stadtentwicklungspolitik des ausgehenden 20. Jahrhunderts maßgeblich mitgestaltet haben, appellieren an die Politik, zur Herausbildung einer die gastfreundliche Stadt befördernden Metakultur beizutragen. Sie glauben an die Machbarkeit der Offenen Stadt, an die Umsetzbarkeit einer toleranzorientierten Stadtpolitik in einer fortgeschrittenen demokratischen Gesellschaft: „Die offene Stadt ist kulturell und sozial gesehen pluralistisch, sie ist keineswegs konfliktfrei […]. Aber die Bewohner haben das Ziel, ihre Konflikte zu regulieren. Die offene Stadt ist ein bewusstes Projekt der Bürger und der Politik. Sie fußt auf gemeinsamen Überzeugungen sehr allgemeiner Art, insbesondere auch auf der Anerkennung der kulturellen Eigenständigkeit der jeweiligen pluralen Kulturen einer Stadt und auf der Herausbildung von Regeln und Routinen, die das Aushandeln von Konflikten ermöglichen.“[48]

Die Stadt der Gegenwart muss immer auch die Probleme der Gegenwart schultern. Aber sie sollte sich ihnen nicht „ergeben“, sondern in steter Balance zwischen Empowerment und Limitierung[49] für demokratische Ideale eintreten und auf Aushandlungsprozesse ihrer heterogenen Bedürfnisse einlassen.

48 Häußermann, Ipsen 2004 (wie Anm. 16).
49 Vgl. Brand 2010 (wie Anm. 37), S. 139.

Öffentliche Gemütlichkeit? Das Wohnzimmer als Metapher für städtische Ein- und Ausschlussprozesse

Elisabeth Luggauer

Sind „Wohnzimmer“ und „Stadt“ nicht eigentlich zwei gegensätzliche Welten? Verlässt man nicht sein Wohnzimmer, um nach draußen, in die Stadt zu gehen und um dann wieder in sein behagliches Wohnzimmer zurück zu kehren?

Im Sommer 2012 verkündeten die Jungen Grünen in Graz den Slogan „Unsere Stadt – Dein Wohnzimmer“. Die Kampagnengrafik zeigt ein grünes Sofa, aufgestellt auf dem Hauptplatz, im Hintergrund das Panorama des Schlossbergs. (Abb.1)

Abb. 1: Kampagnengrafik der Jungen Grünen, Sommer 2012 (Quelle: http://stmk.junge-gruene.at/2012/09/07/unsere-stadt-dein-wohnzimmer, Zugriff: 20.1. 2014).

Auf weiteren Fotos dieser Kampagne waren prominente Parteimitglieder oder Passant/innen abgebildet, meist auf einer Couch sitzend, auf dem Grazer Hauptplatz oder im Stadtpark, das Schild mit dem Schriftzug in nostalgischem Stil vor sich in die Kamera haltend. Die Jungen Grünen wollten mit diesem Slogan für die Möglichkeit einer „wohnzimmerartigen" Nutzung des Stadtraumes eintreten. Sie stellen sich unter einem Wohnzimmer im Stadtraum einen öffentlichen Raum vor, in dem Gemütlichkeit möglich sein sollte: „Die Parks, Wälder und Hügel sind das zweite Wohnzimmer vieler Grazer und Grazerinnen, doch anstatt diese zu fördern und sie den Menschen vielfältig zur Verfügung zu stellen, wird die Freiheit, diese Plätze von Graz zu genießen, kontinuierlich mit Verboten eingeschränkt. […] Der öffentliche Raum gehört uns, ist Teil unseres Lebens, und sollte deshalb uns allen bestmöglich zur Verfügung stehen!"[1]

„Der Hauptplatz ist halt einmal das Wohnzimmer einer Stadt, das auch international von den Gästen besucht wird."[2] Diese Formulierung ist einem Interview mit dem Grazer Bürgermeister entnommen, das im Rahmen einer Studie zu Grazer „Punks" geführt wurde. Im Vorfeld dieser Studie sorgte eine Menschengruppe für mediales Aufsehen, die den Brunnen am Grazer Hauptplatz zu ihrem Treffpunkt gemacht hatte. Der Ärger der Stadtpolitik über diese Gruppe führte letztendlich zur Verabschiedung des Steiermärkischen Landessicherheitsgesetzes[3], welches am 18. Januar 2005 in Kraft trat und tatsächlich der Startschuss für die Legitimierung genau jener Raumregeln war, gegen die die Jungen Grünen sich sieben Jahre später in ihrer Kampagne stellten. Interessanterweise bediente sich der Bürgermeister derselben Wohnzimmer-Metapher in einer sehr ähnlichen Argumentationsrichtung, als er dem zur Diskussion stehenden EU-Beitritt der Türkei wenig später eine Absage erteilte: „Man sollte einfach

1 Aus: „Unsere Stadt – Dein Wohnzimmer!". Artikel auf der Homepage der Jungen Grünen. http://stmk.junge-gruene.at/2012/09/07/unsere-stadt-dein-wohnzimmer/.18.11.2013. Vgl. auch Gespräch mit Lukas Beiglböck, 12. 4. 2013.

2 Diana Reiners; Gerlinde Malli; Gilles Reckinger: Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe, Wien 2006, S. 34. Die Studie wurde von September 2004 bis Jänner 2005 durchgeführt.

3 Vgl. Ebd., S. 61. Steiermärkisches Landessicherheitsgesetz im RIS: http://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=LrStmk&Dokumentnummer=LRST_4000_002 (Zugriff: 21. 1. 2014).

sagen, heiraten wollen wir euch nicht, wir wollen gute Nachbarn sein, aber keinesfalls, dass ihr in unserem Wohnzimmer sitzt".[4]

Das Wohnzimmer und die Offene Stadt

Die Jungen Grünen öffnen das Bild des Wohnzimmers in eine einschließende Richtung, indem sie postulieren: „Wir fordern eine offene Stadt […]".[5] Sie richten sich damit gegen die zunehmenden, von der Stadtregierung ausgehenden Beschneidungen des öffentlichen Raumes. Der adressierte Bürgermeister der Stadt bedient sich derselben Metapher – er hingegen, um städtische Ausschlussprozesse zu verdeutlichen.
Die Offene Stadt, die die Jungen Grünen in ihrer Kampagne konkret fordern, ist, dem Architekten Tim Rienits folgend, ein undefiniertes Konstrukt von Ideen. Den verschiedenen Ansätzen, die in unterschiedlichen Disziplinen zum Konzept der Offenen Stadt bestehen, sei gemeinsam, so Rienits, dass sie auf positive Werte und auf eine wünschenswerte Situation anspielen.[6] Die Formulierungsbeispiele des Grazer Bürgermeisters und die Kampagne der politischen Gegnerschaft zeigen, dass das Wohnzimmer als Vorstellungsbild sowohl zur Illustrierung von städtischen Schließungsprozessen, als auch von Öffnungsbestrebungen herangezogen werden kann.
Gesellschaftspolitisch gesehen zeichnet sich die Stadt Graz in den letzten Jahren eher durch Schließungsprozesse wie Alkohol- und Bettelverbote aus. So entstand auch die konkret gegen diese Ausschlussmechanismen gerichtete Kampagne der Jungen Grünen, die sich bewusst desselben Raumes und derselben Begriffsapparatur wie die Stadtregierung bediente.[7] Wie nähert sich die Kulturanthropologie dieser Thematik?

---

4 Aus: „Nagl gegen EU-Beitritt der Türkei." Beitrag vom 30. 6. 2005 auf orf.at: http://stmv1.orf.at/stories/78964.Abgerufen (Zugriff: 18. 11. 2013).

5 Aus: „Unsere Stadt – Dein Wohnzimmer!", Artikel auf der Homepage der Jungen Grünen: http://stmk.junge-gruene.at/2012/09/07/unsere-stadt-dein-wohnzimmer (Zugriff: 18. 11. 2013).

6 Vgl. Tim Rienits: Open City. In: workbook. Workshop 4th International Architecture Biennale Rotterdam 17./18. July 2008. Zürich 2008, S. 25-34, hier S. 29.

7 Die Jungen Grünen Salzburg verwendeten im März 2014 dieselbe Kampagne. Vgl. Blog der Jungen Grünen Salzburg: Unsere Stadt-Dein Wohnzimmer. http://sbg.junge-gruene.at/2014/02/15/unsere-stadt-dein-wohnzimmer/ (Zugriff: 20. 3. 2014).

Die Empirische „Kulturwissenschaft stellt wie auch Foucault die Frage nach der komplexen Herstellung von gesellschaftlicher Ordnung und der historischen Situiertheit von sozialen Werten, Normen und Sinnerfahrungen, die sich im Denken, Handeln und Fühlen der Menschen manifestieren. Diese analytische Suche gründet bei Foucault auf dem Diskursbegriff […]".[8]

Sabine Eggman schreibt, dass es gerade die „Anstößigkeiten" sind, die Zugang gewähren zu einem „diskursiven Feld". Hierzu zählt zweifelsohne die „Doppelsignifikanz" (E.L.) der Wohnzimmermetapher. Als Beispiele für Kennzeichen einer solchen „Anstößigkeit" nennt Eggmann Begriffe und Redeweisen, in denen „die gleiche inhaltliche Äußerung immer wieder variiert wird, dort wo (scheinbar) unterschiedliche Konzeptionen immer wieder mit der gleichen Begrifflichkeit gefasst werden […]."[9] Im Folgenden soll aufgezeigt werden, wie das Wohnzimmer als physischer Raum und als Vorstellungsbildzur Illustrierung städtischer Ausschlussprozesse herangezogen werden kann. Dazu muss der Text zunächst in die Vergangenheit abtauchen, zu den bürgerlichen Ursprüngen des Wohnzimmers.

Öffentlich und privat

Die Autor/innen der Studie „Bürgerschreck Punk" sehen in Siegfried Nagls Analogie zwischen Wohnzimmer und Grazer Hauptplatz eine „Anspielung auf den bürgerlichen Dualismus von öffentlicher und privater Sphäre", die wiederum an „bürgerliche Wertvorstellungen appellieren" würde. „[Damit] spricht [er] die Repräsentativität der ‚guten Stube' an, der sauberen, vorzeigbaren Privatsphäre, die nach distinktiven Kriterien und Codes gegliedert ist, und den Stand der Bewohnerin oder des Bewohners widerspiegelt. Das Diktum vermittelt den Eindruck, hier ginge es um einen Raum, der nach den Regeln der Privatsphäre strukturiert sei. Wenn der Bürgermeister an anderer Stelle zur Gruppe der Punks sagt, ‚in seinem Wohnzimmer würde man so etwas nicht wollen', wird auf alarmierende

8 Sabine Eggmann: Diskursanalyse. Möglichkeiten für eine volkskundlich-ethnologische Kulturwissenschaft. In: Sabine Hess; Johannes Moser; Maria Schwertl (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte, Berlin 2013, S. 55–77, hier S. 60.

9 Ebd. S. 62.

Weise die Rückseite der romantischen ‚Privatheit' des Öffentlichen deutlich: Der Ausschluss der Unerwünschten aus dem Arrangement."[10]
Reiners, Malli und Reckinger operieren hier mit Konzepten, deren Relationen zueinander im Stadtbürgertum der Moderne neu geknüpft wurden. Elisabeth Katschnig-Fasch sieht die Trennung der privaten Sphäre von der öffentlichen sowie die „Polarisierung in Arbeitswelt und Lebenswelt als in der Moderne entstandene ‚kulturelle Charakteristik' von Städten".[11] Brigitta Schmidt-Lauber schließt den Kreis, wenn sie die „Trennung der Sphären Öffentlichkeit und Privatheit" als „Ergebnis der Moderne seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts, konkret der Entwicklung des modernen Staates und der alltäglichen mentalitätsgeschichtlichen Folgen der Industrialisierung im 19. Jahrhundert" beschreibt.[12]
In diesem Knäuel aus gesellschaftlichen Umwandlungen ist das Wohnzimmer entstanden, als Raum einer Wohnung, der sich heute, fixen Assoziationen sicher, als politische Metapher gebrauchen lässt.

Ausgrenzung und Eingrenzung

Orvar Löfgren, der in seinem Aufsatz „The Sweetness of Home" der Genese der in der westlichen Welt mächtigen Metaphern von Zuhause und Familie auf die Spur zu kommen versucht, nennt als Fundament der bürgerlichen Wohnkultur, ein neues Ideal von Liebe, das sich mit der Industrialisierung abzeichnet. Diese neue Form der Liebe wurde von ebenfalls neuen Konzepten von Intimität und Privatheit begleitet.[13] Das verstärkte Verkehrsaufkommen der modernen Städte veranlasste das Stadtbürgertum, Tätigkeiten wie „Spielen, der [den] müßige[n] Aufenthalt oder das

10 Reiners; Malli; Reckinger (wie Anm. 2), S. 34f.
11 Elisabeth Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm, Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120–139, hier S. 121.
12 Brigitta Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt a.M., New York 2003, S. 146. So richtig komplett wird das Gefüge eigentlich mit dem Zusammenhang, den Joachim Petsch herstellt: „Die Trennung von Arbeit und Wohnen, die seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts das wesentliche Kennzeichen der bürgerlichen Gesellschaft ausmachte (…)." Joachim Petsch: Eigenheim und Gute Stube. Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens. Köln 1989, S. 30.
13 Vgl. Orvar Löfgren: The Sweetness of Home: Class, Culture and Family Life in Sweden. In: Ethnologia Europaea XIV (1984), S. 44–64, hier S. 45.

Miteinanderreden im öffentlichen Raum“ in die eigenen vier Wände zu verlegen.[14] Hartmut Häußermann und Walter Siebel schildern in ihrer umfassenden „Soziologie des Wohnens“ den Übergang vom „Ganzen Haus“ der ständischen Gesellschaft zur städtischen bürgerlichen Wohnkultur als einen Prozess, in dem die Spaltung der privaten Sphäre von der öffentlichen im eigenen Zuhause weitere Differenzierungen erfährt.
Im Austausch zu den kulturellen Praxen, die hinter die Hausmauern verlegt wurden, traten andere aus den Räumen hervor. Geburt, Sterben und Krankheit waren, ebenso wie die Erwerbstätigkeit des Hausherrn, nun aus der Wohnung ausgegliederte Tätigkeiten.
Mit der Auslagerung der Arbeit blieb die bürgerliche Wohnung als bloßer Wohnraum zurück, die noch im Haus verbleibenden Dienstbot/innen wurden, gemeinsam mit ihren Arbeitsbereichen, der Küche und den übrigen Wirtschaftsräumen, an den Rand der Wohnung gedrängt.
Joachim Petsch sieht in der „Absonderung der Küche und der übrigen Wirtschaftsräume vom Wohnbereich“ einen entscheidenden Auslöser der Distanzierung der Herrschaft von ihrem Dienstpersonal, hatten diese zwei „Schichten“ doch im „Ganzen Haus“ noch auf engem Raum miteinander gelebt.[15] Die Häuser mussten nun Platz und Infrastruktur für Privatheit und Intimität bieten, denn auch Körperlichkeit und Emotionen wurden privatisiert.[16]
Häußermann und Siebel zitieren Philippe Ariès Schilderung des Sozialgefüges im „Ganzen Haus“ der ständischen Gesellschaft:
„Die Historiker haben uns bereits seit langem darüber aufgeklärt, daß der König niemals allein blieb. In Wirklichkeit war es jedoch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts so, daß überhaupt niemand allein war. Die Intensität des sozialen Lebens [im Haus, Anm. E.L.] verbot die Isolierung, und man pries es als seltene Leistung, wenn es irgendjemandem gelungen war, sich für einige Zeit ‚hinter dem Ofen‘ oder ‚hinter seinen Studien‘ zu verkriechen.“[17]

14 Hartmut Häußermann; Walter Siebel: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, 2. Auflage, Weinheim, München 2000, S. 23. Auch zitiert bei Silke Steets: „Wir sind die Stadt!“ Kulturelle Netzwerke und die Konstitution städtischer Räume in Leipzig, Frankfurt a.M., New York 2008, S. 190.
15 Joachim Petsch (wie Anm. 14), S. 37.
16 Vgl.: Häußermann; Siebel (wie Anm. 16), S. 23f und Petsch (wie Anm. 13), S. 25ff.
17 Philippe Ariès: Geschichte der Kindheit, 8. Auflage. München 1988, S. 547, zitiert in:

Die Form der Liebe, die in den Häusern der vormodernen Zeit verspürt worden wäre, schließen Häußermann/Siebel an, sei eine wenig intime gewesen.[18]

Dem gegenüber stellt sich nun Löfgrens „intime Liebe", die sich auf die Kernfamilie reduzierte, die nach dem Auszug oder der Ausgrenzung der Dienstbot/innen im Haus verblieb. Mit diesem neuen Ideal von Häuslichkeit, Intimität und Liebe im Rücken, stieg auch die Aufmerksamkeit, die der Dekoration des bürgerlichen Zuhauses in seiner Doppelfunktion als „show-case to the world and a shelter against it" nun zukam. „As never before families invested time, money and a burning interest in designing their domestic tableau, creating impressive landscapes and a special atmosphere in room after room."[19]

Das Herz der bürgerlichen Wohnung bildete das Schlafzimmer des Hausherrenehepaares. Schichtspezifische Eingänge, für Dienstbot/innen auf der einen und geladene Gäste auf der anderen Seite, selektierten die Besucher/innen bereits außerhalb des Hauses. Je mehr man sich dem Herz des Hauses näherte, desto geladener waren die Gäste. Häußermann und Siebel nennen es einen „Wandel in den Beziehungsgefügen", der „einen Wandel der räumlichen Organisation zur Folge"[20] hatte. Diese räumliche Organisation wiederum bot Gestaltungsspielräume des bürgerlichen Ideals: Ankommende wurden in der Diele in geladen und nicht geladen klassifiziert und in Salons und Herrenzimmer oder Bibliotheken empfangen. Am geliebten Rand der Wohnung schließlich befand sich das Schlafzimmer und am ungeliebten die Wirtschaftsräume mit ihren unangenehmen Gerüchen.[21]

In Graz hat dieses Wohn- und Lebensideal ganze Stadtbezirke erschaffen. Geidorf und St. Leonhart sind „ein Raum, der unter und mit der Trennung öffentlich/privat, innen/außen, wohnen/arbeiten entstanden ist und unter den Bedingungen eines kapitalistischen Zeitbewusstseins gebaut wurde, das die Lebenswelten rigid nach gesellschaftlichem Oben

Häußermann; Siebel (wie Anm. 15), S. 32. Hervorhebung im Original.

18 Vgl. Häußermann; Siebel (wie Anm. 16), S. 32.

19 Löfgren (wie Anm. 15), S. 46 und 47.

20 Häußermann; Siebel (wie Anm. 16), S. 34.

21 Vgl. Löfgren (wie Anm. 15).

und Unten zu ordnen begann. Hier wurde zum Ende des 19. Jahrhunderts der vormodernen Stadt das Ende angesagt; die kulturellen Orientierungen der Bewohner ebenso wie ihre Wohnbereiche sind nach einer neuen heroischen Zeit und einer städtischen Verwaltungsbürokratie ausgerichtet."[22]

„STAGE AND SHELTER"[23]

Sich an Orvar Löfgrens Doppelfunktion des bürgerlichen Wohnhauses als „show-case" bzw. „stage" und „shelter" orientierend, ist die Rekonstruktion der bürgerlichen Wohnkultur bisher der shelter-Funktion gefolgt, die grundsätzlich nicht jede/n ins Haus ließ und zudem auch innerhalb des Hauses weitere räumliche und soziale Begrenzungen schuf. Joachim Petsch sieht in der Trennung der Raumfläche in einen „repräsentativen Wohnbereich" und einen „intimen Schlafbereich" sogar „das wichtigste Kennzeichen bürgerlichen Wohnens".[24]

Doch wo zeigte sich das bürgerliche Ehepaar seinen geladenen Gästen? Im Salon, lautet die Antwort.

Der Kunsthistoriker Petsch unterscheidet in seiner „Genese der Guten Stube" zwischen Großbürgertum und Bürgertum.[25] Während das Großbürgertum bemüht gewesen sei, in seiner Gestaltung des Salons die höfische Wohnkultur zu imitieren, hätte das mittelständische Bürgertum das Mobiliar des höfischen Salons „umgruppiert". Der Salon des nicht-großbürgerlichen Bürgertums „diente der ‚verfeinerten' Geselligkeit im kleinen Kreis, worunter Gespräche, Musizieren, Spiele, etc. zu verstehen sind, den ‚Empfängen ohne Essen' und für häusliche Feste zu Weihnachten und Ostern sowie zu Geburtstagsfeiern."[26] Für diesen Salon hätte sich später die Bezeichnung Wohnzimmer „eingebürgert".[27] Treffender als durch Petschs – vermutlich unabsichtliche – Formulierung, das Wohnzimmer

22 Katschnig-Fasch (wie Anm. 13), S. 125 und dies.: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte, Sonderband 24). Wien, Köln, Weimar 1998, S. 113f.
23 Löfgren (wie Anm. 15), S. 47.
24 Petsch (wie Anm. 14), S. 35.
25 Ebd., S. 37.
26 Ebd.
27 Ebd.

hätte sich „eingebürgert“, kann der Ursprung des Wohnzimmers eigentlich nicht benannt werden.

Häußermann und Siebel betonen, dass jeder Versuch einer Rekonstruktion „stilisiert“.[28] Der Autorin geht es in diesem Text nicht darum, die *eine* Wahrheit, den *einen* Ursprung zu finden**.** Vielmehr wird versucht, lose Bausteine der Geschichte eines Phänomens wieder lose zusammen zu stellen, um dadurch ihre gegenwärtige Semantik dekonstruieren zu können. Die Rückverfolgung des Diskurses rund um das „Wohnzimmer“ führte in die Zeit der beginnenden Moderne, als die Wohnform des „Ganzen Hauses“ von einer bürgerlichen Wohnkultur abgelöst wurde, die sich allmählich aus der Abspaltung einer privaten Sphäre von der Öffentlichkeit, zunehmender Freude an Intimität, Kernfamiliendasein und hinter private Wände verbannte Leiblichkeit und Emotionalität entwickelte. Der bürgerliche Rückzug wiederum veranlasste Neuarrangierungen in der Raumplanung und Raumnutzung der Wohnungen. Gemeinsam führten diese beiden Trends zu einer bürgerlichen Wohnkultur, als deren Kennzeichen Joachim Petsch die Trennung in einen „repräsentativen Wohnbereich“ und einen „intimen Schlafbereich“ benennt.

Der Kunsthistoriker Martin Warnke rekonstruiert in seinem vielzitierten[29] Aufsatz die „Raum- und Sinnlücke“, die der Auszug des Schlafbereiches aus dem Wohnbereich dort zurückgelassen hatte. „In den funktionalen Leerraum des Wohnzimmers zog die Sofa-, Sitz- oder Couchecke ein. Sie ist eine geschlossene Zelle.“ [30]

---

28 Vgl.: Häußermann; Siebel (wie Anm. 16), S. 23.

29 Siehe Anm. 32.

30 Martin Warnke: Zur Situation der Couchecke. In: Stichworte zur „Geistigen Situation der Zeit“. 2. Band: Politik und Kultur, hg. von Jürgen Habermas. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 673- 687, hier S. 673f. (Bevor allerdings der Schlafbereich aus dem Wohnbereich ausziehen konnte, musste übrigens die Arbeit aus der Wohnung ausziehen, so auch Warnke. Warnke ist in diesem Text die älteste Quelle und daher in dieser Konstellation, obwohl letztgenannt, der erste, der von einem Auszug der Arbeitswelt aus der Behausung ausgeht. Von derselben (schon synchronen) Abfolge der sozialen und innenräumlichen Transformationen der Moderne gehen etwa 10 Jahre später auch Petsch, der sich an anderen Stellen auch ausdrücklich auf Warnke bezieht und fast 20 Jahre später Elisabeth Katschnig-Fasch aus; etwa 30 Jahre später baut Silke Steets einen großen Teil ihrer Argumentation auf Warnkes Text auf. Auch in Häußermann und Siebels „Soziologie des Wohnens“ und in Schmidt-Laubers Band zur Gemütlichkeit wird er eingearbeitet. Vgl. Petsch (wie Anm. 14); Katschnig-Fasch 1998 (wie Anm. 24); dies. 2002 (wie Anm. 13); Steets (wie Anm. 16); Häußermann; Siebel (wie Anm. 16); Schmidt-Lauber (wie Anm. 14).

Unklar ist, wie Warnkes entscheidender Satz zur „Herkunft" der Couchecke zu verstehen ist: „Das heutige [1979, Anm.] Interieur entstand jedoch nicht als Gegenentwurf zum Salon. Sein Pathos bezog das moderne Wohnzimmer aus dem Kampf gegen die gefrorene Form des Salons, gegen die Gute Stube."[31] Gut vorstellbar wäre, dass Warnke sagen möchte, die „geschlossene Zelle" Couchecke sei als Verdichtung und Intimisierung des Salonmobiliars entstanden, was jedoch schon einen gewissen Gegenentwurf darstellt. Silke Steets, die Warnkes zündenden Satz auch bespricht, liest daraus keinen Gegenentwurf.[32] Martin Warnke bot in seinem Text noch einen anderen Ursprung der Sofaecke an. Anstelle der „von innen kommenden" Richtung aus dem höfischen Salon schlägt er eine Herkunft „von draußen" aus der Öffentlichkeit vor, nämlich aus Cafés, Kneipen oder „englischen Clubs."[33]
Gegen Ende seines Essays kommt Warnke zu dem Resümee, dass „die Couchecke, die sich in diesem Jahrhundert [dem 20. Jh.] als Symbol einer abgeschirmten, intimisierten Privatexistenz ausgebildet und durchgesetzt hat, […] im Begriff [ist], sich in der Außenwelt aufzulösen."[34]

Zurück nach draussen?

Wie lesen wir Martin Warnkes Schlusssatz aus dem Jahr 1979 zu Beginn des Jahres 2014?
Margret Tränkle fand in ihrer Anfang der 1970er Jahre durchgeführten Studie zu Wohnkultur und Wohnweisen heraus, dass Polstermöbel ein konstituierendes Merkmal der Wohnzimmer darstellten.[35] Wenn die Couch prägend für die Semantik des „Wohnzimmers" ist und Warnke sie sich in der Außenwelt auflösen sieht, hat er dann schon Ende der 70er vorausgesagt, dass die als private Bühnen geborenen Wohnzimmer, die beherbergten, was aus dem öffentlichen Raum verschwand, ihre Hand-

31 Warnke (wie Anm. 32), S. 680.
32 Steets (wie Anm. 16), S. 191.
33 Warnke (wie Anm. 32), S. 682.
34 Ebd, S. 687.
35 Vgl.: Margret Tränkle: Wohnkultur und Wohnweisen (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 32), Tübingen 1972, S. 100ff.

lungsmuster wieder nach draußen bringen und selbst auch gleich mit nach draußen kommen werden?
In den letzten Jahren tauschte das Grazer Café Harrach seine steifen wienerischen Kaffeehaustische und -sessel gegen Secondhand-Wohnzimmermöbel der 50er, 60er, 70er, 80er aus; im selben Stadtviertel eröffnete bereits vor einigen Jahren ein Coffee-Shop, der sich explizit „Wohnzimmer" nennt und sich auch als Klischee eines solchen präsentiert; in derselben Straße eröffnete ein weiterer Coffee-Shop, der seine Gäste auf Lehnstühlen und ausladenden Sofas Platz nehmen lässt. Mit den Worten „Unsere junge Altstadt ist so etwas wie unser gemeinsames Wohnzimmer. Sie lädt ein zum Treffen und Wohlfühlen, zum Einkaufen und Bummeln," unterstreicht die Stadt Villach die „Gemütlichkeit" ihres öffentlichen Raumes.[36] (Abb. 2)

Abb. 2: Die Villacher Innenstadt inszeniert sich als Wohnzimmer
(Quelle: http://www.villach.at/inhalt/182236_182653.asp, 20. 1. 2014).

Elisabeth Katschnig-Fasch sah in der „Polarisierung in Arbeitswelt und Lebenswelt" und der Abtrennung einer privaten Sphäre von der öffentlichen die „kulturelle Charakteristik" der Städte in der Moderne. An diese Bilanz schloss sie an, dass die Sphären „öffentlich" und „privat" in der Postmoderne, deren Zenit wir wahrscheinlich schon wieder überschritten haben, wieder „verschwimmen" würden.[37] Johanna Rolshoven dia-

36 „Mitten drin im pulsierenden Zentrum", Beitrag auf der Homepage der Stadt Villach vom 28. 2. 2013, http://www.villach.at/inhalt/182236_182653.asp (Zugriff: 20. 1. 2014).
37 Katschnig-Fasch (wie Anm. 13), S. 121.

gnostiziert ein „überlappen" des Privaten und des Öffentlichen, die als „gesellschaftlich gesetzte Markierungen […] offener und unschärfer geworden sind."[38] Ist das Wohnzimmer als Bild eines gebauten Raumes, als „Sachensemble"[39] in Stücken, als semantisches Geflecht ein Beispiel für die wieder verschwimmenden/sich überlappenden Sphären von Privatheit und Öffentlichkeit?

Es fällt am Beispiel des Marketings der Stadt Villach und dem Sujet der Jungen Grünen auf, dass eine Couch als Signifikant ausreichen könnte, um als Signifikat „Wohnzimmer" zu erreichen. In beiden Fällen enthält das Bild allerdings auch eine „linguistische Nachricht".[40] Die beiden Bilder noch ein wenig länger mit Barthes Augen betrachtend, sieht die Betrachterin auf denotativer Ebene ein Sofa, auf konnotativer Ebene eben vielleicht ein Wohnzimmer, oder aber auch Gemütlichkeit.[41]

„Das Haus Graz" [42]

Martin Warnke sieht die Sofaecke in Auflösung begriffen, aber er weiß nicht, wohin diese Auflösung führen wird: „Es ist den Dingen nicht mehr abzulesen, ob dadurch die Welt wohnlich werden kann oder eine der letzten Gegenwelten aufgezehrt wird."[43] Warnke dachte dabei vielleicht an eine Außenwelt, die 1979 noch nicht „wohnlich" war. Ist sie es im Jahr 2014? Wenn Warnke das private Wohnzimmer als „Gegenwelt" bezeichnet und vermutet, dass die Couchecke einst aus Kaffeehäusern und Clubs

38 Johanna Rolshoven: SOS: neue Regierungsweisen oder Save our Souls – ein Hilferuf der schönen neuen Stadt. In: Bricolage 6. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie, hg. von Reinhard Bodner; Timo Heimerdinger; Nikola Langreiter; Silke Meyer; Ingo Schneider. Innsbruck 2010, S. 23–35, hier S. 32.

39 Hans-Peter Hahn: Von der Ethnographie des Wohnzimmers – zur „Topografie des Zufalls". In: Elisabeth Tietmeyer; Claudia Hirschberger; Karoline Noack; Jane Redlin (Hg.): Die Sprache der Dinge – kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur (=Schriftenreihe des Museums Europäischer Kulturen, 9). Münster, New York, München, Berlin 2010, S. 9–21, hier S. 15.

40 Roland Barthes: Die Rhetorik des Bildes. In: Günther Schiwy: Der französische Strukturalismus. Mode, Methode, Ideologie. Reinbek bei Hamburg 1969, S. 158-166, hier S. 162.

41 Vgl. ebd S. 158–166 und Niels Brügger; Vigsö Orla (2008): Strukturalismus. München 2008, S. 61.

42 = Überschrift auf der Website der Stadt Graz in der Rubrik „Sicherheit und Ordnung", http://www.graz.at/cms/beitrag/10205294/4932427/ (Zugriff: 21. 1. 2014).

43 Warnke (wie Anm. 32), S. 687.

in die Wohnzimmer gelangt ist[44], und nun Sofas auf öffentlichen Plätzen in der Innenstadt aufgestellt werden, ist diese Gegenwelt nun aufgezehrt? Zeitgleich mit seinen einzelnen dreidimensionalen Einrichtungsgegenständen wurde das Wohnzimmer auch als Metapher an die Öffentlichkeit gezerrt. Wenn sich nun die Stadt Graz auf ihrer Website als „Haus Graz" bezeichnet, in dem übrigens für „Sicherheit und Ordnung"[45] gesorgt werden muss, verweist das auf eine erwünschte gedankliche Verbindung der bürgerlichen Wohnkultur mit öffentlichen Räumen?

Am Grazer Hauptplatz hat dieser Aufsatz begonnen, dorthin kehrt er nun auch zurück. Der Grazer Bürgermeister bezeichnet „seine" Stadt als „Haus" und den Hauptplatz dieser Stadt als das Wohnzimmer dieses Hauses. Dadurch bekommt der Hauptplatz, gemäß Löfgrens Doppelfunktion des bürgerlichen Zuhauses, die Funktion der „stage".[46] „The drawing-room becomes the main stage for greeting visitors (of the right social standing) and it is a room which had to be decorated with great care."[47] Das 2005 in Kraft getretene Steiermärkische Landessicherheitsgesetz[48] ermöglichte es der Stadt, durch Alkoholverbote in der gesamten Grazer Innenstadt und das konstruierte Vergehen der Anstandsverletzung sowie durch das (mittlerweile als verfassungswidrig aufgehobene[49]) Verbot der Bettelei ihre Bühne dekorativ zu halten. Störende Körperlichkeit oder Emotionen nicht-standesgemäßer Besucher/innen (Punks, Obdachlose, Bettler/innen) können mit der Begründung der Anstandsverletzung zu einer Wegweisung aus dem Wohnzimmer führen, wie einst jede Art der Körperlichkeit auch aus der Öffentlichkeit in die äußeren Räume der Wohnung verbannt wurde.[50] Alles vielleicht Unschöne kann im Zuge dieser Säuberungsaktionen aus dem Wohnzimmer entfernt wer-

44 Ebd., S. 682.
45 Wie Anmerkung 44.
46 Vgl. Löfgren (wie Anm. 15), S. 47.
47 Vgl. ebd.
48 Vgl. Steiermärkisches Landessicherheitsgesetz (wie Anm. 3).
49 „Bettelverbot ist verfassungswidrig". Artikel vom 10 .1. 2013 auf orf. at: http://steiermark.orf.at/news/stories/2566498/ (Zugriff: 21. 1. 2014).
50 Vgl. zum Begriff des Anstands, überwiegend aus juristischer Sicht: Ronald Frühwirth: Der Versuch einer Annäherung an einen vagen Begriff. In: juridikum. zeitschrift für kritik /recht/gesellschaft (2011) 1. thema: Der öffentliche Raum. Nutzung-Kontrolle-Ausgrenzung, S.63–70.

den.[51] Johanna Rolshoven stellte bereits 2010 hinter dem Arrangement der Grazer Innenstadt bürgerliche Ideale fest.[52]

Mehrmals jährlich jedoch öffnet der Bürgermeister sein Wohnzimmer für geladene (=kaufkräftige) Gäste, um mit ihnen gemeinsam, begleitet von Alkoholkonsum und wohl auch einigen Anstandsverletzungen, die steirische Volkskultur oder auch das Weihnachtsfest zu feiern.

Der Soziologe Detlev Ipsen sieht sogar „im utopisch positiv gedachten Entwurf der offenen Stadt […] die Paradoxie von Toleranz und Ignoranz enthalten […]. Was den einen als bunte Vielfalt lieb ist, begreifen andere als bedrohliches Chaos. Was die einen als Basis der Innovation loben, sehen die anderen als existenzielle Bedrohung. Es ist dieselbe Realität des Städtischen, die Neugier und Angst hervorruft."[53] Ipsens Paradoxie von Toleranz und Ignoranz zeigt genau die beiden Pole auf, zu denen sich die Wohnzimmer-Metapher ziehen lässt und sammelt in einem dazwischen entstehenden Raum Ausgrenzungspolitiken und Schließungsprozesse der Städte ebenso, wie dem entgegengesetzte Initiativen.

Ipsen knüpft das Konzept von einer offenen oder einer geschlossenen Stadt an „ihre" Einstellung zu etwas Neuem, wobei Neues sowohl von außen als auch von innen kommen kann. Tim Rienits stellt sich die Offene Stadt als „condition" vor, „that enables individuals or communities to develop and to emancipate, not simply in their own advantage, but in appreciation of the city as a whole. In other words: The open city is more than just a place to 'live and let live'. It is a place – in the ideal case – of entanglement, emancipation and participation."[54] Und weil dieses Ideenkonstrukt in der Praxis zu Interessenkonflikten führen würde, könne eine Offene Stadt nur als verwundbare Balance zwischen unterschiedlichen Interessen verstanden werden, die ständig ausverhandelt werden müssen. Rienits folgend bilden die Differenzen zwischen Kulturen, Religionen, Lebensstilen, usw. sowie konstante Aushandlungsprozesse die Basis einer Offenen

51 Vgl. Joachim Hainzls Beurteilung des Landessicherheitsgesetzes im nicht mehr ganz so aktuellen Artikel: Elisabeth Luggauer: Graz: Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit im Öffentlichen Raum. Publiziert auf: neuwal.com: http://neuwal.com/index.php/2011/06/09/graz-sauberkeit-ordnung-und-sicherheit-im-offentlichen-raum/ (Zugriff: 21. 1. 2013).

52 Vgl.: Rolshoven (wie Anm. 40), S. 27f.

53 Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Skizze. In: www.safercity.de/1999/skizze.html. (Zugriff: 21.1.2014), S. 3.

54 Tim Rienits (wie Anm. 7), S. 29.

Stadt. Differenzen begegnen uns in Person einer „Fremden". Diese Fremde charakterisiert Rienits gleich wie Ipsen nicht unbedingt als aus einem anderen Land kommend, sondern auch einfach als eine, die nicht der „dominant culture" einer Stadt entspricht. Das Wohnzimmer des konservativen Bürgermeisters zeigt sich weder gegenüber Neuem bzw. Fremdem „von innen", z.B. „Punks", noch gegenüber Neuem / Fremdem „von außen", im obigen Beispiel die Türkei, aber auch die überwiegend nicht in Österreich gemeldeten Bettler/innen, besonders offen. Als Offene Stadt präsentiert sich Graz nur für kaufkräftiges, touristisches „Neues" und „Fremdes". Ein vermeintliches Sicherheitsgesetz, das letztendlich Verhaltensweisen kriminalisiert, die mit der Wegweisung aus dem Wohnzimmer geahndet werden können, kann auch kaum als Aushandlungsprozess verstanden werden, sondern zeigt eher eine städtische Entwicklung, die aus dem Wunsch nach Konkurrenzfähigkeit entstanden ist: „the national welfare state has abandoned the paradigms of urban equality and spatial contiguity. Instead, a great number of different new public, private, and semi-public players have taken over considerable parts of urban development, shaping the city according to their partial ambitions and interests."[55]
Das Wohnzimmer als Raum einer privaten Wohnung weist als zentrales Merkmal den Ausschluss von Unerwünschtem auf, und ist in der Gegenwart mit den Attributen von geschützter Gemütlichkeit behaftet. Mit der Übertragung des Begriffes des Wohnzimmers auf den öffentlichen Raum dehnt sich auch die private gestalterische Freiheit eines Wohnzimmers, das private Recht, sich seine Gäste auszusuchen, auf den öffentlichen Raum aus. Wird das Wohnzimmer als semantische Aufladung aus seiner häuslichen Verankerung gerissen, um Prozesse zu begleiten, zu begründen, die einst zu seiner Entstehung führten? Verdeutlicht die Wohnzimmer-Metapher in der Stadtpolitik einen Neustart der bürgerlichen Werte der Moderne?
Schon Marx sagte, die Geschichte entwickle sich zyklisch; und Aufgabe der Kulturanthropologie ist es, neben anderen, auch diese zu beobachten.

55 Ebd.

Am Rande des Zentrums
Das Grazer Billa-Eck als Nische einer offenen Stadt

Ruth Dorothea Eggel

Einleitung

Am Grazer Hauptplatz etablierte sich in den letzten Jahren, an einem bis dahin unbeachteten Ort, ein Raum, der unter dem Namen „Billa-Eck" Eingang in die mentalen Landkarten der Stadtbewohner_innen fand. Vor einem Eckhaus, in dem die Supermarktkette „Billa" eine Filiale hat, entstand ein Treffpunkt, der von verschiedenen Personen und Gruppen genutzt wird. Medial und politisch erfuhr er in der Folge viel Rezeption. Es ist ein Raum, eigentlich Zwischenraum und Übergangsraum, den sich Akteur_innen aneignen, ihm eine neue Funktion und Bedeutung geben und so durch ihre Alltagshandlungen neuschaffen. Ausgangs- und Angelpunkt dieses Textes ist dieser besondere Raum in Graz.
Die „Verbotshauptstadt" Graz ist zurzeit ein oft verwendetes Schlagwort, das auf eine Reihe lokal-politischer Entscheidungen verweist. Die deutsche Wochenzeitung „Die Zeit" berichtet 2009: „Keine andere Großstadt in Österreich hat in den vergangenen Jahren ein dichteres Sicherheitsnetz

aus Verordnungen und Restriktionen gewoben wie [sic!] Graz."[1] Gegen die Personen am Billa-Eck werden gezielte Maßnahmen, wie etwa ein Alkoholverbot, zur Verdrängung eingesetzt. Dabei bleiben die „unerwünschten" Personen des Billa-Ecks in den medialen und politischen Diskussionen um den Ort meist anonym, sie erfahren keine persönliche Beachtung und keine eigene Stimme.

Abb. 1: Die Billa-Filiale vor dem Grazer Hauptplatz (Foto: Ruth Eggel)

Diese Schließungsprozesse des öffentlichen Raumes sind ein Aspekt, der bei der Betrachtung des Billa-Ecks von Bedeutung ist. Das Bestehen und die Duldung dieses Ortes und seiner Akteur_innen jedoch, trotz des mittlerweile ausgeweiteten Alkoholverbots, weisen zugleich auch auf eine Toleranz und Offenheit hin, auf eine Stadt, in der solche Aneignungsprozesse möglich sind. An dieser Ambivalenz setzt der vorliegende Text an. „Der Hauptplatz ist ein Ort, der vieles zuläßt, an dem viel geschieht, das an anderen Plätzen der Stadt undenkbar wäre."[2] Es ist ein Stück öffentli-

1 Lukas Kapeller: Singapur liegt an der Mur. Harte Gesetze und kleinliche Verordnungen verwandeln Graz in eine Sicherheitszone. Dennoch geht die Angst um. In: Die Zeit, 3.6.2009, http://www.zeit.de/2009/24/A-Graz/seite-1 (Zugriff 10.6.2013)

2 Doris Warmuth: Der Grazer Hauptplatz. In: Manfred Omahna, Martin Wirbel, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Der andere Blick auf die Stadt, Kuckuck Sonderband 3/1999, Graz

cher Raum, der „zweckentfremdet" genutzt wird. Insofern findet hier eine Einbindung der „Fremden" statt, was laut Kaschuba von großer Bedeutung für eine offene Stadt ist.[3] Ipsen sagt, eine Stadt benötigt spezielle Räume, in denen „Neues" entwickelt werden kann, Zwischenräume, Übergangsräume, die nicht beladen mit „Kultur" sind. Diese „Nischen" sind für eine offene Stadt als Möglichkeitsräume nötig.[4] In dieser Hinsicht muss gefragt werden, inwieweit diese Nischen in Verbindung mit den Räumen der hegemonialen urbanen Kultur stehen, oder ob sie in räumlicher Nähe und dennoch stark separiert von anderen Gruppen funktionieren, wie Rieniets erläutert.[5] Dabei soll nach den sichtbaren und unsichtbaren Grenzen gesucht werden, die das Billa-Eck und seine Akteur_innen von anderen Gruppen trennen, aber auch nach Aspekten der Offenheit, die Zeichen der Porosität und Durchlässigkeit der Stadt sind.[6] Die Etablierung einer Sicherheitsgesellschaft, wie sie auch in Graz zu beobachten ist, beschneidet persönliche Grundrechte zunehmend, während eine offene Stadt auf einer demokratischen Idee aufbaut, die die Grundrechte aller Menschen ernst nimmt. Dennoch gibt es in Graz Übergangsräume und Nischen innerhalb der kontrollierten Stadt, wie eben das Billa-Eck. Daher soll die zentrale Fragestellung lauten, *wie anhand des Fallbeispiels Billa-Eck solche Übergangsräume geschaffen werden und funktionieren, welche Funktionen sie für die Stadt erfüllen und welche Aspekte einer offenen Stadt sie aufweisen.*

Abb.2: Panoramabild Hauptplatz Graz, aus Perspektive des Billa-Eck (Foto: Michael Stiedl, Creative Commons).

1999, 90–105, hier S. 90.

3 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Offene Städte! In: Nils Grosch, Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. Münster 2010, 23–34, hier S. 23ff.

4 Vgl. Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Skizze, 1999, online unter http://www.safercity.de/1999/skizze.html.

5 Vgl. Tim Rieniets u.a. (Hg.): Open City_Designing Coexistence. Amsterdam 2010, S. 30f.

6 Vgl. ebd. S. 28.

Der Schauplatz

Graz ist eine mittelgroße Stadt mit dem Stadtkern der „Grazer Altstadt". Das Zentrum der Stadt ist der Hauptplatz (Abb.2), von dem alle größeren Einkaufsstraßen der Innenstadt wegführen und der über die Achse der „Herrengasse" – als die bekannteste Einkaufsstraße – mit dem Verkehrsknotenpunkt des Jakominiplatzes verbunden ist. Rund um den Hauptplatz breiten sich aber nicht nur Einkaufsstraßen sternförmig aus, er liegt auch innerhalb des Grazer „Bermudadreiecks", das seinen Namen von den vielen Bars und Kneipen bekam, die den Hauptplatz auch zu einem zentralen Raum des Grazer Nachtlebens machen. Der Hauptplatz ist damit Dreh- und Umschlagplatz für das soziale Leben in Graz und hat als solcher eine lange Geschichte und großes symbolisches Gewicht.[7]
Gesäumt ist der Hauptplatz von Bauten im Stil der Spätgotik, des Barock und Biedermeier sowie des Historismus[8], in deren untersten Etagen Geschäfte angesiedelt sind. Der Platz selbst wird vom Erzherzog-Johann-Brunnen in der Mitte in zwei Teile geteilt. Über die nördliche Hälfte verteilen sich diverse Stände, während die große Freifläche des südlichen Teils immer wieder temporären Veranstaltungen Platz und Bühne bietet.
Zwischen dem Eck des Rathauses, in dessen unteren Geschossen eine Bank angesiedelt ist, und dem Haus, in dem der Supermarkt Billa eine Filiale unterhält, liegt besagtes Billa-Eck. Obwohl hier keinerlei Möglichkeiten zum Verweilen vorgesehen sind, wird der Raum vor dem Supermarkt häufig von verschiedenen Personen als Treffpunkt genutzt, die als „Billa-Eck-Szene" für viel Aufregung in der Stadt sorgten und sorgen.
Betrachtet man die Prozesse, die zur Entstehung des Billa-Ecks beitrugen, muss man einige Jahre ausholen. Das Phänomen hat seinen Ursprung in einer Zeit, als eine Gruppe von Menschen, die als „Punks" bezeichnet wurden, sich häufig rund um den Erzherzog-Johann Brunnen trafen. Damals wurden diese Leute verunglimpft und ihre gut sichtbare Platzierung am Prunkplatz der Stadt von Seiten der Politik öffentlich problematisiert. Erste praktische Schritte gegen diese Gruppe wurden 2004 unternommen, als Bürgermeister Siegfried Nagl, dem die Punks ein Dorn im Auge waren, politische Maßnahmen einleitete, mit denen er dezidiert

7 Vgl. Warmuth (wie Anm. 2.), S. 91.
8 Vgl. ebd.

das „Punkproblem“ wie es von Zeitungen betitelt wurde in den Griff bekommen wollte.[9]

Zunächst sollte ein Ring von Kirschlorbeerbäumen rund um den Brunnen den Zugang zu den Treppen des Brunnens, verhindern. Es folgten eine Reihe weiterer Verdrängungsmaßnahmen. Eine davon war der Erlass eines Alkoholverbots am Hauptplatz und im Univiertel[10]; eine weitere das Landessicherheitsgesetz 2005, durch das „anstößiges“ oder gesetzeswidriges Verhalten mit Geldstrafen und Wegweisungen geahndet werden konnte. Der Konsum von Alkohol war durch das Alkoholverbot nur noch in den ansässigen Gastgärten, an den Ständen oder während der Glühwein-Saison erlaubt, exekutiert wurde dieses Verbot mit Geldstrafen. Dies führte dazu, dass diese Menschen nun nicht mehr am Brunnen, sondern abseits des Hauptplatzes, an der Südseite der Billa-Filiale, neben einem kleinen Kreisverkehr ihr temporäres Lager aufschlugen. Aufgrund des Ausbleibens der gewünschten Wirkung wurde das Alkoholverbot 2012 ausgeweitet und umfasst nun einen Großteil der Innenstadt, vom Schlossbergplatz bis zum Jakominiplatz, inklusive Tummelplatz u.ä. (Abb.3).[11]

2007 wurde in Graz, ermöglicht durch das neue Landessicherheitsgesetz, die Grazer Ordnungswache gegründet. Sie zeigt, laut eigener Beschreibung, „Regelwidrigkeiten im geordneten städtischen Zusammenleben auf und schreitet dagegen maßvoll ein."[12] Sie ist ein weiteres, im Stadtbild präsentes Mittel, das gezielt zur Kontrolle „unerwünschter“ Personen im öffentlichen Raum eingesetzt wurde.

---

9 Vgl. Die Presse: Grazer Innenstadt, Ausweitung der Alkoholverbotszone, 5.2.2012, http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/754054/Grazer-Innenstadt_Ausweitung-der-Alkoholverbotszone (Zugriff 10.6.2013).

10 Vgl. Stadt Graz: Alkoholverbot am Hauptplatz, Verordnung, 24.8.2007, http://www.graz.at/cms/beitrag/10139065/1580820/ (Zugriff 20.10.2013) und Stadt Graz: Alkoholverbot im Univiertel, Verordnung, 6.3.2009, http://www.graz.at/cms/beitrag/10139074/1580820/ (Zugriff 20.10.2013).

11 Vgl. Stadt Graz: Alkoholverbot in der Innenstadt, Verordnung, 30.3.2012, http://www.graz.at/cms/beitrag/10194052/1580820/ (Zugriff 20.10.2013).

12 Vgl. Stadt Graz: Die Aufgaben der Ordnungswache, http://www.graz.at/cms/ziel/4932409/DE/ (Zugriff 10.3.2014).

Abb.3: Die Alkoholverbotszone der Stadt Graz (Quelle: Stadt Graz: http://www.graz.at/cms/dokumente/10194052_1580820/d57d1907/ 1040_alkoholverbot_a4.jpg)

Immer wieder wird das Billa-Eck als scheinbare „Problemzone“ auch medial aufgegriffen und diskutiert. Besonders lokale Wochenzeitungen greifen das Thema unermüdlich auf. Während sehr oft die Bedrohung der Bürger_innen durch die Gruppe im Vordergrund steht, war die Berichterstattung zur Beschallung des Billa-Ecks mit klassischer Musik im Herbst 2013 spöttisch und verhöhnte die Maßnahme, die zu einer Problemlösung beitragen sollte. Der Verweis auf die starke Diskussion des Themas besonders in den lokalen Medien, ist insofern bedeutsam für die Kulturanalyse, da der Diskurs und das Wissen von und um diesen Raum sehr stark von den Medien produziert wird. Dieser Raum ist stark geprägt von dem medialen Bild, das von außen von ihm und seinen Akteur_innen gezeichnet wird. Die Akteur_innen werden mit Begriffen wie: das „bunte Völkchen“ beschrieben und oft mischen sich politische mit medialen Diskursen und Argumenten.

Die Verordnungen der Stadt Graz sind als Maßnahmen der „Wegweisung“ unbeliebter Bevölkerungsgruppen aus dem öffentlichen Raum zu verstehen, die ihre Legitimierung durch SOS-Diskurse, also über die Be-

griffe Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit, erlangen.[13] Während damit politisch nicht Armut, sondern Arme bekämpft werden, wird das Problem der Armut durch solche Diskurse zu einem ästhetischen und keinem sozialen gemacht. Die Lösungsansätze sind daher ebenso ästhetisch und bewirken die Ausblendung der Armut.[14]

Reflexion des Feldes

Ein triadisches Raumverständnis nach Johanna Rolshoven[15], in dem ge-/erlebter Raum, Repräsentationsraum und gebauter Raum miteinander in Bezug gestellt werden, soll helfen, das Billa-Eck vielschichtig zu erfassen. Der kulturwissenschaftliche Ausgangspunkt ist der gelebte und erlebte Raum, der als Bühne für die Alltagshandlungen der Akteur_innen dient. Die Akteur_innen des Billa-Ecks sind zuallererst natürlich jene Menschen, die sich dort aufhalten, die diesen Ort als Handlungsbühne nutzen, ihn beleben und zu einem sozialen Raum machen. Diese Menschen sind der Ausgangspunkt für die Erhebung. Wer nutzt diesen Raum in welcher Form und wie wird der Raum angeeignet? Auf welche Weise funktioniert der Ort als Treffpunkt? Welche anderen Orte gibt es in Graz, die ähnlich genutzt werden? Welche Bedeutung hat öffentlicher Raum als Treffpunkt? Welche Handlungsspielräume werden genutzt, inwieweit werden sie ermöglicht und geduldet? Durch die Betrachtung des gebauten Raums soll die dynamische gegenseitige Beeinflussung zwischen den verschiedenen Raum-Ebenen für den Erkenntnisgewinn herangezogen werden. Der Repräsentationsraum ist geprägt von politischen und medialen Diskursen, die das Billas-Eck als Gefahr und Störung der Bürger_innen diskutieren, während der gebaute Raum eine historische, bürgerliche Kulisse mit reputierlichem Ambiente darstellt. Die unteren Geschosse der

13 Vgl. Rolshoven Johanna: Die Wegweisung. Züchtigung des Anstössigen oder Die Europäische Stadt als Ort der Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: Werner Egli, Ingrid Tomkowiak (Hg.), Intimität. Zürich 2008, S. 35–58, hier S. 36 und 39.

14 Vgl. Conni Robe: "...und raus bist du!": Wie soziale Probleme in der Berliner Innenstadt ausgeblendet werden. In: Mich Knecht: Die andere Seite der Stadt. Köln u.a. 1999, S. 30–41, hier S. 30f.

15 Johanna Rolshoven: Raumkulturforschung - Der phänomenologische Raumbegriff der Volkskunde. In: Petra Ernst, Alexandra Strohmaier (Hg.), Raum: Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften, Baden-Baden 2013, S. 125–140. S. 135.

Gebäude, die Bank am Billa Eck und die Platzarchitektur sind geprägt von jener neoliberalen Innenstadtarchitektur, die auf raschen Durchzug und Multifunktionalität ausgerichtet und gestalterisch von Glas und glatten Oberflächen dominiert. Die Gestaltung vermittelt Übersichtlichkeit, garantiert Überwachbarkeit und macht ein Verweilen unwahrscheinlich. Der Lebensmittelhandel Billa stellt darin eine Ausnahme dar, die allen Menschen uneingeschränkt als potentielle Kund_innen eine Aufenthaltsberechtigung bietet.

Um einen Raum wie das Billa-Eck zu erforschen, muss man sich auf das Feld einlassen, sich nahe heran begeben, um einen kulturanalytischen Blick auf diesen Ausschnitt des sozialen Lebens werfen zu können.[16] Ich habe versucht, das Feld ethnographisch zu fassen, es zu inhalieren und mit einer erhöhten Aufmerksamkeit alles zu betrachten, was mit dem Feld in Verbindung zu bringen ist. Neben der Recherche und der Verfolgung der lokalen Berichterstattung versuchte ich, in Wahrnehmungsspaziergängen die Stadt und ihre „Nischen" zu erkunden und fand in der Tat plötzlich überall gebaute und symbolische „Nischen", die von Menschen genutzt wurden. Die zentrale Methode zur Erforschung des Feldes, um das Billa-Eck mitzuerleben und mich in ethnographischen Gesprächen den Personen vor Ort nähern zu können, war die teilnehmende Beobachtung. Neben zahlreichen Nachmittagen, die ich mit den Akteur_innen verbrachte, versuchte ich mir ein umfangreiches Bild von dem Ort zu verschaffen. Durch Besuche zu verschiedenen Tageszeiten bemühte ich mich, die vermittelte Atmosphäre – als primären Gegenstand der Wahrnehmung[17] – zu erfassen und die vermittelten Stimmungen des Billa-Ecks zu erspüren.[18]

Bei jeder Forschung muss das damit produzierte Wissen, auch unter dem Gesichtspunkt des eigenen Bezuges zum Feld betrachtet werden. Selbst

16 Vgl. Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde II, 2003, S. 177–188, hier S. 186.

17 Vgl. Gernot Böhme: Atmosphäre als Grundbegriff einer neuen Ästhetik. In: ders.: Atmosphäre. Essay zu einer neuen Ästhetik. Frankfurt a.M. 1995, S. 21–48, hier S. 48.

18 Das ursprüngliche Vorhaben, auch Methoden der visuellen Anthropologie einzubinden, indem Fotos von Orten und den Personengruppen als Erzählanstoß zur Verwendung kommen sollten, war nicht möglich, da sich sowohl die Punks als auch die Gruppe am Billa-Eck nicht fotografieren lassen wollten. Daher kam es nur zu Aufnahmen des Billa-Ecks, wenn keine Personen anwesend waren. Die Repräsentation durch Fremde, die möglicherweise negativ ausgelegt werden könnte, wird von den Gruppen grundsätzlich verweigert.

Grazerin, kenne ich den Platz von klein auf, verbinde damit Erinnerungen und Diskurse, die von meinem bildungsbürgerlichen Hintergrund geprägt sind. Ich selbst hege Sympathien für die Gruppe, so als würden wir in diesem Konflikt auf einer Seite stehen, auf dessen anderer Seite die Politik steht, die durch ihre Verbotspolitik zum symbolischen Gegner wird. Dennoch muss festgehalten werden, dass sich meine Lebensrealität eklatant von jener dieser Menschen unterscheidet. Ich bin zwar indirekt von der „Verbotspolitik" betroffen, wenn durch ein neues Veranstaltungsgesetz Clubs und Vereine, die ich besuchte, geschlossen werden. Ich gehöre aber nicht zu einer Gruppe, die zu verdrängen versucht wird. Ich bin keine Person, die das Misstrauen der Polizei oder Ordnungswache auf sich zieht, und ich wurde noch nie gemahnt, wenn ich die Innenstadt mit einer Bierdose durchquert habe.
Der Einstieg und Aufenthalt im Feld und der Zugang zu Akteur_innen ist immer auch an die Person der Forschenden geknüpft. Dies zeigte sich im Feld oft explizit, wenn mir vermittelt wurde, dass man nicht so sehr an der Anwesenheit einer Forscherin interessiert war, sondern eher die Gesellschaft einer jungen Frau schätze. Entgegen meiner Annahme verschloss sich mein Forschungsfeld aber nicht aufgrund meine Geschlechts, sondern es wurden mir dadurch Zugänge gewährt und Möglichkeiten zu vielen Gesprächen eröffnet.

Akteur _ innen im Zentrum

Auf der Suche nach dem Feld

Um mich dem Feld anzunähern, habe ich das Billa-Eck zu Beginn einige Tage lang beobachtet. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen. Ein alter Mann bleibt in sicherer Entfernung stehen, verschränkt die Arme und starrt die Gruppe einige Minuten wortlos mit zusammen gekniffenen Augen an, bevor er langsam weiter geht. Obwohl keine direkte Konfrontation stattfindet, scheint das Billa-Eck Irritationen hervor zu rufen, die von besagtem Herrn hier öffentlich vorgeführt werden.
Ich möchte die Gruppe nicht nur aus der Entfernung kennen lernen. Doch eine Baustelle wird errichtet und blockiert den Raum vor dem Billa-Eck

und ich finde keine Leute mehr, die ich ansprechen könnte. Selbst, als die Baustelle nach einigen Wochen verschwindet, tauchen keine Leute mehr auf. Manchmal stehen zwei oder drei ältere Männer in der Nähe des Ecks zusammen. Wenn ich sie anspreche, sind sie abweisend und sprechen kein Deutsch. Dann treffe ich immer öfter kleine Gruppen von Jugendlichen, die sich auf der anderen Seite des Durchgangs vor der Bank zusammenfinden (Abb.4). Wenn ich zu ihnen stoße, zerstreuen sie sich meist schnell. Es sind bunt zusammen gewürfelte Gruppen aus verschiedenen Ländern. Sie finden es komisch, in der Öffentlichkeit einfach angesprochen zu werden, es scheint ihre Regeln zu brechen. Ein blondes Mädchen, das ich auf etwa 13 schätze und das mit ihrem rosa Kaugummi große Blasen bläst, schimpft auf mich: Leute mögen es nicht, wenn man sich einfach einmischt.
Nachdem ich hier das Gefühl habe, unerwünscht zu sein, streune ich durch die Stadt auf der suche nach anderen Orten, die auf ähnliche Weise genutzt werden. Andere „Nischen" dieser Stadt beginnen mir aufzufallen und jeder Hauseingang, in dem Menschen sitzen, sticht mir plötzlich ins Auge.

Eine andere Nische: Die „Punks"

Ich komme in der Hans-Sachs Gasse an zwei jungen, gepflegten Männern vorbei, die Geld schnorren, ergreife die Gelegenheit beim Schopf und das Gespräch kommt sofort in Gang. Der gewählte Ort ist eine kleine Hausnische, die etwa einen halben Meter zurück versetzt neben dem Eingang zu einer Filiale des Supermarktes „Spar" liegt. In der Nische ist eine bunte Decke ausgebreitet, auf der ein grauer wuscheliger Hund mit nur 3 Beinen liegt (Abb.5). Das Thema der offenen Stadt weckt sofort ihr Interesse und stößt auf offene Ohren. Mir wird erzählt, dass Simon selbst gerade ein Projekt startet, es geht um die Vernetzung von Jugendkulturbewegungen, Straßenkünstler_innen und Performer_innen. Dazu war er vor kurzem im Ausland, darum hat er jetzt kein Geld und ist ein paar Wochen aufs Schnorren angewiesen.
In Folge stoße ich öfter zu der Gruppe in der Hans-Sachs Gasse. Meist sind zwei Personen gemeinsam hier, um am Nachmittag Geld zu schnorren. Simon spielt auch gerne mit „Feuerstäbchen", um mehr Geld zu sammeln, weil dafür brauche er keine Genehmigung, da diese nur für

Musik erforderlich ist.[19] Neben Simon sind es Gabriel und Sara, die ich hier häufig treffe. Es wird getratscht, während vorbeigehende Leute nach Geld gefragt werden, hin und wieder kommentiert man Geschehnisse auf der Straße. Es ist jedoch immer wieder spürbar, dass der Grund, warum man hier ist, das Schnorren ist. Ein Großteil der Punks müsse nicht mehr schnorren gehen, seit es die Mindestsicherung gebe. Diejenigen, die trotzdem hier stehen, sind aus diversen Gründen wie Auslandsaufenthalten immer noch darauf angewiesen. Meist steht die Gruppe hier bis zum späten Nachmittag, wenn man genügend Geld gesammelt hat.

Begegnungen am Billa-Eck

Gegen Ende des Sommers finden sich wieder größere Gruppen von Personen am Billa-Eck. Meine erste Bekanntschaft ist Manalah, die mir Benzos[20] zum Verkauf anbietet. Als ich ablehne freut sie sich und beginnt von ihren Töchtern zu erzählen, die in Salzburg studieren und auch keine Drogen nehmen, und von ihrem Mann, mit dem sie vor vielen Jahren aus Westafrika nach Österreich gekommen ist. Sie warnt mich, ich solle aufpassen, hier werde man schon für 30 Euro umgebracht, denn es seien nur Drogensüchtige hier. Jeder verkaufe etwas anderes. Man bekommt alles hier. Zur Demonstration ruft sie ein paar Anderen etwas zu, die zählen mir auf, was verkauft wird: „langsame" Tabletten und „schnelle", Benzodiazepine, Mephedron, Speed und eine Reihe weiterer Substanzen werden mir genannt.

Auf ein paar Quadratmetern kommen und gehen die Leute, es formieren sich ständig neue kleine Gruppen, die ein paar Worte wechseln. Immer wieder werde ich angesprochen, mit Angeboten von verschiedensten Drogen, oder einfach gefragt, was ich suchen würde. Meist werden ein paar Sätze gewechselt, bei denen ich mich und den Grund meiner Anwesenheit kurz vorstelle. Mitunter werde ich mit einem „Bist du zu?"[21] begrüßt, dem bei Verneinung ein enttäuschtes „Warum nicht?" folgt.

19 Vgl. Stadt Graz: Straßenmusikverordnung 2012, 5.7.2012, http://www.graz.at/cms/beitrag/10081990/1580820/ (Zugriff: 20.10.2013).

20 Benzodiazepine: Tranquilizer

21 „zu" sein = Unter Einfluss von Drogen stehen

Nicht alle Personen hier konsumieren Drogen. Ich treffe Paul, der seine schwarzen Haare glatt zurück gegelt hat und eine Sonnenbrille trägt, die er nie abnimmt, durch die man aber seine geschlossenen, tränenden Augen sehen kann. Er erzählt, er sei clean und nehme ein verschriebenes Substitut in sehr hoher Dosis. Er ist froh, dass der Entzug diesmal geklappt hat und ist oft hier, um mit Bekannten Zeit zu verbringen.
Hin und wieder werde ich von neuen Personen angesprochen und mit dem Vorwurf zu spionieren konfrontiert. Man hat Angst, bloßgestellt zu werden, denn das passiere hier öfter, durch Journalist_innen etwa. Da Erklärungen des Forschungsvorhabens auf fehlendes Interesse stoßen, passe ich meine Antworten zunehmend dem jovialen Umgangston hier an. Antworten wie „Klar, ich bin Zivilbulle“[22] begeistern die Gruppe und bringen zunehmende Bereitschaft für Gespräche. Oft ist eine Erklärung aber gar nicht nötig, da meine Anwesenheit hier einfach still akzeptiert wird. Ansonsten ist das Interesse an meiner Person begrenzt, aber man duldet mich gerne zum Zuhören. Manchmal scheint es mir, ich würde vom einen zum anderen „weitergereicht“, jeder darf mir ein paar Minuten etwas erzählen, dann schiebt sich wieder jemand anderer dazwischen.
Auf Fragen, die ich einwerfe, wird kaum eingegangen. Andere Dinge müssen dringender erzählt werden. Hier gelten andere Regeln in der Kommunikation. Man erzählt eben, redet, und ist manchmal fast ein bisschen stolz, wenn jemand zuhört. Stundenlang. Nachmittage lang. Es wird nicht nur die eigene Geschichte erzählt, sondern alles, was spannend scheint. Anekdoten von Anderen, Vorkommnisse, die man mit Ereignissen im eigenen Leben verknüpft, oder solche, die auf Situationen auf der Straße Bezug nehmen. Nicht immer sind die Geschichten stimmig, oft sind sie widersprüchlich und wirr.

Raumaneignungen

Billa-Eck:

Die Gruppe am Billa-Eck kennzeichnet ein ständiges Kommen und Gehen. Manche sind auf der Suche nach bestimmten Rauschmitteln und

22 Umgangsprachlich für Zivilpolizei

erkundigen sich, wer heute was verkauft, um manchmal zu zweit hinter ein Haus-Eck zu verschwinden oder den Deal gleich hier durchzuführen. Andere bleiben länger, stehen oder sitzen, rauchen, reden, lassen die Zeit vergehen. Uhrzeiten spielen hier keine Rolle, man ist für eine Weile hier und geht irgendwann wieder. Auch die Regeln der Höflichkeit sind andere: Man muss nicht gespannt zuhören, nur weil der Nachbar gerade redet, man darf auch mitten im Gespräch abschweifen, weitergehen, oder mit einer anderen Person ein Gespräch beginnen.
Dennoch hat man als Beobachter_innen eine machtvolle Position inne. Man beobachtet den Raum, alle, die kommen und gehen. Man trifft ständig Bekannte, die vielleicht kurz stehen bleiben, um zu reden – aber nur als Zaungäste. Auch wenn man sich selbst die Aufenthaltsberechtigung hier zugesprochen hat, und diese einem von bestimmten Personen wie der Ordnungswache abgesprochen werden kann, bleibt man für Passant_innen jene Gruppe, der dieser Raum gehört.

Punks:

Im Falle der Punks, die aktiv schnorren, aufrecht nach Geld fragen und damit mit Tabus der bürgerlichen Gesellschaft brechen,[23] ist diese Machtposition noch stärker spürbar. Während manche Passant_innen keine Notiz davon nehmen, spüren andere die Blicke schon von weitem, und reagieren entsprechend mit einem ausweichenden Haken oder einem Lächeln. Einige Male beobachte ich Personen, die extra auf die Punks zugehen, um ihnen Geld zu geben, oder, bei fehlendem Kleingeld, zu einem späteren Zeitpunkt zurück kommen, um doch noch etwas zu geben. So haben die Räume durch verschiedene Schichten der Nutzung andere Bedeutungen, während es für Passanten ein Zwischenraum ist, ist es für die Gruppe am Billa-Eck ein Aufenthaltsraum.[24]

23 Vgl. Diana Reiners, Gerlinde Malli, Gilles Reckinger: *Bürgerschreck Punk*. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe. Wien 2006, S. 68.
24 Vgl. ebd., S. 26.

Rivalitäten in urbanen Nischen

Die öffentlichen Diskurse unterscheiden kaum zwischen dem „Billa-Eck" und den „Punks". Meine Begegnungen am Billa-Eck und in der Hans-Sachs-Gasse vermittelten hingegen ein ganz anderes Bild.

Punks:

Die Gruppe in der Hans-Sachs-Gasse spricht von sich selbst als „Wir Punks", und beklagt, dass dies in Graz der letzte Ort sei, an dem Punks noch schnorren können. Es wird erzählt, wie man durch das Alkoholverbot und dessen Ausweitung Schritt für Schritt in andere Räume verdrängt wurde und nun nur mehr die Hans-Sachs-Gasse Möglichkeit zum schnorren bietet. Am Billa-Eck seien nur „Junkies", erklären die Punks; ein Annahme, die ich auch schon von Personen der Bahnhof-Szene gehört hatte. Dies sei darauf zurück zu führen, dass es hier ja „nur" ein Alkoholverbot gäbe und statt dessen Drogen konsumiert würden. „Wenn ein Jugendlicher mit blauen Lippen, aber ohne Bier dort herumlungert, schaut man ja darüber hinweg!", wird mir empört berichtet. Überhaupt gebe es kaum Platz in Graz für Österreicher zum schnorren, der Standplatz in der Hans-Sachs-Gasse müsse auch „verteidigt" werden. Wenn sie einmal nicht kommen, würden sofort ausländische Bettler ihren Platz einnehmen.
Am späten Nachmittag lässt sich beobachten, wie die Punks viele von den Bettlern, die nun ihre Standplätze verlassen und vorbeigehen, grüßen, oder man einander zunickt. Manche kennen sich mit Namen und vereinzelt werden symbolische Beträge von 10 oder 20 Cent ausgetauscht.

Billa-Eck:

Die Personen am Billa Eck bringen in Gesprächen ebenfalls immer wieder „die Ausländer" zur Sprache, von denen man sich distanziert. Vor den Nationalratswahlen im Herbst 2013 sind diese ein häufiges Gesprächsthema, mit der brennenden Frage, was man wählen soll. Die FPÖ ist die beliebteste Partei am Billa-Eck, obwohl sie in Graz immer wieder die „Problemzone Billa-Eck" zu bekämpfen versucht. Aber die Argumentation „für unsere Leute", zieht die Personen am Billa-Eck an. Vielfach wird auch sehr offen rassistisch argumentiert, gegen die Ausländer, die den

Inländern alle Bezüge wegnehmen würden. Von ihnen distanziert man sich verbal und macht klar, dass hier kein Platz für Ausländer_innen sei, jedoch befinden sich auch zahlreiche Migrant_innen wie Manalah unter der Gruppe, die in der Praxis offenbar dennoch akzeptiert werden.
Darin zeigt sich, dass zwar von Streitigkeiten und „Revierkämpfen" berichtet wird, während meiner Beobachtung waren aber auch zahlreiche kleine Interaktionen der Solidarisierung zu bemerken. Das Verhältnis der unterschiedlichen Personen und Gruppen, die Nischen im öffentlichen Raum nutzen, scheint ein sehr ambivalentes zu sein.

Zwischen Konflikt und Arrangement mit der Obrigkeit

Punks:

Gesetzlich herrscht in der Hans-Sachs Gasse Alkoholverbot. Bei einem Blick auf die Grenzlinien des städtischen Raumes, über das sich das Verbot erstreckt, wird deutlich, dass sie anscheinend gezielt als einzelner Straßenzug mit eingeschlossen wurde (Abb.3). Im Gegensatz dazu, so wird mir erzählt, gäbe es hier niemals Ärger damit. Das Bier wird dennoch bewusst versteckt auf den Boden gestellt und nicht offensichtlich in der Hand gehalten. Während die Lage bei Einführung der Ordnungswache vor sechs Jahren noch angespannt war und die Punks sich tyrannisiert fühlten, sei es in letzter Zeit viel angenehmer und entspannter geworden. Diese Entwicklung zeige sich seit etwa zwei Jahren, wird mir berichtet, als die Ordnungswache aufgestockt wurde, was paradoxerweise zu einer Entspannung der Situation geführt habe.
Immer wieder kommen Polizeiautos vorbei, die von den Punks schon von weitem gesehen werden, meistens fahren sie aber ohne Kommentar vorbei. Als einmal zwei Busse in unmittelbarer Nähe geparkt werden, heißt es, nun wird es schon langsam „unflauschig", aber außer dem Verbreiten von Unwohlsein sorgt die Polizei hier während meinen Beobachtungen für keine Reibungsfläche.
Eines Nachmittags stößt eine Frau mittleren Alters zu den Punks, mit einem batteriebetriebenen Radio, auf dem sie lautstark diverse Schlagersongs von mitgebrachten CDs spielt. Sie tanzt auf der Straße zur Musik

und fordert Passant_innen auf, mitzusingen. Als ein Polizeiauto vorbei rollt, klopft sie an das Fahrerfenster, bis es anhält und bindet auch die Polizisten in ihre Schwärmerei für das gespielte Lied ein. Der Fahrer lässt sich auf ein kurzes Gespräch ein, bevor er mit einem Schmunzeln weiterfährt.

Abb.3: Gruppe von Jugendlichen am Billa-Eck (Foto: R. Eggel)

Billa-Eck:

Eine erhöhte Aufmerksamkeit, sobald die Polizei sich nähert, ist auch am Billa-Eck zu bemerken. Schon von weitem werden Polizist_innen und die Ordnungswache gesehen, und die restliche Gruppe gewarnt, woraufhin die vereinzelten Bierdosen in den Taschen und Rucksäcken verschwinden. Die meisten haben ihre Getränke ohnehin in Saftflaschen umgefüllt oder bleiben bei Energydrinks.

Nur einmal kommt die Ordnungswache direkt zur Gruppe. Es steht noch eine leere Bierdose herum, die niemandem gehören will. Die beiden Männer der Ordnungswache begrüßen die Personen am Billa-Eck mit Namen, oft gefolgt von einem Handschlag oder einem Klopfer auf die Schulter. Man scheint sich zu kennen. Es wird diskutiert, ob man schon weit genug vom Brunnen entfernt ist, um Alkohol trinken zu dürfen. Der Rest der Gruppe bewegt sich während den Zwiegesprächen mit der Ordnungswache zur Seite und nimmt mit einigen Metern Sicherheitsabstand die Gespräche wieder auf. Auf direkte Fragen nach Begegnungen mit der Ordnungswache wird mir von Erfahrungen mit Polizeigewalt erzählt. Sofort weiß man eine Person

in der Gruppe, die erst vor wenigen Tagen von der Polizei in der Wohnung überrascht und verprügelt wurde. Die davongetragenen Verletzungen werden mir gezeigt. Und es wird von Personen erzählt – die immer mit Namen genannt werden, ganz so als müsste man sie ohnehin kennen – die ähnliche Erfahrungen gemacht hatten. Die einen bekamen Hausbesuche von der Polizei und wurden mit Schlagstöcken verprügelt, manchmal gäbe es sogar sehr schwere Verletzungen oder innere Blutungen, die unentdeckt lebensgefährlich werden können. Die anderen machten bei Befragungen Bekanntschaft mit sogenannten „sanften" Foltermethoden, die nie nachweisbar seien. Man werde etwa in einen Rottweilerkäfig gesperrt oder muss manchmal stundenlang während eines Verhörs die Hand auf eine heiße Glühbirne legen.
Von der Willkür der Ordnungswache wird auch berichtet, die manchmal statt der pauschalen 35 Euro wegen Verstoß gegen das Alkoholverbot für jeden Schluck den Betrag kassieren wollen oder zusätzliche Vorfälle, wie Beamtenbeleidigung unterzuschieben versucht. Immer wird betont, wie ohnmächtig man dieser Bedrohung gegenüber steht, da solche Vorfälle nur schwer zur Anzeige und noch schwieriger zur Anklage kommen, da bereits beim Versuch einer Anzeige mit massiven Drohungen durch die Polizei zu rechnen ist. Von einem Bekannten wird mir berichtet, der es geschafft hat, in dritter Instanz einen Prozess gegen die Polizei zu gewinnen. Seine Geschichte wird stolz erzählt, wie ein kollektiver errungener Sieg.

Verdrängung aus dem Raum

Immer wieder wird die Unerwünschtheit der Gruppe in Gesprächen mit den Punks und der Gruppe am Billa-Eck zur Sprache gebracht. Man meint, „die Bevölkerung" und besonders „die da oben" wollen sie „weg" haben. Die Billa-Filiale reagiert auf die Gruppe, indem hochprozentige Alkoholika nur auf Nachfrage an der Kassa verkauft werden. Auslöser dafür war ein versuchter Diebstahl, bei der eine Person des Billa-Ecks eine Kassiererin verletzte.
Auch die Punks erzählen mir von unerfreulichen Begegnungen und Beschimpfungen durch Passanten. Sara erzählt, dass die Leute an Tagen mit

schlechtem Wetter grantig seien und von den Punks dann noch größere Freundlichkeit erwarten würden. Es wird über strukturelle Benachteiligungen geklagt, da überall ein hohes Maß an Kaufkraft verlangt wird. Die Entscheidung der Punks zu einem anderen Lebensstil werde nicht akzeptiert, sie werde erschwert oder kriminalisiert.

Abb.5: Die „Nische“ der Punks (Foto: Ruth Eggel)

Nachtrag

Auf Initiative von FPÖ-Stadtrat Mario Eustacchio wurde im Oktober 2013 begonnen, durch am Rathaus montierte Lautsprecherboxen, das Billa-Eck mit lauter klassischer Musik zu beschallen. Die Nachricht verbreitet sich wie eine Welle in den Medien und die Personen am Billa-Eck sind wieder spürbar misstrauischer, wenn man sie anspricht: Sie hätten in den letzten Wochen schon genug Journalisten hier gehabt, darüber will man nicht mehr sprechen. Einige Wochen später im November ist die Situation aber eine ganz neue. Die Musik wird nur noch so leise gespielt, dass sie im Straßenlärm untergeht. Die Bediensteten in den Büros im Rathaus hatten sich über die laute Musik beschwert, woraufhin leiser ge-

spielt wurde. „Die haben sich selbst mehr geärgert als uns!“, wird mir von einem jungen Mann triumphierend erklärt.[25]

Symbolische Krisen

Jene Personen, die am Billa-Eck sitzen, gehören zu einer Gruppe von Menschen, denen keine Raumnutzungsrechte im öffentlichen Raum zugestanden wurden. Diskursiv wird der Hauptplatz als bürgerlicher Prunkort der Repräsentation konstruiert, als das Zentrum von Graz, in dem Dreck und die in Analogie dazu gesetzten Personengruppen, nichts zu suchen haben. Die betroffenen Personen werden sowohl medial als auch politisch, aber auch in Gesprächen mit Passant_innen mit Dreck und dem Taubenproblem verglichen und gleichgesetzt[26]. Die Begrenzungen werden klar abgesteckt, es bestehen keine Zweifel darüber, wer in der Mitte von Graz nichts verloren hat.

Die politischen Diskurse erscheinen recht oberflächlich, wenn man einen Blick auf den ge-/erlebten Raum wirft. Hier vollziehen sich Aneignungsprozesse, durch die der öffentliche Raum auf eine Weise genutzt wird, die in einer Leistungsgesellschaft und in den bürgerlichen Vorstellungen, die in Graz so bestimmend sind, keine Berechtigung zu haben scheinen. Für die Menschen, die diesen Raum nutzen, ist es aber Lebensraum, und der Raum selbst nimmt diese Qualität von seinen Akteur_innen an. Wenn die angestammte Gruppe einmal nicht vor Ort ist, nutzen sofort andere Personen den Raum auf ähnliche Weise.

Während medial der Konflikt aufgebauscht wird, ist im konkreten Umgang vor Ort zwischen Ordnungswache und Akteur_innen der Nischen, eine gewisse Vertrautheit und Freundlichkeit zu beobachten. Sowohl Polizei und Ordnungswache, als auch die betreffenden Personen, scheinen sich miteinander arrangiert zu haben. Ein Zuspitzung der Situation wird nicht erlebt, eher ein Entspannung.

---

25 Im Jänner wurde außerdem berichtet, dass Mario Eustacchio für die Beschallung des öffentlichen Raumes ohne Genehmigung zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt wurde. Vgl. Nachspiel bei Hauptplatz-Musik. In: Kleine Zeitung, 20.1.2014: http://www.kleinezeitung.at/steiermark/graz/graz/3525645/nachspiel-bei-hauptplatz-musik.story (Zugriff: 22.1.2014).

26 Vgl. Reiners u.a. (wie Anm. 21), S. 54f.

Bereits der amerikanische Stadtforscher Robert Park schrieb in den 20er Jahren, dass ein wichtiges Merkmal einer Stadt Krisen sind. Diese sind nicht immer gewalttätig, dienen aber als Reibungsflächen, die ein Emanzipationspotenzial in sich bergen.[27] Betrachtet man das Billa-Eck und die Punks, so ist es ein Spiel mit Regelübertretungen und Bestätigungen der Regeln, das zu beobachten ist. Man trinkt Alkohol – tut dies aber verborgen. Man hält sich vor dem Rathaus auf – aber im Eck. Man eignet sich öffentlichen Raum an – aber an Plätzen, die eine bestimmte Aufenthaltsberechtigung bieten. Man schnorrt Leute aufrecht an – trägt dabei aber übertriebene Freundlichkeit und Höflichkeit zu Tage. Medial und politisch wird das Thema immer wieder aufgegriffen, um Verschärfungen zu betonen, die dann oft kurze Zeit später nicht mehr gehandhabt werden. Es ist ein symbolisches Spiel um Macht, die sich in der Willkür zeigt, der die Personen am Billa-Eck oder an ähnlichen Plätzen ausgesetzt sind. Sehr klar zeigt sich, dass der Repräsentationsraum sich vom ge- und erlebten Raum unterscheidet. Dieser Raum, dem medial ein permanentes Konfliktpotenzial unterstellt wird, hat eine andere gelebte Seite. Es spricht für sich, dass auch das ausgeweitete Alkoholverbot nicht zu einer Vertreibung der Gruppen geführt hat, sondern sie still geduldet werden. Die Analyse der medialen Darstellung lässt das Billa-Eck wie einen Stellvertreter-Krieg wirken, in dem es darum geht, bürgerliche Werte zu verhandeln, und gerade deshalb bietet die Reibung am Billa-Eck durchaus das Potenzial der Emanzipation in sich. Bereits die Aneignung dieser Räume durch Personen, denen dort keine Aufenthaltsberechtigung zugesprochen wird, zeugt von einer Emanzipation. Als Nische, die zu Veränderung anregen kann, funktioniert dieses Billa-Eck also durch die Reibung mit den hegemonialen Werten der Stadt.

Resümee

Welchen Platz wählt jemand, der oder dem kein Raum zugestanden wird? Einer dieser Orte ist momentan in Graz das Billa-Eck. Wir betrachten eine Gruppe, der im bürgerlichen Diskurs und im öffentlichen Raum

27 Vgl. Robert Ezra Park, Ernest Watson Burgess, Roderick D. MacKenzie: The City. Chicago 1984 (erstmals erschienen 1925), S. 21.

kein Platz zugestanden wird, die keine Teilhabe am Machtdiskurs hat, aber trotzdem öffentlichen Raum für sich „erobert". Gerade wegen der fehlenden Raumrechte haben diese Handlungen einen subversiven Charakter und tragen ein emanzipatorisches Potential in sich. Dies kann laut Welz als Anpassungsstrategie an die Defizite der eigenen Lebenssituation verstanden werden[28], als ein kleiner Versuch, sich einen eigenen Raum zu „kapern". Sie nutzen dieses unscheinbare Eck, nehmen es ein, füllen es mit Leben und erobern sich innerhalb der bestehenden, sogenannten „Verbotspolitik" ein Bleiberecht. Der Raum wird aber nicht nur genutzt, sondern es wird auch eine bestimmte Autorität über diesen Raum gewonnen, er wird angeeignet und dadurch wieder erlebbar und belebt.

Die Idee, Stadt durch Aneignungsprozesse lebbar zu machen, erinnert an Elisabeth Katschnig-Faschs Idee von Stadt, die sagt „über eine lebbare Stadt entscheiden hier noch die Aneignungsmöglichkeiten der Menschen"[29]. Gisela Welz argumentiert, Aneignungsprozesse seien gleichzusetzen mit Kultur, die für Produkte und Prozesse menschlicher Umwelt-Aneignung steht.[30] Das „Nebeneinander und Gegeneinander kultureller Tatsachen und sozialer Unterschiede"[31], das Städte charakterisiert, finden wir derzeit noch an Orten wie dem Billa-Eck und der Hans-Sachs-Gasse. Es ist ein Spannungsfeld, das von Ungleichzeitigkeiten zeugt, die diskursiv sehr aufgeladen und konfliktbehaftet sind.

Die „Nische", wie Ipsen sie beschreibt, verortete er am „Rand" und obwohl der Hauptplatz mit einem Blick auf Graz nicht am Rand der Stadt liegt, so liegt der besprochene Raum bei einem gezoomten Blick auf den Hautplatz doch am Rand, an dem Eck, das nicht so stark mit „Kultur" aufgeladen ist wie der Platz selbst.

„Der Hauptplatz lässt Skurriles wie Alltägliches, Provokantes wie Konservatives, Banales wie Exotisches, Traditionelle wie Moderne, Armut wie Reichtum, Schein und Sein zu. Er signalisiert somit Multikulturalität vor dem reputierlichen Ambiente der historischen Kulisse und dem

28 Vgl. Gisela Welz: StreetLife. Alltag in einem New Yorker Slum. Frankfurt 1991, S. 38.
29 Elisabeth Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm; Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120–139, hier S. 122.
30 Vgl. Welz (wie Anm. 28), S. 33.
31 Katschnig-Fasch (wie Anm. 29), S. 122.

bürgerlichen Habitus der GrazerInnen“[32], sagt Doris Warmuth kurz vor der Jahrtausendwende über den Grazer Hauptplatz. Obwohl sich die Situation seither verändert hat, etwa durch die SOS-Politiken, die zunehmend bürgerliche Werte durchzusetzen versuchen, zeigt sich doch, das in der Praxis auch die Vielfalt noch einen Platz findet. Die anonymisierte Gruppe ist unbeliebt, aber dennoch passiert die Eroberung öffentlichen Raumes, der zwar nicht mit Stille, aber zumindest mit Duldung begegnet wird. Durch den symbolischen Krieg, der aber im gelebten Raum Aneignungen zulässt, funktioniert das Billa-Eck als Zeichen einer offenen Stadt, indem es bürgerliche Werte neu verhandelt, und damit eine „Anomalie“ in der Gesellschaft darstellt, die Veränderungen antreiben kann.[33]

32 Warmuth (wie Anm. 2), S. 93.
33 Vgl. Lena Gerholm: The Dynamics of Culture. In: Ethnologia Scandinavica 23, 1993, 13–24, hier S. 20f.

Die verborgene Kultur der Aneignung
Eine aussterbende Einkaufspassage als Nische verdrängter Praxen

Robin Klengel

Einleitung

Verlassene Gänge. Aufgegebene Geschäfte. Vereinzelte Menschen bewegen sich über den braunen Marmorboden der Einkaufspassage, die in der Nähe des Grazer Bahnhofs unterirdisch verläuft. Zwischen den verbliebenen Inseln ökonomischer Aktivität wächst der Leerstand unaufhörlich, Monat für Monat und Shop für Shop. Im dichten urbanen Raum entsteht ein Leerraum, der kaum mehr als Einkaufszentrum funktioniert. Doch ist die Passage wirklich *leer*? Ist sie einer jener Orte, „wo die Zuversicht und das Selbstverständnis des urbanen Lebens durch Planungsexperimente oder durch die Beliebigkeit von Investitionsspekulationen gänzlich entleert wird“[1]? Ich möchte behaupten nein. Oder: jedenfalls nicht ganz. Jene Kultur, die sich hier in den Zwischenräumen des Untergrunds

1 Elisabeth Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm, Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120–139, hier S. 124.

etabliert hat, ist eine für das Auge der unbedarften BürgerIn weitgehend unsichtbare. Es ist eine verborgene Kultur der Aneignung, die man sieht, wenn man sie zu sehen weiß; wenn man das latente Bedeutungsgewebe des Raumes zu lesen versteht.

Abb. 1: Das dreistöckige Atrium der Annenpassage (Foto: R. Klengel).

Der Soziologe Detlev Ipsen stellt Überlegungen zu den „typisch stadtspezifischen Regulationsformen" an, die auf den Grad der Offenheit einer Stadt einwirken. Offenheit bezieht er auf „Personen, Dinge und Ideen, die ‚neu' sind"[2] und den Grad der Bereitwilligkeit, mit der dieses „Neue" aufgenommen wird. Zur Produktion von „Neuem" sind, so argumentiert er, spezielle Räume nötig, in denen die hegemoniale Kultur weniger präsent ist und weniger reglementierend eingreift. Eine offene Stadt benötige Freiräume – Orte also, die durch die Abwesenheit von Kultur als Möglichkeitsräume wirken[3]. Ipsen bezeichnet diese Räume als „Nische" und „Rand", die sich jedoch nur dann positiv für die Entwicklung neuer

2 Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen für eine offene Stadt – eine theoretische Skizze (1999). In: http://www.safercity.de/1999/skizze.html (Zugriff: 17.11.2013).

3 „Freiraum ist ein überortlicher Raum, welcher die persönliche individuelle Entfaltung und Neues im Sinne von »anders als die Norm« zulässt oder erst ermöglicht" (Eva Maria Hierzer: Gstettn zwischen Plan- und Randgebiet. Nutzung und Gebrauch eines unnützen Stadtraums. In: Reni Hofmüller, Nicole Pruckermayr, Wolfgang Reinisch (Hg.): Lücken im urbanen Raum – Forschungen über Zeit in der Stadt untersucht an Gstettn in Graz. Graz 2012, S. 53–65, hier S. 65).

Kulturen auswirkten, wenn es sich nicht um „abgetrennte, sozial und ökonomisch isolierte Räume handelt“[4].

In der folgenden Untersuchung werde ich am Beispiel eines ganz konkreten Stradtraums Ipsens theoretischen Vorentwurf empirisch verhandeln, oder anders gesagt, seine Theorie insofern zu verfeinern versuchen, indem ich nach Bedingungen frage, die ein Ort benötigt, um als kulturell fruchtbare Nische zu funktionieren. Das Beispiel ist die Grazer Annenpassage. Die schrittweise Entleerung ihrer Funktion als Konsumraum begann in den 1990er Jahren mit einer Abwertung der Bahnhofsgegend und der Verlagerung des Einkaufsverhaltens, das sich auch andernorts feststellen lässt. Diese Situation verschärfte sich in den 2000er Jahren durch einen regelrechten Bauboom an Einkaufszentren und der hieran geknüpften Immobilienspekultation[5]. Heute ist die Passage fast gänzlich verlassen, die meisten Geschäfte sind abgewandert und haben ein kulturelles und ökonomisches Vakuum hinterlassen. Zwei Realitäten finden sich heute in dieser Passage: Zum einen gibt es die Shopping-Center-Realität, die unter Klagen der bürgerlichen Presse und der Gewerbetreibenden vor Ort im Rückzug begriffen ist. Und zum anderen existiert hier eine Realität fernab der „offiziellen Kultur“, die sich hier eingenistet hat. Diesem devianten „espace vécu“ (Merleau-Ponty), dem ge- und erlebten Raum der verborgenen Handlungen, widmet sich dieser Text.

Im Rahmen einer mittlerweile zwei Jahre dauernden Feldforschung in mehreren Abschnitten konnte eine Vielzahl an Taktiken[6] der Raumaneignung in der Passage beobachtet werden, die weitgehend im Verborgenen stattfinden. Ihre Erforschung macht eine Ethnographie nicht einfach, besonders wenn sie, um Handlungen aufzuzeigen, notwendigerweise auf einer teilnehmenden Beobachtung im Feld beruht. Viele der Praxen *wollen* nicht beobachtet werden – gerade deshalb haben sie sich an jenen Ort zurückgezogen: in die Nischen in der Nische. Für das „bürgerliche Auge“ – also den durch inkorporierte Moralvorstellungen geschul-

4 Ipsen 1999 (wie Anm. 2).

5 Einen Prozess, den ich in meiner Bachelorarbeit genauer schildere. Vgl. Robin Klengel: Leere Hallen. Dead Mall, Nicht-Ort, Möglichkeitsraum. Beobachtungen in der Grazer Annenpassage. Bachelorarbeit. Universität Graz 2013.

6 Ich beziehe mich hierbei auf den Taktik-Begriff bei Michel De Certeau. Vgl. ebd.: Kunst des Handelns. Aus dem Französischen von Ronald Voullie. Berlin 1988 (Paris 1980), S. 23.

ten Blick der „offiziellen“ Kultur mitsamt seiner blinden Flecken – weitgehend unsichtbar, lässt sich ein weites Spektrum an verschiedenen, aus der hegemonialen Kultur verdrängten Praxen ausmachen: homosexuelle Partnersuche, jugendliches „Rumhängen“, Alkohol- und Drogenkonsum sowie Prostitution und Obdachlosigkeit. Der *Untergrund* als Rahmen für all diese Handlungen ist dabei Metapher und Schauplatz zugleich. In ihm bleiben Praxen nicht nur latent, sondern auch flüchtig und ständig bedroht, von hier verdrängt zu werden. *Verstecken* sowie *Verhandeln* können als die vorrangigen Taktiken der AkteurInnen ausgemacht werden, um der Verdrängung zu entgehen. Sie sind eine Antwort auf die immer noch vorhandenen, großteils aber zu symbolischen Handlungen transformierten Raumdispositionen des Szenarios der „Einkaufswunderwelt“: die Rolltreppen laufen weiterhin unaufhörlich im Kreis, aus den Lautsprechern dringt immer noch Popmusik, die Sauberkeitskräfte putzen täglich den Boden der menschenleeren Hallen und der Sicherheitsdienst dreht einsam seine routinemäßigen Runden. Immer noch sind die Sauberkeits-, Ordnungs- und Sicherheitsmechanismen des Ortes in Kraft – wenn auch zum Teil sinnentleert.

Handeln im Untergrund

Der erste Eindruck, den man von der Passage haben mag, ist ein trauriger. Sie ist ein Ort, der nicht mehr funktioniert, der am Sterben ist. Und es stimmt: Mittlerweile sind nur mehr 17 von ursprünglich 45 Geschäftslokalen in Betrieb und der nördliche Trakt steht fast vollkommen leer. Seit durch den Umbau des Grazer Hauptbahnhofs 2013 die Verbindungsfunktion der Passage zwischen den Bahnsteigen und dem Straßenbahnnetz wegfiel, ist der Menschenstrom versiegt, der die Ökonomie der Passage am Leben erhielt. Auch wenn schon davor ein Teil der Passage durch den Wegzug eines großen Elektrogeschäfts weitgehend leer stand: heute ist der ökonomische Niedergang an allen Stellen der Passage gegenwärtig.
Im nördlichen Trakt des Gebäudes habe ich viele Stunden und sogar ganze Tage verbracht. Beobachten konnte ich eine erstaunlich große Bandbreite

an Aneignungspraxen[7]. Der Raum verfügt über eine Vielzahl an praktischen Qualitäten: Er ist warm, trocken, hell, weitläufig, gut erreichbar – und er gewährt Raum. Ausgiebiges Telefonieren mit dem Mobiltelefon ist eine der häufigsten Tätigkeiten, die man hier antrifft. Leute kommen hier her, um sich in Ruhe zu treffen, ein Pausenbrot zu essen, zum Flirten oder um „abzuhängen." Und es ist ein Ort der klandestinen Handlungen, was Beobachtungen oft schwierig machte.
Einen wichtigen Bezugspunkt bildeten die Herrentoiletten. Sie sind während der Öffnungszeiten der Passage kostenlos zugänglich. Hier hat sich ein eigener kultureller Kristallisationspunkt gebildet, den ich erst im späteren Verlauf meiner Forschung entdeckte und der sich bei näherer Betrachtung als umso spannender entpuppte.
Anhand verdichteter Beschreibungen beispielhafter Begegnungen mit AkteurInnen[8] wird sich der Text im Folgenden den Themen und Handlungspraxen „Jugendliches Rumhängen", „Alkohol- und Drogenkonsum", „Homosexualität" und „Obdachlosigkeit" annähern.

Jugendliches Rumhängen: die „Emos[9]"

Im Laufe meiner Feldforschung konnte ich mehrmals Raumnahmen jugendlicher Gruppen im ganz leeren Teil der Annenpassage beobachten. Vielleicht am intensivsten eignete sich den Raum eine Gruppe von Jugendlichen beiderlei Geschlechts an, die sich selbst als „Emos" bezeichnen. Ich treffe sie im Sommer 2012. Es sind etwa zehn Jugendliche mit schwarzen oder Neon-grell gefärbten Haaren. Sie lassen sich im Raum nieder, zeigen sich Dinge auf ihren Mobiltelefonen und fotografieren sich in den Spiegeln der leeren Geschäfte. Ihr Refugium liegt in einem Zwischenraum unter zwei Rolltreppen, sie sitzen auf dem Boden und „hängen

7 Konkrete Beobachtungen der Vielzahl an Aneignungen in diesem Bereich lassen sich an anderer Stelle nachlesen. Vgl. Robin Klengel: Leere Hallen. Nicht-Ort, Dead Mall, Möglichkeitsraum – Beobachtungen in der Grazer Annenpassage. In: Kuckuck. notizen zur alltagskultur 27, 1 (2012), S. 10–15, hier S. 12f.

8 Im Sinne der dichte Beschreibung nach Clifford Geertz: vgl. ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M. 1983.

9 Die Bezeichnung „Emo" kommt von der Musikrichtung des „Emotional Hardcore" und bezeichnet eine damit im weiteren Sinne assoziierte Jugendkultur des 21. Jahrhunderts, die sich vorrangig durch Mode definiert.

ab“. Fast täglich kommen sie hierher. Ihre Inszenierungen sind mitunter laut und raumerfüllend. Sie spielen, probieren sich aus oder sitzen, in ihre Telefone vertieft, in ihrer Nische. Verborgen sind ihre Handlungen insofern, als dass sie hier einen fast vollkommen verlassenen Ort als Treffpunkt besetzen und sich dabei in eine Art „Höhle“ zurückziehen. Zu mir sind sie gleich bei der ersten Begegnung offen und freundlich. Ein Junge mit schwarzen, ins Gesicht hängenden Haaren erklärt mir, wie sie aus einem anderen Shoppingcenter vertrieben wurden, weil er dort „Scheiße gebaut“ habe. Auch vom Bahnhof, wo sie sich danach aufgehalten hatten, habe man sie weggewiesen. Schließlich seien sie in der Annenpassage gelandet. Hier habe sie noch nie jemand „genervt“. Durch seine Nähe zum Bahnhof und die gute Erreichbarkeit sei der Ort auch insofern praktisch, da es einige außerhalb der Stadt wohnende Mitglieder der Gruppe gäbe. Außerdem wird die Nähe zum Piercing-Studio als Vorteil genannt.

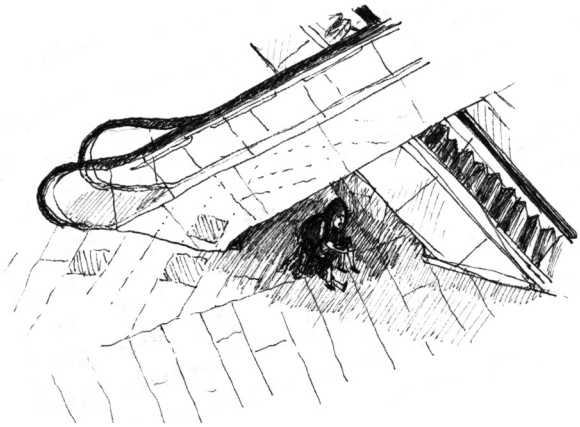


Abb2: Jugendliche Raumnahme unter den Rolltreppen (Zeichnung: R. Klengel)

Einmal werde ich Zeuge einer interessanten Szene, als eine Gruppe junger Männer mit Kurzhaarfrisuren den Raum betritt, an dessen anderem Ende die Gruppe der „Emos“ lagert. Sofort ist die Stimmung feindselig, alle sind auf den Beinen, beiderseitige Beschimpfungen folgen und die Wogen gehen hoch. Es ist ein offener Kampf – auch um die Vorherrschaft um dieses unbesetzte Terrain, der sich erst beruhigt, als die andere Gruppe

weiterzieht. Die „Emos" haben diesen Ort als einen geeigneten Rückzugsort und Treffpunkt ausgemacht, einen Ort, der noch nicht im Vorhinein besetzt und definiert ist. Hier können sie einen eigenen Raum schaffen; *ihren* Raum, den sie auch gegenüber anderen Gruppen verteidigen.

Norbert Gestring und Ute Neumann argumentieren, dass es für Jugendliche besonders schwer – und immer schwerer – ist, sich im öffentlichen Raum zu verorten, weshalb Nicht-Orte wie Shoppingcenter für sie interessant werden[10]. Oftmals stünden ihnen jenseits der Sphären „Schule" und „Zuhause" keine Orte im öffentlichen Raum zur Verfügung, weshalb der halböffentliche Raum positiv als „Nicht-Herrschaftsraum"[11] gesehen wird. Die Aneignung von symbolischer Kultur ist ein wichtiger Teil im Sozialisierungsprozess von jungen Menschen:[12] doch genau dies ist im öffentlichen Raum oft verunmöglicht. Die jugendlichen „Emos" haben hier die Möglichkeit, eine latente kulturelle Sphäre des „Eigenen" zu etablieren. Sie wählen sich dazu einen Winkel in der Nische und schaffen sich einen eigenen kleinen Raum. Dieser Raum wird der widersprüchlichen Bedürfnislage der Jugendlichen gerecht: einerseits können sie sich an einen kontrollarmen (oder als kontrollarm empfundenen) Ort zurückziehen und andererseits können sie sich einer gewissen Öffentlichkeit präsentieren[13]. Der halböffentliche Raum übernimmt in diesem Beispiel also Funktionen, die eher der Sphäre des öffentlichen Raumes zugeordnet werden, Urbanität wandert in die Halböffentlichkeit. Durch ihren Rückzug aus der Sichtbarkeit bleiben ihre Praxen jedoch latent, kommen nicht an die offizielle „Oberfläche" und finden keinen Eingang in das „kollektiven Bewusstsein".

Die kulturelle Mikrosphäre der Jugendlichen ist nicht nur verborgen, sondern auch sehr fragil. Denn auch hier ist es jederzeit möglich, dass die Jugendlichen von Sicherheitskräften weggewiesen werden. Und tatsäch-

10 Vgl. Norbert Gestring und Ute Neumann: Von Mall Rats und Mall Bunnies. Jugendliche in Shopping Malls. In: Jan Wehrheim (Hg.): Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps. Wiesbaden 2007, S. 135–152, hier S. 141.

11 Ebd. 142.

12 Vgl. Ulrich Deinet: Aneignung der Lebenswelt – Entwicklungsaufgabe der Teenies. Kurzfassung. In: ders. (Hg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden, Praxiskonzepte. Wiesbaden 2005, S. 143–160.

13 Gabriela Muri und Sabine Friedrich: Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität. Wiesbaden 2009, S. 64f.

lich: ein paar Monate später finde ich keine Spur mehr von der Gruppe der jungen Leute.

Drogenkonsum: Daniel, Paul, Robert und Helmut[14]

Daniel, Paul und Robert kommen häufig in die Passage. Zum „Kiffen" und zum „Chillen". Da sie in der Nähe wohnen und nicht wirklich einen anderen Treffpunkt haben, sind sie etwa zwei bis drei mal in der Woche hier und „hängen ab". Insofern sind sie in einer ähnlichen Situation wie die „Emos". Es sind drei junge Männer, etwa zwischen 18 und 20 Jahren. Sie tragen tiefsitzende Hosen, Baseballmützen und Kapuzenpullover.
Ich treffe sie an einem frühen Nachmittag im Februar. Zu dritt „lungern" sie herum, an das Geländer des leeren Atriums gelehnt. Es sei ein gemütlicher Ort hier, erzählen sie. Trocken. Und niemand nerve sie. Als ich bemerke, dass Paul gerade dabei ist, eine große Haschischzigarette zu drehen, fragen sie mich, ob ich nicht mit ihnen Kiffen kommen wolle. Mit den Sicherheitskräften haben sie eine Art Abmachung: Kein Rauchen drinnen, dafür dürfen sie hier ungestört ihre „Joints bauen".
Daniel, der kommunikativste und interessierteste der drei, ist Hilfsarbeiter in einer Tischlerei; Paul arbeitet als Mechaniker und Robert sei „gar nichts", wie er sagt. Schule sei nicht so ihr „Ding" meinen sie teilnahmslos. Da hätten sie lieber mehr Zeit für Partys und zum „Chillen".
Ihre Vorliebe, sich in diesem relativ offenen Raum aufzuhalten, ist vor dem Hintergrund einer zunehmenden und immer umfassender werdenden Prekarisierung der jugendlichen Lebensrealitäten zu lesen. Der Zweifel an der Sinnhaftigkeit von Investitionen in eine Schullaufbahn geht dabei mit dem Schwinden biographischer Perspektiven und mit dem Brüchigwerden biographischer Kontinuitäten einher[15]. Bei aller bereits habituell verfestigten Resignation treten die drei jungen Männer dennoch sehr selbstbestimmt auf – selbst angesichts der Tatsache, dass die Sicherheitskräfte jederzeit ihre Meinung ändern und sie wegweisen könnten. Ihr Drogenkonsum ist fixer Bestandteil der gemeinsamen Freizeitgestaltung

14 Sämtliche Namen wurden anonymisiert.
15 Vlg. Gilles Reckinger: Perspektive Prekarität. Wege benachteiligter Jugendlicher in den transformierten Arbeitsmarkt. Konstanz 2010, S. 147f.

und nichts, was sie geheim halten oder wofür sie sich schämen würden. Ihr deviantes Verhalten wird umgekehrt sogar zu einem Identifikationsmerkmal und Symbol der Selbstbestimmung.
Ganz anders Helmut: Er kommt hierher, um eine Droge zu sich zu nehmen, deren Konsum zwar legal, unter gewissen Umständen aber mit gesellschaftlicher Stigmatisierung verbunden ist: Alkohol. Ich treffe ihn an einem Vormittag, es ist knapp vor zehn Uhr: Er ist ein älterer Mann, etwa Mitte 60, mit abgetragener Kleidung und einem Billa-Sackerl in der Hand. Er zieht eine Dose Bier heraus, beginnt hastig zu trinken und lehnt sich an die Brüstung des Atriums. Früher habe er bei den Puch-Werken gearbeitet, erzählt er mir. Heute sei er pensioniert und wohne in der Nachbarschaft. Ein bis zwei mal die Woche komme er her, immer vormittags, „nur so", zum Biertrinken. Ich frage ihn, ob er den Raum mag. Er zuckt die Schultern. Früher sei jedenfalls mehr los gewesen. Innerhalb weniger Minuten stürzt er das mitgebrachte Bier herunter. Ich habe das Gefühl, ihn zu stören und lasse ihn in Ruhe. Anders als den drei Jugendlichen ist ihm der Drogenkonsum ganz offensichtlich unangenehm. Dass man in diesem Raum meist seine Ruhe hat, kommt diesem Bedürfnis entgegen; denn es ist ein Raum, der Einsamkeit zulässt.
Der Konsum von Alkohol oder illegalisierten Drogen ist durchaus nichts Ungewöhnliches in der Annenpassage. Es gibt mehrere AkteurInnen, die mir dies als vornehmlichen Grund nennen, hier her zu kommen. Zwar hat nie einer meiner GesprächspartnerInnen offen zugegeben, etwas mit „harten" Drogen zu tun zu haben; eine Szene, welche „harte" Drogen konsumiert und vertreibt, ist aber offensichtlich ebenfalls in der Annenpassage ansässig. Die Szene hat etwas geisterhaftes. Alle scheinen davon zu wissen: die LadenbesitzerInnen, die „Securities", die StammkundInnen. Und auch deutliche Anzeichen gibt es. So kann es etwa vorkommen, dass morgens gebrauchte Spritzen vor den Eingängen der Passage liegen. Dennoch ist diese Szene zugleich anwesend wie abwesend. Im Spektrum zwischen sichtbaren und verborgenen Kulturen in der Annenpassage nimmt sie eine Extremposition ein, so schwierig ist es, sie auszumachen.

Die homosexuelle Szene: Harald

Ich lerne Harald an einem Nachmittag in der Annenpassage kennen. Zum ersten Mal sehe ich ihn in der Herrentoilette. Als ich den Raum betrete, stehen zwei Männer an den Pissoirs und Harald steht bei den Waschbecken. Ich wasche mir die Hände, lasse mir ein wenig Zeit, warte. Die Männer stehen immer noch da, scheinen die Urinale vor sich nicht zu benutzen. Gemeinsam mit Harald verlasse ich den kleinen Raum. Draußen treffen sich unsere Blicke, er lächelt freundlich. Ich spaziere weiter, durchquere die Passage bis zum anderen Ende. Dort sehe ich ihn wieder. Ziellos spaziert er umher, ab und zu schaut er zu mir her. Ich beschließe, ihn anzusprechen, doch er ist schneller.

Ich schätze Harald auf Mitte vierzig. Er wirkt ordentlich und gepflegt und ist im Gespräch sehr offen – auch dann noch, als ich ihm erzähle, dass ich Forscher bin und über die Annenpassage recherchiere. Harald wohnt im Süden der Steiermark und eigentlich kommt er nur recht selten hierher. Ich brauche eine Weile, um zu verstehen, dass Harald hier auf der Suche nach Partnern für homosexuellen Geschlechtsverkehr ist. Er habe mich in der Herrentoilette gesehen, habe gedacht, ich sei ebenfalls interessiert und sei mir gefolgt. Ich solle nicht so unschuldig fragen, ich hätte doch gesehen, was da los gewesen sei! Die Herrentoilette ist ein Szenetreffpunkt, erklärt er mir. Besonders gerne komme er nicht her, allzu schön sei es ja wirklich nicht. Es gäbe aber keine anderen Orte in der Nähe. Er wisse auch nicht, warum sich das so verbergen müsse hier, schließlich sei ja nichts dabei.[16] Es seien Männer aus den unterschiedlichsten Milieus, die hierher kämen, um jemanden für eine „Nummer" zu finden. Manchmal ergäbe sich auch ein interessantes Gespräch, manchmal gehe es wirklich nur um Sex. Den Männern sähe man zum Teil überhaupt nicht an, dass sie schwul seien. Bei mir hingegen sei er sich sehr sicher gewesen. Ich bin verblüfft. Ich hatte das Szenario wirklich nicht erkannt, hatte den kulturellen „Text" der Szene nicht verstanden. Und auch Harald hatte mein Verhalten „falsch" gelesen: Mein offener und suchender (forscherische)

16 Die Toiletten der Annenpassage sind die letzten frei zugänglichen Toiletten im Zentrum von Graz, die noch nicht baulich unbrauchbar gemacht oder mit einem Drehkreuz mit Münzeinwurf ausgestattet wurden. Die Orte, an denen homosexuelle Praxen ausgelebt werden können, werden also immer knapper.

Blick, mein langsames Flanieren durch die Passage: alles habe „darauf" hingedeutet, erklärt er mir.
Welch gutes Beispiel für eine misslungene Semiose: Gleichermaßen hatten wir also kulturelle Bedeutungszusammenhänge missinterpretiert – zu meinem Glück, denn anders hätte ich vielleicht nie von dem Treffpunkt für Homosexuelle in den Toiletten der Passage erfahren. Denn es ist bemerkenswert, dass weder Sicherheitskräfte noch Ladenbesitzerinnen oder StammkundInnen der Passage etwas von der Schwulenszene in den Toiletten wussten. Für Harald hingegen, für den diese der einzige Grund ist, die Passage überhaupt zu betreten, sind die kulturinternen Zeichensysteme so offensichtlich, dass er kaum glauben kann, dass ich diese nicht lesen kann.

Obdachlosigkeit: Bernhard

Bernhard beschreibt sich als Experte der Annenpassage. Jeden Tag sei er hier, er kenne alle „Securities", die meisten Ladenbesitzenden, überhaupt alle. Ich lerne ihn frühmorgens in den Toilettenanlagen kennen. Er benutzt sie als Ersatz für ein privates Badezimmer. Die Praxis ist unter Obdachlosen nicht ungewöhnlich. Gemeinsam spazieren wir durch die Passage. „Wir setzen uns hin, und ich erzähle dir ein bisschen", schlägt er vor. Bernhard ist ein Bär von einem Mann. Er ist 39, groß und unrasiert. Gleich entschuldigt er sich für sein ungepflegtes Auftreten, seit sieben Jahren sei er obdachlos. Er zeigt mir seine untere Zahnreihe, die zahlreiche ausgeschlagenen Zähne aufweist und einen gebrochenen und nur notdürftig versorgten Finger. Er sei ein Kämpfer, sagt er – mitunter im wortwörtlichen Sinn. Und die Schuhe sind neu, stolz präsentiert er sie mir. Die sind geklaut – nein, getauscht: seine alten habe er im Gegenzug im Schuhgeschäft zurückgelassen. Wir lachen. Kriminell zu sein ist für ihn nichts, wofür er sich schämen würde, es ist ganz normaler Teil seiner Überlebensstrategie. Arbeiten gehen würde er gerne, aber ohne Wohnadresse würde ihn keiner nehmen. Außerdem sei er schwerer Epileptiker, und man müsse sich für Bewerbungsgespräche immer fein machen und rasieren und so. Das bringe nichts. Leider sei er vor Kurzem bei der Schwarzarbeit erwischt worden und habe für ein paar Monate die Sozial-

hilfe verloren. Nun schlage er sich irgendwie durch – mit Schnorren und Klauen. Bald ist auch klar, dass er mich als mögliche Geldquelle identifiziert. Die öffentlichen Notschlafstellen kommen für ihn nicht in Frage. Die seien überfüllt und es gäbe Drogen, Schlägereien und oftmals nächtliche Razzien. Da könne er ohnehin nicht schlafen. Außerdem sei dort alles mit Ausländern voll. Da schlafe er lieber auf der Straße. Oder in der Passage, wenn es sich machen lässt. Absurd sei es hier, so leer. „Die sollen uns doch hier schlafen lassen!", fordert er. Mit einem Glasschneider, so meint er, solle man ein Loch in die leere Auslage machen, dann könne man hier übernachten.

Als Schuldige erkennt er einerseits die Politik, die es nicht schaffe, genügend Schlafplätze zur Verfügung zu stellen, und er wünscht sich einen anderen Bürgermeister. Andererseits spickt er seine Rede immer wieder mit rassistischen Ressentiments („Türken sind für mich Schweine!") und beschuldigt die Ausländer, ihm der Leben zu erschweren. Es sind extreme Rahmenbedingungen, die unter den Ärmsten eine perfide Wettkampfsituation und damit Rassismus schüren.[17] Hier jedenfalls könne er tagsüber sein, ohne dass ihn die „Kieberer"[18] oder sonst irgendjemand nerven würde. Daher sei er so oft hier.

Während des Gesprächs bleibt Bernhard latent wachsam. Sofort bemerkt er die Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes, lange bevor ich sie sehe. Als er sich – verbotener Weise – eine Zigarette im Innenraum ansteckt, wird er besonders wachsam. „Pass auf, da oben schaut uns einer zu lange zu. Lass uns weitergehen".

Es ist eine wilde Lebensnarration, die mir Bernhard erzählt: von überwundenem Alkoholismus, Gewalt und Depression, von einem Freund, der volltrunken vom Zug erfasst worden sei, von nasskalten Herbstnächten im Park. Bernhard ist wirklich ein Überlebenskämpfer. Sein Kapital[19] sind die Fertigkeiten der Straße, die dafür sorgen, dass er am Leben bleibt, sich hier im Untergrund aufhalten und sogar wesentlich mehr erlauben

17 Hier könnte man die Theorie aufstellen, dass angesichts einer derart aussichtslos prekären Situation allein das „rassistische symbolische Kapital" als Kapitalsorte verbleibt, um sich ein soziales „Unten" zu schaffen. Vgl. Anja Weiß: Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit. Wiesbaden 2001, S. 52–56.

18 Kieberer = Österreichisch für Polizisten.

19 Kapitalsorten verstanden im Sinne Bourdieus.

kann als andere. Er weiß, mit welcher Sicherheitskraft man reden kann und von wem man sich besser fern hält. Und tatsächlich kennt er hier viele Leute. In seiner Erzählung stilisiert er sich gar zu einem Lokalmatador, der *alles* weiß, von den Mieten der Lokale und sogar, wie lange etwa das Lebensmittelgeschäft noch hier bleiben wird. Dass sich im Nachhinein nicht alle seine Auskünfte als wahrheitsgetreu herausstellen, scheint dabei wenig überraschend und passt zu seiner Selbstkonstruktion.

Die verborgene Kultur der Aneignung

Taktiken: Verstecken oder Verhandeln

Unter „Taktik" versteht Michel de Certeau im Gegensatz zur „Strategie" das Handeln auf fremdem Territorium, so etwas wie das Kalkül der Ortlosen. Es geht ihm dabei um die „Kunst des Handelns" innerhalb von festgesetzten Machtzusammenhängen und Normen, welche umschifft, gedehnt und im eigenen Sinne umgemünzt werden können. Daher sind Taktiken zeitlich und nicht statisch zu denken und haben einen flüchtigen Charakter.[20] Die beschriebenen AkteurInnen der Annenpassage sind mit einer Raumordnung konfrontiert, die ihren Aneignungen und Praxen grundsätzlich ablehnend gegenübersteht: Eigentlich will sie hier niemand. Selbst jetzt, da weite Teile der Annenpassage nicht mehr als Konsumraum funktionieren, sind die oben erwähnten Individuen – wie in jedem anderen Einkaufszentrum – unerwünscht, da sie als KundInnen kaum infrage kommen. Mit ihrem Verhalten stören sie „die guten Sitten", sie verletzen das Normen- und Wertesystem der Mehrheitsgesellschaft, weshalb sie aus privaten Konsumräumen, aber auch aus den repräsentativen Räumen der Stadt vertrieben werden.[21] Die AkteurInnen müssen sich also mit diesen ihnen gegenüber ablehnenden Dispositionen des Raums auseinandersetzen und Taktiken generieren, um bleiben und handeln zu können. *Sich verstecken* vor den Sicherheitskräften und fremden Blicken ist eine der zentralen Taktiken. Es fällt auf, dass ein großer Teil der Aneignungen in Raumnischen stattfindet. Im Besonderen genannt werden

20 Vgl. de Certeau 1988 (wie Anm. 6), S. 23f.
21 Vgl. etwa Jan Werheim: Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung (= Stadt Raum und Gesellschaft 17). Opladen 2002, S. 37, 116.

kann die homosexuelle Szene in den Toilettenanlagen. Dieser Teil der Passage bietet aufgrund seiner Kleinräumigkeit guten Schutz und die Möglichkeit, Praktiken unsichtbar zu machen. Es findet also eine Art Selbstverdrängungsprozess statt.

Eine andere Praxis, die sich herauskristallisiert, ist das *Verhandeln*. Mit den lokalen Vertretern der offiziellen Kultur, in diesem Falle stellvertretend die Sicherheitskräfte, werden Handlungsspielräume, Grenzen und Ausnahmen ausgehandelt. Anscheinend verfügen diese, als Exekutivorgane auftretenden Statthalter der externen Macht auch über die entsprechende Eigenverantwortung und Freiheit, das praktische Recht der Passage zu bestimmen. Es scheint einen merkbaren Unterschied zu geben, je nachdem, welcher Mitarbeiter gerade Dienst hat und was er duldet oder nicht duldet. Letztendlich sind sie es, die bestimmen, ob oder inwieweit Herumlungern, Essen, Schlafen, Alkoholkonsum oder Rauchen im Innenraum toleriert werden – oder wie hart ein Vergehen geahndet wird. Offiziell bekommen die Mitarbeiter den Auftrag, all dies (Essen, Trinken, Drogenkonsum, Herumlungern, Sitzen, Liegen, „Nesterl bauen“[22]) als Zweckentfremdungen zu unterbinden. In der Realität sieht dies allerdings anders aus. Die lokalen AkteurInnen kennen die Sicherheitskräfte und wissen, mit wem sich verhandeln lässt und mit wem nicht. Dadurch sind sie zwar der Willkür ausgesetzt, es erlaubt ihnen aber auch, sich erstaunliche Freiheiten auszuhandeln.

Der Wert der Leere

Der mediale Diskurs der bürgerlichen Presse und die Angehörigen der Shoppingcenter-Ordnung sehen im Leerstand der Passage ein großes Problem und politischen Handlungsbedarf. Der Leerstand ist ihnen ein Dorn im Auge. Von der anderen Seite betrachtet, von der Seite der Raumlosen, ist der Leerraum aber ein Vorteil, ein Möglichkeitsraum. Eva Maria Hierzer hat in ihrer Forschung[23] individuelle Nutzungsweisen verschiedener Grazer „Gstettn“ – also städtisches Brachland – erkundet, einen Ortstyp, mit dem sich die leere Passage vielleicht vergleichen lässt. Auch

22 Dieser Begriff wird von den Sicherheitskräften benutzt, um das „sich Einnisten“ und Niederlassen unerwünschter Personen in Winkeln und Nischen der Passage zu beschreiben.

23 Hierzer 2012 (wie Anm. 3), S. 3.

hierbei handelt es sich um einen Teil des Stadtraums, der seine ehemalige Funktion verlor und zu einer urbanen Nische ohne starke Kontrolle wurde. „Gstettn" bilden „durch eben dieses Fehlen der Kontrolle durch die Öffentlichkeit und das Fehlen der damit verbundenen Verhaltens- und Gebrauchsregelungen (Normierungen) einen *Freiraum*".[24] Bedürfnisse, die aus dem kontrollierten öffentlichen wie halböffentlichen Raum ausgeschlossen werden, verschwinden durch diesen Eingriff eben nicht, sondern verorten sich anderswo. In der „Gstettn" hinterlassen diese allerdings ihre Spuren (Trampelpfade, Feuerstellen, Müll, etc.), was an dem habituellen Nicht-Ort[25] einer Einkaufspassage kaum möglich ist. Hier verschwinden die AkteurInnen und ihre Handlungen meistens, ohne die geringste Spur am gebauten Raum zu hinterlassen, was den Aneignungen ein noch größeres Maß an Flüchtigkeit verleiht. Nichts haftet an den Teflon-artigen Oberflächen der Nicht-Orte, Geschichte kann sich kaum einschreiben. Gerade darin liegt ein Spezifikum der lokalen Aneignungsprozesse: Sie sind nicht nur räumlich kaum verortbar, durch das Fehlen von indexikalischen Zeichen haben sie auch so gut wie keine zeitlich persistente Dimension.

Abb. 3: Die Rolltreppen arbeiten unentwegt, selbst ohne jemand zu transportieren (Foto: R. Klengel).

24 Ebd., S. 60.
25 Vgl. Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a. M. 1994.

Resümee

Im Rückgriff auf Ipsens Begrifflichkeit möchte auf die Frage eingehen, inwiefern in der Annenpassage von der Generierung von kulturell „Neuem" im Sinne einer offenen Stadt gesprochen werden kann. Zwar ist die Annenpassage kein scharf abgetrennter und isolierter Raum; dennoch findet das Handeln der AkteurInnen auch hier weitgehend im Verborgenen, im *Untergrund* statt. Die oben beschriebenen Praxen sind für die meisten PassantInnen und Einkaufenden unsichtbar, nichts mögen sie von den Aktivitäten in den Toiletten oder den Leerflächen ahnen. Durch die Taktik des Versteckens bleiben die verdrängten Praxen in der Sphäre der Unsichtbarkeit, die „offizielle" und die „marginalisierte" Welt berühren sich kaum. Es handelt sich um Alltagswirklichkeiten, die zwar physisch-geographisch nah bei einander liegen mögen, sich im sozialen Raum aber weit von einander entfernt verorten – eigentlich ein typisch städtisches Phänomen.

Abb. 4: In geputzten Scheiben spiegelt sich die Leere (Foto: R. Klengel).

Für Rolf Lindner ist Offenheit einer der ganz zentralen Aspekte der Urbanität. Er schreibt sogar: „Die Kultur der städtischen Lebensform ist

[…] gleichbedeutend mit Offenheit“[26]. Das Konzept einer offenen Stadt impliziere folglich „auch die Tolerierung ‚störender‘ Elemente, seien diese nun soziale Außenseiter oder kulturell Fremde“. So betrachtet ist die Grazer Annenpassage vielleicht einer der urbansten Räume der Stadt.

Ich möchte die These aufstellen, dass die dominante Kultur auch hier über die maßgebliche symbolische Gewalt verfügt, die sie bemächtigt zu bestimmen, was sichtbar und was unsichtbar sein darf. Daher verhindert sie durch ihr normatives Wirken eine Konfrontation mit dem „urban other“[27], indem selbst im Untergrund marginalisierte Praxen in Nischen gedrängt werden. Die Frage nach einer offenen Stadt ist also untrennbar mit Machtzusammenhängen – in diesem Zusammenhang mit Fragen der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit – verbunden.

Soll man nun fordern, den beobachteten Praxen zu mehr Sichtbarkeit zu verhelfen? Ich denke dieser Schluss wäre überhastet, da, solange sich das Normen- und Wertesystem der Mehrheitsgesellschaft nicht ändert, die beschriebenen Praxen überhaupt nur im Modus der Unsichtbarkeit möglich sind – Unsichtbarkeit ist quasi ihr Überlebensgarant[28]. Vielmehr sind im Sinne eines offenen Stadtkonzepts, das Unterschiedlichkeit nicht nur erträgt, sondern als zentrale Wesenheit der Urbanität anerkennt und fördert[29], Räume notwendig, die einen Gestaltungsraum frei lassen – Nischen eben, wie die Annenpassage eine ist. Dennoch ist es wichtig, diese Räume – und zwar infrastrukturell wie repräsentativ – nicht zu vernachlässigen, damit sie nicht zu „Räumen der Diskriminierung“[30] werden. Wohl nur unter diesen Bedingungen kann eine Nische als notwendiger urbaner Rückzugsort und Laboratorium für kulturelle Praxen fruchtbar, bereichernd und inkludierend wirken.

Es kann wohl keine offene Stadt geben ohne eine Thematisierung der hegemonialen Moralvorstellungen, welche urteilen, wem ein Recht auf

---

26 Rolf Lindner: Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum. In: Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 2, Themen und Tendenzen. Stuttgart 2011, S. 385–398, hier S. 388.

27 Ebd., S. 389.

28 Tim Rieniets: The Open City. In: Tim Rieniets, Jennifer Sigler, Kees Christiaanse (Hg.): Open City_Designing Coexistence. Amsterdam 2010, S. 27–34, hier S. 30

29 Vgl. Johanna Schaffer: Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung. Bielefeld 2008, S. 54.

30 Vgl. Rieniets 2010 (wie Anm. 28) S. 29f.

die Sonnenseite der Stadt zusteht – und wem nicht. Denn solange die oben beschriebenen Praxen normativen Marginalisierungen unterliegen, werden sich die AkteurInnen in Zwischenräume zurückziehen. Die Nische zeigt verdrängte und nivellierte Bedürfnisse und steht für Reflexion des Alltäglichen; quasi als Nachtseite einer Kultur der Oberflächlichkeit – hier im wortwörtlichen Sinne –, und demaskiert jene hegemoniale Doppelmoral, die deviante Praxen zwar nicht unterbindet, aber unaufhörlich in den Untergrund drängt: Sichtbarkeit als Repräsentation symbolischer Gewalt.

Abb. 6: Das ehemalige Elektrogeschäft im Obergeschoss (Foto: R. Klengel).

Schlussbemerkung

Mit der vor wenigen Wochen bekanntgegebenen, groß angelegten Umgestaltung der Passage ab Mitte 2014 in ein auf Textilien spezialisiertes Einkaufszentrum[31] werden voraussichtlich auch die in diesem Text vorkommenden AkteurInnen und ihre verborgenen Praxen von hier verschwinden. Und zwar, so kann vermutet werden, ohne dass man im Mainstream-Diskurs jemals von ihnen gehört hat.

31 Ipsen 1999 (wie Anm. 2).

Graz Reininghaus
Ein Stadtteil als Leerraum, Spekulationsobjekt und Projektionsfläche?

Irmgard Macher, Virág Pölöskei, Michael Windisch

Das Gelände der Reininghausgründe in Graz

Unser Interesse und unsere Forschungsfragen kreisten um das Motiv der „Open City". Durch die Diskussion des Themas wurde uns das visionäre Moment des Konzeptes „Offene Stadt" deutlich. Auch in Graz erkannten wir Elemente der Stadtgestaltung und vor allem der gelebten Stadtpraxis, die zu einer Öffnung der Stadt für die Menschen beitragen.
Ausgehend von diesen Überlegungen besuchten wir im Frühjahr 2013 zum ersten Mal die weitläufigen Flächen der Reininghausgründe im Grazer Westen. Das Areal wurde medial und politisch bereits ausführlich diskursiv behandelt und wir wollten einen eigenen, kulturwissenschaftlichen Eindruck über dieses Gelände gewinnen.
Die Vermutung lag nahe, dass diese riesige innerstädtische Brachfläche auch das Interesse von, an den Rand gedrängten, Personengruppen auf sich gezogen hat und dementsprechend in Anspruch genommen wird.

Somit legte sich unser Fokus auf die vorfindbaren Spuren der Raumaneignung.
Als Ergebnis gilt der vorliegende Text, der in drei Abschnitte gegliedert, die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen unseres Forschungsteams darstellt.
Irmgard Macher gibt in ihrem Abschnitt einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklungen der Ländereien, ausgehend von der einstigen Großbrauerei bis zur heutigen Situation des Stadtgrundstückes als Investitionsfläche. In ihrem Text bietet sie einen Abriss über das Thema der gelebten Stadt und ihrer Spannungsfelder, bezogen auf das spezielle Areal in Graz. Im Sinne einer kritischen Kulturanalyse werden Beobachtungsnotizen von temporären Zwischennutzungen am Gelände Reininghaus mit stadtplanerischen Bestrebungen seitens der Stadt Graz in Verbindung gebracht und hinterfragt.
Der Feldeinstieg von Virág Pölöskei gestaltete sich nicht unproblematisch. Sie macht ihre Erfahrungen und den empirischen Zugang zum Thema. Ebenso schildert sie die Begegnung mit unserer Schlüsselfigur Ali, der als Hausmeister auf den Reininghausgründen beschäftigt ist. Virág Pölöskei erörtert in ihrem theoretischen Teil eine Raumanalyse der Reininghausgründe mit Hilfe des Raumtriademodells von Henri Lefebvre und Johanna Rolshoven. Des Weiteren überträgt sie Rolf Lindners Habituskonzept auf das Reininghausareal und schildert ihre Empfindungen sowie die Atmosphäre des Raums.
Die Untersuchung des Feldes als Vorstellungs- und Möglichkeitsraum, als Vision Reininghausgründe, aber auch in Bezug auf Widersprüche in der stadtplanerischen Konzeption und in den vorgefundenen und gelebten Praxen, versucht Michael Windisch in seinem Beitrag zu fokussieren. Dabei steht das „Lesen" des Raumes und vor allem der Zeichen seiner NutzerInnen im Vordergrund.
Als Forschungsfazit können wir einen „Spiegel-Effekt" feststellen: Das Reininghausgelände spiegelt wesentliche Merkmale der Stadt Graz wider. Es finden sich vor Ort sowohl der Gegensatz Privatheit – Öffentlichkeit, geknüpft an eine Vielfalt an Funktions- und Nutzungsmöglichkeiten des Raumes, als auch Zwischenräume, Übergangsräume und Freiräume, wie sie die gesamte Stadt kennzeichnen. Wenn wir die Beziehung des For-

schungsraumes mit der Stadt Graz betrachten, wird klar, dass das Bild von den Reininghausgründen selbst auf die ganze Stadt projiziert werden kann.

Eine flüchtige Bekanntschaft – Die Reininghausgründe in Graz

Irmgard Macher

Spätestens seit Frühling 2012 ist den meisten Grazerinnen und Grazern eines der wenigen, baulich noch nicht erschlossenen Grundstücke in Graz, die Reininghausgründe, bekannt. Es handelt sich dabei um ein viel diskutiertes Stück Grazer Stadtraum. Von einem „neuen Stadtteil“[1], der „Chance auf städtebauliche Innovationen“[2], dem „Herzstück des Grazer Westens“ [3] und von „leistbaren Wohnungen“[4] im Grünen ist die Rede. Der Ort Reininghaus wurde in den letzten Jahren zum Austragungsort von politischen Disputen und zeigt gleichzeitig eine stadtentwicklerische Tendenz zu einer Belebung der Peripherie durch Wohnsiedlungen. Die Stadtverantwortlichen spielten den demokratischen Entscheidungs-Ball über die Zukunft der Fläche weiter an die BewohnerInnen der Stadtgemeinde Graz und ließen per Bürgerbefragung über den Ankauf oder, wie

1 Didi Hubmann: Der Reininghaus-Wettbewerb. Architektenwettbewerb für das Erber-Projekt läuft: Entscheidung Anfang 2014. Neue Mobilitätspläne für Öffis, Car-Sharing, E-Autos und Straßen. In: Kleine Zeitung, 28.12.2013, S. 21.

2 Stadtbaudirektion Graz, http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/ziel/2858139/DE/ (Zugriff: 11.12.2013).

3 Projekt Reininghaus Stadtentwicklungs GmbH., http://www.graz-reininghaus.at/index.php?id=4 (Zugriff: 13.1.2014).

4 Wolfgang Erber, Käufer einiger Grundstücke in Reininghaus, zit. in Gerald Winter-Pölsler: Startschuss für Reininghaus: Erster Bauherr legt los. Wolfgang Erber macht den Anfang. Der Grazer Immobilien-Profi ist der Erste, der in Reininghaus Bagger auffahren lässt. Sein Konzept, sein Zeitplan, seine Vision. In: Kleine Zeitung, 15.9.2013, S. 36–37.

sich zeigte, den Nicht-Kauf des Grundstückes, entscheiden. Die Stadtregierung des Bürgermeisters Siegfried Nagl bekam mit 68 % Stimmanteil gegen den Erwerb einen „Rüffel" von den GrazerInnen und musste sich den medialen Vorwurf gefallen lassen, die Wertigkeit des Vorhabens schlecht kommuniziert zu haben.[5]
Mein Forschungskollege und ich durchstreiften das Gelände der Reininghausgründe mehrere Male seit dem Frühjahr 2013. Wir fokussierten unseren Blick dabei auf öffnende und schließende Faktoren und sammelten Eindrücke von der Fläche mit den verschiedenen Nutzungen in ihren unterschiedlichen Räumen. Wir dokumentierten unsere Beobachtungen mit Fotos und hielten auch unsere sinnlichen Erfahrungen während der Forschung fest:

Es ist einer der heißesten Tage dieses Sommers. Die Temperaturen steigen wieder über 30 Grad und der Asphalt der Grazer Alten Poststraße flimmert. Doch heute ist Abkühlung in Sicht – wir haben wieder einmal einen Termin mit Ali vereinbart und heute wird es hoffentlich klappen, denn Ali ist sehr beschäftigt, halten ihn doch La Strada[6]-Verantwortliche auf Trapp. Ali ist einer der Hausmeister des Reininghausgeländes. Heute werden wir mit ihm in die Kelleranlagen der ehemaligen Brauerei Reininghaus hinabsteigen, wir werden, wie sich später herausstellen wird, über Leitern kraxeln, wir werden frieren und staunen. Er hat uns angehalten, Taschenlampen mitzubringen, denn es gäbe keine Elektrizität mehr da unten. Doch unsere „Funzeln" werden nicht einmal annähernd die Ausmaße der Kellerhallen ausleuchten können.[7]

5 Vgl. Karin Tschavgova: Das Spiel um Graz. Die Bewohner sagen Nein zum Kauf des Reininghaus-Areals. Die Abstimmung zeigt, dass die gedeihliche Stadtentwicklung kaum über Bürgerentscheid gesteuert werden kann. Nachrichten aus Graz. In: Die Presse, 20.7.2012, http://diepresse.com/home/spectrum/architekturunddesign/1269494/Das-Spiel-um-Graz (Zugriff: 16.11.2013).

6 La Strada ist ein jährlich in Graz stattfindendes internationales Festival der Straßenkunst und des Figurentheaters.

7 Auszug aus dem Forschungstagebuch, 31.7.2013.

Abb. 1: Ehemaliges Gasthaus Reininghaus und Portiershäuschen am Haupteingang an der Reininghausstraße auf der Nordseite des Geländes (Foto: Irmgard Macher, 17.7.2013).

Von Geschichte durchtränkter Raum

Namengebend für das ehemalige Betriebsgelände der Brauerei Reininghaus sind die Brüder Peter und Julius Reininghaus. In ihrem Betrieb wurden bis in die späten 1950er Jahre Biere gebraut und eine Vielzahl anderer Produkte hergestellt. Lokalisiert im Westen von Graz befindet sich das Areal mit ca. 100 ha Größe im Stadtbezirk Eggenberg. Historische Gebäude wie ein ehemaliges Gasthaus, Bauten für Verwaltung und zu Wohnzwecken, der für den Stadtteil charakteristische Malzturm und Verarbeitungshallen mit weitläufigen Kellergewölben werden komplettiert durch ein großzügiges, landwirtschaftlich genutztes Areal. Am einst geschäftigen Zentrum für Innovation und Wirtschaftlichkeit, Anlaufstelle für soziale Belange, Familie mit Affinität zur Kunst, entwickelte sich nach Schließung des Betriebes eine Dynamik des „Visionierens" rund um die zukünftige Nutzung der Flächen. Die utopischen Pläne für die Verwendung der Freiflächen in den 1980er und 1990er Jahren, waren al-

lesamt gekennzeichnet vom Glauben der InvestorInnen und der Region an ihr wirtschaftliches Potential. Aufgeräumt, kommerziell und zweckgebunden waren die Konzepte
für Themenpark und Co, welche für den Grazer Westen entworfen, jedoch nie realisiert wurden.[8]

Heute liegt der Schwerpunkt für die StadtplanerInnen in einem Stadtentwicklungskonzept[9] und im räumlichen Leitbild[10] für Graz, das die Umnutzung von Freiflächen (Flächenrecycling, Umwidmung) vor allem für den Wohnbau vorsieht. Hierbei sollten sich, meines Erachtens, Themen wie Integration und Partizipation weit oben auf der Agenda der StadtplanerInnen wieder finden, sind sie doch Kernelemente für das Gelingen von nachhaltigen Entwicklungskonzepten und Voraussetzung für ein Miteinander der Stadtgemeinschaft. Die städtebaulichen Interventionen der letzten Jahrzehnte spiegeln jedoch spürbar einen ganz anderen Trend wieder, hin zu einer Segregation und Regulierung von städtischen Arealen. An den Randzonen der Stadt sprießen Einkaufszentren aus dem Boden. Monofunktionale Räume des Konsums reihen sich an weitgehend isolierte Komplexe von Betrieben und Wohnsiedlungen, unterbrochen von Parkplätzen und kleinen städtischen Brachflächen. Die Innenstadtzonen, so sieht das Konzept vor, sollen wiederum verdichtet werden und viele BewohnerInnen bangen um die, für Graz so speziellen, parkähnli-

8 Schon in den 1980er Jahren entstanden die ersten Gedanken rund um die Reininghausgründe und Anfang der 1990er Jahre gaben die Besitzer gemeinsam mit der Stadt Graz eine Verwertungsstudie in Auftrag. Daraus entstand ein Konzept für einen neuen Kulturstadtteil, einhergehend mit einem Verkehrskonzept für die gesamte Region. Doch weder diese Pläne noch die folgenden, wie der Standort der Fachhochschule in den denkmalgeschützten Werkshallen, ein Olympisches Dorf (bei einer positiven Bewerbung für die Winterspiele 2002) oder Folke Tegetthoff´s Themenpark „Wonder World of Music" wurden zur Umsetzung frei gegeben. Vgl. Asset One Immobilienentwicklungs AG (2006), http://www.asset-one.at/downloads/Reininghaus_Chronik.pdf (Zugriff: 3.11.2013).

9 Das Stadtentwicklungskonzept ist das örtliche Entwicklungskonzept der Stadt Graz. Es bildet die Grundlage für die Erarbeitung des Flächenwidmungsplanes und in der Folge der Bebauungspläne, die vom Stadtplanungsamt erarbeitet und vom Gemeinderat beschlossen werden. Mit der Kundmachung Ende Mai 2013 trat das Stadtentwicklungskonzept 4.0 in Kraft. Vgl. Stadtbaudirektion Graz, http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/ziel/2858139/DE/ (Zugriff: 11.12.2013).

10 Im Rahmen der 2013 erfolgten Revision des Stadtentwicklungskonzeptes und des Flächenwidmungsplanes wurde ein räumliches Leitbild für das Stadtgebiet der Landeshauptstadt Graz erarbeitet. Darin sind grobe Rahmensetzungen für die baulich-räumliche Entwicklung des Stadtraumes und gebietsbezogene, generelle Leitlinien auf der Basis von Bereichstypen festgelegt. Vgl. Stadt Graz, http://www.graz.at/cms/beitrag/10053154/985245 (Zugriff: 11.12.2013).

chen Innenhöfe.[11] Im Gegensatz zu Verdichtungskonzepten herrscht laut Stadtentwicklungskonzept besonders in den Bezirken Gries, Lend und Jakomini Handlungsbedarf in Bezug auf die Erweiterung der städtischen Grünflächen. Graz befindet sich im Spannungsfeld zwischen städteplanerischen Visionen und den konkreten Wünschen und Bedürfnissen seiner BewohnerInnen. Emotional unterfüttert entladen sich diese Energien auf medialer und politischer Ebene. Die Stadtregierung hält trotz Sparkurs an ihren Plänen fest und Bürgermeister Nagl ist sich sicher: „Graz wird die modernste Stadt Österreichs"[12].

Eine lebbare offene Stadt

Welche Auswirkungen haben politische und planerische Maßnahmen für die Menschen, die in der Stadt aufwachsen, hier ihren Alltag verbringen und ihre Lebenszeit? Die Idee der „Offenen Stadt" wie sie Jane Jacobs beschreibt, liefert Ansätze für urbane Entwicklungsstrategien und deren gestalterische Umsetzung. Sie setzt an einem Punkt an, an dem sich die Stadt bereits von Zwängen befreit hat und frei ist für kreative Lösungen im Bauen und in der Nutzung von öffentlichem Raum.[13] Obwohl die Entwicklung in Graz noch nicht so weit scheint, bleibt dieses Konzept der offenen Stadt reizvoll, wenn auch wenig konkret. Welchem Reiz unterliegen wir also in der Diskussion der Offenen Stadt, wenn wir die Idee weiter fassen wollen als, vereinfacht ausgedrückt, „leben und leben lassen"? Tim Rieniets spricht den ArchitektInnen und „urban designers" eine Schlüsselrolle in der Schaffung einer Basis für eine „Open City" zu. Diese zeigt sich, im idealen Fall, als urbaner Raum, als ein Ort der Verwicklung, der Emanzipation und der Partizipation.[14] Aber gerade diese architektonische Basis kritisiert Richard Sennett, wenn er festhält, dass

11 Vgl. Gerald Winter-Pölsler: Graz gehen die Grünflächen aus. Am rechten Murufer fehlen öffentliche Erholungsräume. Stadt sucht Wege, Grünflächen zu sichern. In: Kleine Zeitung, 18.10.2013: S. 30–31. Der Autor verweist auf die jüngste stadteigene Befragung von 2009, in der sich die GrazerInnen mehr öffentlichen Grünraum wünschen.

12 Grazer Stadtzeitung BIG, ohne Autor: Projekte für noch mehr Graz, Mai 2013, S.4.

13 Vgl. Jane Jacobs, zit. in: Richard Sennett: Open City. In: Ricky Burdet, Deyan Sudjic (Hg.): Endless City. London 2007, S. 290–297, hier S. 293.

14 Vgl. Tim Rieniets: The Open City. In: Tim Rieniets/ Jennifer Sigler/ Kees Christiaanse (Hg.): Open City_Designing Coexistence. Amsterdam 2010, S. 27–34, hier: S. 29.

den ArchitektInnen meist eine differenzierte Vorstellung von der Stadt fehle. Trotz der vielen technologischen Hilfsmittel und materiellen Ressourcen würden diese von den Planern nicht kreativ eingesetzt. Für ihn herrschen eine Überbestimmtheit der visuellen Form und der sozialen Funktion der Stadt vor. Die PlanerInnen fügen sich, mit ihren Instrumenten und Technologien, der Macht von Kontrolle und Ordnung und verlieren so die Vorstellung von urbaner Dynamik. Was es bräuchte, sei vielmehr ein Verständnis von der Prozesshaftigkeit der Stadt.[15] Vielleicht benennt Sennett in diesem Punkt gerade das, was uns an vielen städtischen Eindrücken stört: Glasfronten, die kantig und abrupt in Asphaltflächen übergehen, weite Plätze, auf denen es kaum Mobiliar gibt, singuläre Nutzungen von Gebäuden, Grünflächen und unbebaute Grundstücke, die zu Betreten verboten sind. In diesem Zusammenhang ist es wichtig und dringlich, eine kritische Auseinandersetzung mit Stadtplanungsprojekten wie den Urban Link Programmen zur Förderung von benachteiligten Stadtteilen oder der Smart City[16] zu führen, um die Gestaltungsmacht von ArchitektInnen und InvestorInnen durch die konkreten Nutzungspraxen und Bedürfnisse der BewohnerInnen zu ergänzen. Eine „lebbare Stadt", wie dies Elisabeth Katschnig-Fasch ausdrückte, sollte das Ziel planerischer Visionen von Graz sein, um nicht dem Schicksal vieler europäischer Städte zu folgen, welche durch Verelendung und Verfremdung gekennzeichnet sind. Es sind die Aneignungsmöglichkeiten einer Stadt, die entscheiden, wie die BewohnerInnen ihre Identitäten entfalten und ihre Kreativität leben können.[17]

Die Lebensbedingungen der Menschen haben sich verändert. Das ist kein alleiniges Grazer Phänomen. Schnelligkeit, Vernetztheit, Mobilität, Globalität prägen immer häufiger die Lebensbedingungen. Alltagsleben

15 Vgl. Sennett (wie Anm. 13), S. 290.

16 Urban Link Graz West ist ein von der Europäischen Union gefördertes Stadtentwicklungsprogramm „zur wirtschaftlichen und sozialen Wiederbelebung bzw. Stärkung von Stadtgebieten mit speziellem Handlungsbedarf". Vgl. Stadt Graz, Bauamtsdirektion, ohne Autor, 2006, http://www.urban-link.at/ (Zugriff: 16.11.2013). Smart-City Graz ist ein Projekt der Stadtteilentwicklung und Stadtplanung unter besonderer Berücksichtigung von ökologischen Kriterien. Vgl. Stadtbaudirektion Graz, http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/beitrag/10195399/4631044/ (Zugriff: 16.11.2013).

17 Vgl. Elisabeth Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm; Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120–139, hier S. 122.

findet zunehmend in Inseln statt – Wohnen ist getrennt von Orten für Bildung, Erholung, Einkaufen oder Soziales. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Stadt als Ort für Tourismus, stehen in globaler Konkurrenz zueinander. Die Imagepflege der Grazer Stadtmarketingverantwortlichen hat sich mittlerweile zu einem Flickenteppich an Kampagnen entwickelt. Ob Graz mit seiner restriktiven Politik den unterschiedlichen Labeln gerecht wird, ist zu bezweifeln. Auffallend ist, dass die Bemühungen der MarketingstrategInnen sich desto mehr intensivieren, je weiter weg sich die realen Gegebenheiten zu befinden scheinen. Hier sei nur die Diskussion um das Bettelverbot erwähnt, welche in der Menschenrechtsstadt Graz besonders zynische Ausmaße annahm.[18]

Rolf Lindner sagt, auf Pierre Bourdieu Bezug nehmend, dass der Habitus der StadtbewohnerInnen immer auf ökonomischen Gegebenheiten einer Stadt gründet.[19] Planerische Visionen und die marktwirtschaftliche Tretmühle geben einen anderen Takt vor, als die bürgerlich geprägte Grazer Stadtbevölkerung zu schreiten bereit ist. Sichtbar wird dieser Effekt immer beim Scheitern von Projekten, beim starren Verharren am Altbekannten, bei der Sichtbarwerdung von unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Das Projekt Reininghaus befindet sich in einer solchen Spannungssituation. Hier wird nicht unbedingt Alt gegen Neu ausgespielt, sondern investitionsrechnerischer Profit gegen partizipative Gestaltung der städtischen Lebensumwelt. Kapitalstarke Interessensgruppen dominieren die Diskussion um die Möglichkeiten zum Entwurf von öffentlichen Räumen. Seit die Immobilienentwicklungs-AG Asset One ihre, 2005 erworbenen, 55 ha Reininghausgrund zum Verkauf anbietet, schwinden die Einflussmöglichkeiten der Stadt auf die Bauvorhaben. Zwar sehen der Flächenwidmungsplan und der Rahmenplan für das insgesamt rund 100 ha große

18 Die Steiermärkische Landesregierung setzte im Mai 2011 über das Landessicherheitsgesetz ein Bettelverbot für die Steiermark durch. Nach Protesten von BettelverbotsgegnerInnen und der Klage vor dem Verfassungsgericht, wurde die Bettelverbotsverordnung im Jänner 2013 als menschenrechtswidrig erklärt und mit sofortiger Wirkung aufgehoben. Pikant erscheint die Diskussion über das Betteln und dessen Verbot im Hinblick auf die Tatsache, dass die Stadt Graz sich seit 2001 als „Menschenrechtsstadt" definiert und bei allen Beschlüssen das Thema Menschenrechte berücksichtigen will. Vgl. Stadt Graz, http://www.graz.at/cms/ziel/3722317/DE/ (Zugriff: 11.12.2013).

19 Vgl. Rolf Lindner: Textur, *imaginaire*, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung. In: Helmuth Berking, Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege der Stadtforschung. Frankfurt am Main 2008, S. 83–94, hier S. 88.

Areal Nutzungsbestimmungen vor, doch die konkrete Umsetzung der Gestaltung der Abschnitte obliegt den Investorengruppen. Gleich nach dem Vertragsabschluss räumt der Käufer der ersten drei Quartiere medienwirksam in einem Zeitungsinterview mit Luftschlössern auf. Mit Baubeginn im Herbst 2014 will er in den kommenden acht Jahren bis zu 1200 Wohnungen errichten. Es soll kein Nobelghetto entstehen, so heißt es in den Pressemitteilungen. Er stellt klar: „Architektur zum Selbstzweck bringt niemandem etwas“[20].

Obwohl die Stadtregierung ihren Einfluss auf die Gestaltung des gesamten Areals verloren bzw. verkauft hat, bleibt der Umstand, einen neuen Stadtteil kreieren zu können, für viele eine reizvolle Aussicht. Reininghaus gilt als Chance für die Stadt und als das größte Entwicklungsgebiet von Graz.[21] Doch in welche Richtung die Entwicklung gehen soll, darüber ist man sich uneinig. Wird auf der einen Seite den Reininghausgründen als Lösung für das Wohnungsproblem, aufgrund der hohen Erschließungskosten für Infrastruktur, wenig Priorität beigemessen, so sehen andere hier wiederum vielfältige Möglichkeiten, um Urbanität neu zu denken.[22]

Diese diskursive Auseinandersetzung kann schon als Verlangen nach einer offeneren Stadtentwicklung gewertet werden. Laut Detlev Ipsen müssen zwar die Kriterien einer Offenen Stadt die Organisationsform der Stadt als Ganzes betreffen.[23] Dennoch sollten, im Sinne einer lebbaren Stadt, mit jeder planerischen Absicht, öffnende Bedingungen geschaffen werden, selbst in kleineren Bereichen wie Stadtteilen, bei der Neugestal-

---

20 Vgl. Gerald Winter-Pölsler: Startschuss für Reininghaus: Erster Bauherr legt los. In: Kleine Zeitung, 15.9.2013, S. 36–37. Die Unternehmensgruppe Erber mit dem Vorstand Wolfgang Erber, kauft drei Quartiere der Reininghausgründe. Der Architekturwettbewerb läuft bis Jänner 2014, danach muss der Gemeinderat den Bebauungsplan beschließen.

21 Gerhard Rüsch (Finanzstadtrat und Professor an der TU Graz) betonte dies bei seinem Vortrag zum Thema „Reininghaus- Stadt am Rand und in der Mitte“ beim Symposium des Internationalen Städte Forum ISG in Graz, 21.6.2013. Vgl. Internationales Städteforum Graz – Forum der historischen Städte und Gemeinden, http://www.staedteforum.at/Home2.htm (Zugriff: 16.11.2013).

22 Vgl. Michael Neumayr: Stadtentwicklung mit oder ohne Reininghaus. In: Megaphon, Juni 2013, 211, 17. Jg., S. 16–17. Hans Gangoly von der TU Graz spricht davon, dass die Stadt Graz die Reininghausgründe und deren Möglichkeiten als Vorwand benutzt hat, sich nicht mit anderen Stadtteilen beschäftigen zu müssen. Michael Sammer, offene Reininghausgesellschaft, wünscht sich eine aktivere Rolle der Stadtpolitik zur Gestaltung der Quartiere.

23 Vgl. Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Problemskizze. 1999, http://www.safercity.de/1999/skizze.html (Zugriff: 6.3.2013).

tung von Plätzen oder der Bebauung von einzelnen Grundstücken, um Ausschließungsmechanismen entgegen zu wirken. Die Idee der Offenen Stadt lädt Menschen ein, heißt sie willkommen und öffnet sich so dem Leben. Als Modell durchdacht von John Friedmann, setzt das Konzept der Offenen Stadt an der materiellen Basis, dem ökologischen Fußabdruck an.[24] Ressourcenschonung durch die Übernahme von ökologischer und sozialer Verantwortung geht mit Solidarität gegenüber benachteiligten oder von Armut betroffenen Menschen einher. Für Friedmann besteht eine Konsequenz des Konzeptes der Offenen Stadt in der Einführung von „Stadtbürgerschaften", mit deren Übernahme die Menschen sowohl Berechtigungen als auch Pflichten und Verantwortung für die aktive Mitgestaltung der Stadtgemeinschaft übernehmen. Die Gleichheit aller Stadtansässigen sowie die Sicherstellung der Deckung der Grundbedürfnisse und die Wahrung der Menschenrechte gelten als integrative Zielsetzung der Offenen Stadt. Friedmann ruft in seiner Vision dazu auf, Opposition zum Neoliberalismus und dem globalen Wettbewerb zu beziehen. Offene Stadt bedeutet für ihn nicht nur eine neue Form des Wirtschaftens, sondern auch des Regierens: Im Sinne einer Selbstverwaltung (Governance) bestreiten alternative Formen der Organisation, wie Netzwerke oder Beteiligungsgruppen, die Leitung der Einheit Stadt.[25]

Mitten am Rand

Eine Offene Stadt setzt Offenheit der in ihr lebenden Menschen voraus. Gerade im Umgang mit Fremden zeigt sich, wie eine Gemeinschaft gepolt ist, wie sie funktioniert und welche Machtmechanismen vorherrschen. Dabei darf hier das Fremde nicht auf das Augenscheinliche reduziert werden, es ist oft das Unterschiedliche, das mitunter als Bedrohung der herkömmlichen Ordnung empfunden wird. Das Fremde findet sich auf vielfältige Weise wieder, in Randgruppen und in Menschen, die sich, obwohl mittendrin, doch fremd und marginalisiert fühlen, in migrantischen Gruppen. Ziel in der Diskussion um eine Offene Stadt ist es, Berührungs-

24 Vgl. John Friedmann: Stadt in Angst oder Offene Stadt? 2002, S. 282-297, hier S. 283f, http://www.gbv.de/dms/goettingen/345478541.pdf (Zugriff: 6.3.2013).
25 Vgl. ebd., S. 284f.

punkte in dieser Vielfalt zu schaffen. Dabei ist die Anerkennung von räumlich getrennten Praxen verschiedener Gruppen die Bedingung für deren Begegnung. Daher muss nach den Machtverhältnissen gefragt werden, die für die Raumeinnahmen grundlegend sind. Die Fähigkeit, Raum zu beherrschen hängt, wie Pierre Bourdieu betont, vom Kapitalbesitz der Personen ab. Wirtschaftlich schwachen Gruppen werden gesellschaftlich begehrte Güter sowohl physisch als auch symbolisch vorenthalten. Räumliche Einschränkung ist die Folge.[26]

Abb. 2: Gerätehütte im Bereich der Wirtschaftsgebäude auf der Südseite des Geländes (Foto: Irmgard Macher, 17.7.2013).

Während innerstädtische Zonen durch Gentrifizierungstendenzen von ihrem kreativen und widerständigen Publikum entleert werden, ziehen Gebiete an der Peripherie als letzte Rückzugsorte ökonomisch schwache Gruppen an. Unterdessen dem innerstädtischen öffentlichen Raum von

26 Vgl. Pierre Bourdieu: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1998[2], S. 164.

der Stadtregierung beispielsweise ein Alkoholverbot auferlegt wurde, herrschen wenige Kilometer entfernt auf den Reininghausgründen noch laissez-faire Umstände: Bei jedem unserer Feldbesuche entdeckten wir neue Hinterlassenschaften wie Bierdosen, Feuerstellen, Verpackungsabfall von Zigaretten und Snacks. Die AkteurInnen hinterlassen nicht nur Getränkedosen und Müll, sondern greifen auch gestalterisch in das spärliche Mobiliar des halböffentlichen Raumes ein: Sitzgelegenheiten werden auf- und umgestellt, auf Wänden werden Statements hinterlassen und Sperrmüll wird etwa zu Fußballtoren umfunktioniert.

Abb. 3: Fußballtore, aufgestellt neben unbenutzten Wirtschaftsgebäuden im südlichen Bereich des Geländes (Foto: Virág Pölöskei, 3.10.2013).

Für eine gewisse Gruppe von Menschen dient dieser Raum als Freizeitort. Die Graffitis lassen auf ein jüngeres Publikum schließen, welches sich in Reininghaus einen Freiraum aneignet und bespielt. Im Rahmen unserer Feldbesuche fanden wir jedoch auch Spuren, die darauf hinweisen, dass hier eine Person temporär Obdach gefunden hat.

Brachen und Baulücken sind von Seiten der Stadtplanung nicht beabsichtigt, sondern entstanden durch die Erweiterung der Stadt, die Zersiedelung und die Verwebung von städtischem Plangebiet und Randgebieten. Während viele, die es sich leisten konnten, aus den Randgebieten wegzogen, hinterlassen die Verdrängten und Flüchtigen aus den Innenstädten ihre Spuren in den Gebäuderuinen, den Freiräumen und den vermeintlichen Nicht-Orten. Sie legen deutliche, wenn auch stille Zeugnisse ihrer Geschichte und der Geschichte ihrer NutzerInnen ab. Diese scheinbar unnützen Räume, für die sich Menschen oft wenig interessieren, sind Räume der potentiellen Stadtentwicklung, wie wir sie im Grazer Westen hinter dem Bahnhof oder eben in den Reininghausgründen finden. Hatten sie früher einen bestimmten Nutzen, so dienen sie heute bisweilen zur Wertanlage, haben keinen offiziellen Zweck, sondern werden informell genutzt. [27]

Gerade diese Lücken und Überschneidungen zwischen ökonomisch genutzten Flächen und Brachen erscheinen anthropologisch interessant. Johanna Rolshoven stellt Überlegungen zu Übergängen und Zwischenräumen an und bezieht Gedanken des Landschaftspflegers Andreas Paul mit ein. Paul geht davon aus, dass die Grundprinzipien unserer Gesellschaft, Funktionalität und Wirtschaftlichkeit, eine Beziehungs- und Zusammenhanglosigkeit mit sich bringen. So stehen Bauten, Stadtteile und Landschaft „beziehungslos" nebeneinander.[28] Diese Beziehungslosigkeit ist gekennzeichnet von einer Kommunikationslosigkeit. Wie leere Gefäße warten innerstädtische Brachen auf Befüllung durch subversive Praktiken von Menschen, die in Interaktion miteinander treten. Erleichtert wird dies durch das weitgehende Fehlen von Kontrolle an solchen Orten, welche ansonsten zunehmend die städtische Öffentlichkeit reguliert. An den Ruinen der Reininghaus-Wirtschaftsgebäude herrscht rege Kommunikation: Ideologische wie persönliche Nachrichten werden an die Wände

27 Vgl. Eva Maria Hierzer: Gstettn zwischen Plan- und Randgebiet. Nutzung und Gebrauch eines unnützen Stadtraums. In: Reni Hofmüller, Nicole Pruckermayr, Wolfgang Reinisch (Hg.): Lücken im urbanen Raum – Forschungen über Zeit in der Stadt untersucht an Gstettn in Graz. Graz 2012, S. 53–65, hier S. 56.

28 Vgl. Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung". In: Waltraud Kokot / Thomas Hengartner / Karin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin 2000, S. 107–122, hier S. 111.

gesprayt. Besonders frequentiert ist eine ehemalige Scheune, welche im Laufe des Jahres 2013 nieder brannte. Selbst die Mauerreste zwischen den verkohlten Holzbalken werden für Graffiti-Botschaften genutzt.

Abb. 4: Graffiti auf den Mauerresten der niedergebrannten Gerätehütte (Foto: Irmgard Macher, 29.12.2013).

Ich sehe was, was du nicht siehst…

Bei unseren Wahrnehmungsspaziergängen auf den Reininghauswiesen und dem Firmenareal wurden wir zu Beginn vom Hausmeister Ali als Fremde diagnostiziert und beobachtet. Das Gelände ist zwar umzäunt, doch die Grenzen durchlässig, wie die Offene Stadt, die durch Porosität gekennzeichnet ist. Ein Gefühl des Willkommen-Seins stellt sich bei mir nicht so recht ein, vielmehr fühlen wir uns geduldet. Auf dem weitläufigen Areal, dessen Grün- und Sportanlagen eine parkähnliche Struktur schaffen, tauchen wir schnell wieder in seinen Nischen unter. Ein Raum entsteht für Martina Löw durch die relationale Anordnung sozialer Güter und Menschen an Orten. Sie analysiert, dass an einem Ort verschiedene

Räume entstehen können.[29] Dementsprechend eröffnen sich auf dem Gelände der ehemaligen Brauerei unterschiedliche Räume mit vielfältiger Nutzungs- und Aneignungspraxis. In den Gebäuden im repräsentativen Eingangsbereich des Brauereigeländes finden kleine Start-up Unternehmen Räumlichkeiten, ebenso wie Firmen in den aufgelassenen Hallen ihre Lagerbestände unterbringen und ein Kindergarten in einem Haus mit großzügigem Gartenanteil sich angesiedelt hat. Diese Einrichtungen und Firmen haben sich in die Reininghausgebäude eingekauft und verdeutlichen auf anschauliche Weise mit ihren Firmenschildern und Parkplatzbereichen ihre „Raumprofite“[30] durch ökonomische Kapitalinvestitionen.

Ab. 5: Plakatwand auf einer Fabrikmauer am Reininghausgelände (Foto: Irmgard Macher, 17.7.2013).

Großflächige Plakatwände verweisen auf das zukünftige Bild des Stadtteils: „LEBEN RAUM GEBEN“. Daneben zeigt das Rendering flanierende Menschen zwischen Gebäuden mit Glasfront, grüne Parksituationen und spielende Kinder. In der menschenleeren Umgebung, deren

29 Vgl. Martina Löw: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001, S. 224.
30 Pierre Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt, New York. 1991, S. 25-34, hier S. 30.

Idylle nur durch das Rauschen des Verkehrs getrübt wird, wirken die Bilder eigenartig störend und befremdlich.
Den Enten am Eisteich ist die niedrige BesucherInnenfrequenz sicherlich willkommen. Für sie und viele andere Tiere bietet die Abgeschiedenheit der Teichanlagen ein herrliches Biotop. Auch die halb verfallenen Wirtschafts- und Wohngebäude werden von Stauden und Bäumen bereits überwuchert und verwachsen mit ihrer Umgebung. Ich lasse den Blick über die verwilderten Tennisanlagen schweifen. Die Zeit scheint an diesem Ort stehen zu bleiben. Es schimmert ein Erahnen der einstigen Geschäftigkeit dieses Ortes durch und meine Phantasie lässt Geschichten spinnen von rauschenden Gartenfesten mit Konzertmusik und einer Heerschar an Gärtnern und Bediensteten, die die Hecken formen, den Gästen servieren und die Tennisbälle einsammeln.

Abb. 6: Ehemaliger Tennisplatz am südlichen Reininghausgelände (Foto: Irmgard Macher, 17.7.2013)

Heute verwachsen die herumliegenden Tennisbälle mit der Wiese und die Überwachungskamera über dem Tennisclubhaus stiert ins scheinbar Leere. Abseits der Gebäude mit den Firmensitzen herrscht wenig Bewegung auf dem Gelände. Nur einmal, während eines Spaziergangs, läuft

plötzlich ein zotteliger Hund auf mich zu und stoppt meinen Gang. Er beschnuppert mich, während sein Herrchen Entwarnung gibt und den Hund zu sich ruft, um ihn anzuleinen. Als er weitergeht, hebt der Mann wie selbstverständlich den hohen Absperrzaun zur Seite, um das Parkgrundstück mit seinem Hund Richtung Ackerfläche zu verlassen. Grenzen und ihre Befriedungen scheinen hier von den Besuchern flexibel gehandhabt zu werden.[31] Der ehemalige Arbeitereingang mit dem Drehkreuz auf der Südseite des Areals hat seine Funktion verloren; heute bespielen andere Gruppen die einstigen Sport- und Wirtschaftsräume auf dem Brauereigelände. Der Befund unserer Spurensuche lässt eine widerständige Praxis erahnen, deren ProtagonistInnen für uns gesichtslos bleiben. Einzig ihre gestalterischen Eingriffe in den Raum zeugen von ihrer Präsenz. Sie finden in den abgelegenen Freiräumen des Reininghausgeländes Nischen zum Verweilen und Feiern und somit eben diese Nutzungsangebote, die im öffentlichen Stadtraum und in privaten Immobilien sonst nicht vorhanden sind.[32] Durch ihre mitunter subversiven Praktiken, werden soziale Räume im Gelände Reininghaus geschaffen und der angeeignete physische Raum erst als solcher erlebbar.[33] Die Menschen machen sich über ihr Handeln den Raum zueigen.

Narrative Räume – lebendige Einheit Stadt

Anselm Strauss sprach schon in den 1960er Jahren davon, eine Stadt, mit ihren evokativen und expressiven Qualitäten, als „lebendige Einheit" zu begreifen.[34] So formt sich die Individualität der Stadt, welche sich aus den subjektiven Bedeutungen und den Vorstellungen der BewohnerInnen speist. Dies ist ein fortdauernder Prozess, bei dem jede Generation ihre Elemente beisteuert. Um mit dem Bild von Gerald D. Suttles zu sprechen, häufen sich auf diese Weise Texte, die mit der Zeit ein Gewebe, eine Textur bilden, mit der sich die Stadt verstrickt.[35] Schließlich kann das

31 Auszug aus dem Forschungstagebuch, 29.12.2013.
32 Vgl. Hierzer (wie Anm. 26), S. 64.
33 Vgl. Bourdieu (wie Anm. 29), S. 28.
34 Anselm Strauss zit. in Lindner (wie Anm. 19), S. 84.
35 Vgl. Gerald D. Suttles, zit. in Lindner (wie Anm. 19), S. 84.

daraus entstehende Gewebe als „das Imaginäre einer Stadt" beschrieben werden.[36]

Reininghaus, der Großbetrieb mit seinen weitläufigen Ländereien, steht als ein Beispiel für den wirtschaftlichen Wandel der letzten Jahrzehnte, welcher sich auch in der Raumnutzung manifestiert. Von der ursprünglichen Nutzungsweise zeugen heute noch Gebäude und Geschichten, die sich über die handelnden Menschen in den Raum eingeschrieben haben. Sie lassen den Ort zum Raum werden, aus dem etwas gemacht wurde und fortwährend gemacht wird[37] und tragen zu dessen Habitus bei. Es mag eigenwillig klingen, einem Ort einen Habitus zuzuschreiben, doch wenn Pierre Bourdieu den Habitus der Menschen[38] und Rolf Lindner den Habitus der Stadt[39] skizzieren, so liegt der Schluss nahe, dass auch das Gewordensein eines Raumes, als Produkt und Summe von Dispositionen der in ihm agierenden Menschen, einen Habitus verkörpern kann.

Die weiten, einstigen Brauereiländereien sind heute als kontrovers diskutierte Investitionsgrundstücke zu erwerben. Das Treiben der ArbeiterInnen und BeamtInnen, das Ächzen der fasswagenziehenden Ochsen und der Arbeitslärm der Dampfmaschinen sind längst verhallt. Laut werden stattdessen Stimmen in den Medien, die nach den einstigen Visionen fragen, die ihre Stoffwerdung auf den Reininghausgründen finden sollten. Möglichkeitspotenziale werden ausgelotet und die Vorstellungen dessen, was eine fortschrittliche Stadt bzw. einen modernen Stadtteil ausmacht, werden diskutiert, verworfen und konstruiert.[40]

Die Menschen, die in den Reinighausgründen ihre Abende verbringen und sich hierher zurückziehen, laufen Gefahr verdrängt zu werden. Ihre Zeit in Reininghaus wird wohl abgelaufen sein, sobald die ersten Bagger anfahren. Sie werden, wie die vielen anderen Verdrängten aus den Stadt-

36 Lindner (wie Anm. 19), S. 86.

37 Vgl. Michel de Certeau: Praktiken im Raum. In: Jörg Dünne, Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main 2006, S. 343–353, hier S. 345.

38 Vgl. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main, 1982[4].

39 Vgl. Lindner (wie Anm. 19), S. 83.

40 Siehe dazu: „Davon träumen auf der Welt viele Politiker" Die Grazer sollen darüber abstimmen, ob die Stadt die Reininghausgründe kaufen soll oder nicht. Doch vieles an dem Geschäft ist unklar. In: FALTER 26/2012, http://www.falter.at/falter/2012/06/27/davon-traeumen-auf-der-welt-viele-politiker/ (Zugriff: 15.04.2013).

zentren, weiterziehen müssen auf der Suche nach Zwischenräumen und Nischen, in denen sie sein dürfen und sich unreguliert entfalten können.

Abb. 7: Verzierte Sitzgelegenheit neben einer Lagerfeuerstelle im Bereich der Wirtschaftsgebäude im südlichen Bereich des Reininghausareals (Foto: Irmgard Macher, 17.7.2013).

Die „Quetsche" im Steinfeld

Als sich die Familie Reininghaus im 19. Jahrhundert in Graz nieder ließ, konnte noch nicht von einer Stadt, wie wir sie heute kennen, gesprochen werden. Graz hatte kaum 60.000 EinwohnerInnen und die „Quetsche", wie die Brauerei genannt wurde[41], stand weit außerhalb der eigentlichen Stadt auf dem Steinfeld in Eggenberg im Westen von Graz. Mit der Entscheidung, die „Quetsche" im einstigen Mauthaus im Steinfeld zu kaufen und von Wien nach Graz über zu siedeln, begründeten Peter Reininghaus und seine Frau Therese, geborene Mautner, ein Familienimperium, zu dessen Führungspersönlichkeiten auch bald der Bruder, Julius Reining-

41 Vgl. Hans Ludwig Rosegger: Von der „Quetsche" zum Großbetrieb. Die Geschichte der Firma Brüder Reininghaus. Aktiengesellschaft für Brauerei- und Spiritusindustrie in Steinfeld bei Graz, Steiermark. Herausgegeben anlässlich des 75 jährigen Bestandes der Firma. 1928.

haus, zählen sollte. Aus der Familiengeschichte der Reininghaus lässt sich eine Affinität zu Innovationen ablesen sowie jenes Durchhaltevermögen, das für die Führung eines Betriebes in einer wirtschaftlich und politisch höchst instabilen Zeit nötig war. Eine übersinnliche Begebenheit, so die Legende[42], war der Grund für die Entdeckung von Hefe, welche später zu einem gewinnbringenden Produkt der Firma werden sollte. Doch nicht nur der Zufall, sondern besonders auch das Interesse und Geschick des Firmengründers waren die Motoren für die stetigen Neuerungen und Modernisierungen im Betrieb Reininghaus. Die Brüder ließen sich auf der Weltausstellung inspirieren, entwickelten Verfahren, meldeten Patente an und führten eine weitläufige Landwirtschaft. Unter ständiger Betriebsamkeit wuchs das Unternehmen, die Zahl der Arbeiterschaft stieg kontinuierlich und der Absatzmarkt für Bier, Spiritus, Likör, Essig und Presshefe erstreckte sich weit über die Grenzen Österreichs hinaus.
Das Großunternehmen Brüder Reininghaus richtete für seine bis zu 700 Köpfe zählende Belegschaft Arbeiterwohnhäuser und Altenheime ein, betrieb ein eigenes Werksspital und sorgte mit einer Reihe von Stiftungen für Witwen, Waisen und ehemalige Arbeiter. Als weltgewandt, sozial und mit Gespür für Kunst und Kultur ließ sich die Familie Reininghaus beschreiben, welche unter anderem auch enge Beziehungen zum steirischen Dichter Peter Rosegger und zu den Malern Egon Schiele und Gustav Klimt pflegte. Eng waren auch die Kontakte zu Politik und Wirtschaft. Wurde einst Johann Peter Reininghaus von Kaiser Franz Josef in den erblichen Adelsstand erhoben, so unterhielt seinerseits im 20. Jahrhundert der „Präsident" Peter Reininghaus freundschaftlichen Kontakt zum damaligen Landeshauptmann Josef Krainer.[43]
Dabei blieb das Unternehmen bis Anfang des 20. Jahrhunderts fest in Familienhand und wurde erst nach dem Tod des Begründers in eine Akti-

42 Einer Überlieferung von Peter Reininghaus zufolge kam es in der Kartoffelbrennerei seiner Eltern zu einer unheimlichen Begebenheit. Ein geheimnisvolles Flüstern, „die Gäscht, die Gäscht…" war in der Brantweinbrennerei zu hören gewesen und das Zufallsprodukt Hefe (Gäscht) hatte sich entwickelt. Hefe war zur damaligen Zeit sehr teuer und heiß begehrt und Bäcker wie Brauer suchten nach einem reinen, haltbaren Produkt. Doch auch in der Reininghaus-Brennerei konnte Hefe nicht selbständig gewonnen werden und das große Geld blieb aus. Dennoch bestimmte die „Gäscht" das Schicksal der Familie Reininghaus. Jeder der fünf Söhne versuchte seinen Weg im Brauwesen. Vgl. Rosegger (wie Anm. 40), S. 6.

43 Vgl. Paolo Reininghaus (2011), http://www.reininghaus.at (Zugriff: 1.10.2013).

engesellschaft umgewandelt. Nach der Zwangsfusionierung während des Zweiten Weltkriegs mit der Brauerei Puntigam und der folgenden Umsiedelung der Bierproduktion in den Süden von Graz, begann sich langsam der Konkurrenzdruck eines zunehmend globalisierten Marktes auch auf die Brauerei in Graz auszuwirken. Zeitgleich mit dem Tod des letzten Firmenoberhaupts Peter Reininghaus 1973 erfasste die Branche, wie auch die gesamtösterreichische Wirtschaft, die erste Strömung des Postfordismus und es „setzen sich […] Tendenzen des Gleichmachens und Einebnens fort“[44]. Unter der Doktrin des freien Marktes und den Geboten Deregulierung, Privatisierung, Flexibilisierung, Wettbewerb, Globalisierung, folgten auch für die Brauerei Reininghaus genau jene Konsequenzen, vor welchen ihr Vorstand Peter Reininghaus gewarnt hatte.

Abb. 8: Ansicht der Brauerei Reininghaus um 1900. (Quelle: Aus: Rosegger, Hans Ludwig (1928): Von der „Quetsche“ zum Großbetrieb. Die Geschichte der Firma Brüder Reininghaus. Aktiengesellschaft für Brauerei- und Spiritusindustrie in Steinfeld bei Graz, Steiermark. Herausgegeben anlässlich des 75jährigen Bestandes der Firma. S. 19).

44 Ebd.

Die grossen Player schlagen zu

Galt in den 1960er und 70er Jahren die Arbeiterbewegung noch als progressive gesellschaftliche Bewegung im Land, so hat diese ihren Rang zugunsten eines modernen Unternehmertums aufgeben müssen. Diese symbolischen Umwertungen sind Teil der neoliberalen Vernebelungsstrategie, welche fundamentale Täuschungen ihres konservativen Kerns in fortschrittlich klingende Rhetorik verpackt.[45] Schlag auf Schlag spürte dies auch das

Unternehmen Reininghaus, welches als „Steiererbrau" in den 1980er Jahren zu 100% eine Tochtergesellschaft der börsennotierten Brau Union AG wurde, und Ende der 90er Jahre mit der Österreichischen Brau AG zur Brau Union Österreich AG fusionierte.[46] Kleinaktionäre protestierten, doch das Gleichmachen nahm 2003 seinen Lauf, was auf der Firmenwebsite mit den Worten„die Brau Union Österreich AG startet ihre Partnerschaft mit dem internationalen Heineken Konzern, integriert alle Zentraleuropa-Aktivitäten und unterzieht sich im Zuge dessen einer Neugründung", umschrieben wird.[47]

Neu sind auch die Möglichkeiten, die sich mit dem Abtritt der von Heineken als nicht geschäftsrelevant befundenen Grundstücke ergeben. Die Asset One Immobilienentwicklungs AG griff zu, kaufte die Reininghausgründe, die sie als „eine schlafende Schönheit, die wie Dornröschen auf ihre Erweckung wartet" bezeichnet.[48]

Hausmeister Ali erzählt, es sei ihm egal, für wen er arbeitet. Es freut ihn, wenn sich Leute für das schöne Gelände interessieren und er gibt gerne Auskunft. Auf eine spezielle Weise verkörpert Ali das Bild der Tradition von Reininghaus: geschäftig, freundlich und offen. Ali hat keine Angst vor Fremden, war er doch selber einmal fremd, wie sein Akzent verrät. Er kann sich auf Situationen einstellen, fast so wie das Grundstück, das sich den Eingriffen beugt. Die nächtlichen Aktivitäten im uneinsehbaren

45 Vgl. Johann Verhovsek: Prekäre Arbeitswelten. In: Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien 2003, S. 23-30, hier S. 24.

46 Vgl. Reininghaus (wie Anm. 43).

47 Brau Union Österreich Aktiengesellschaft, ohne Autor, o. J., http://www.brauunion.at/ueber_uns/unternehmen/geschichte/2000-2005/ (Zugriff: 1.10.2013).

48 Asset One Immobilienentwicklungs AG, 2006, ohne Autor, http://www.asset-one.at/flash_de/index.php (Zugriff: 3.11.2013).

Areal scheinen ihn nicht weiter zu stören. Aufgeschlossenheit ist eine Qualität, die Mensch wie Stadt bereichert. Doch diese Offenheit nimmt ein jähes Ende, kommen kapitalistische Aspekte ins Spiel. Hier werden die Prioritäten der neoliberalen Zeit deutlich, wo all zu oft Gewinnmaximierung über dem individuellen Anspruch auf Freiraum, gemeinschaftlicher Lebensgestaltung und Ästhetik steht. So spiegelt sich auf dem Gebiet Reininghaus eine globale Tendenz, der auch die gesamte Stadt Graz unterliegt.

Abb. 9: Ehemaliger Malzturm von Reininghaus, heute geführt durch STAMAG, Stadlauer Malzfabrik GmbH mit ehemaligem Eisteich im Vordergrund (Foto: Irmgard Macher, 29.12.2013).

Die noch schlafende Schönheit zu pflegen bedeutet für Ali gute Auslastung. Die Leute von La Strada beanspruchen ihn auch – sie werden eine Show auf dem Gelände veranstalten. Für temporäre Nutzung ist gesorgt. Wir sollen ruhig einige Flaschen mitnehmen aus den Kellerbeständen. Das nächste Mal sollen wir festere Schuhe anziehen und die guten Lampen mitbringen, dann könne er uns die noch tiefer liegenden Kelleranlagen zeigen. Und schon ist Ali wieder weg, er hat es eilig. Eine flüchtige Bekanntschaft.

Die Reininghausgründe als offener Stadtteil in der Stadt Graz?

Virág Pölöskei

Eine gescheiterte Begegnung mit dem Feld

25. September 2013. Mittwoch. Ein idealer, sonniger Tag für den perfekten Feldeinstieg in die Reininghausgründe. Erste Zielsetzung, den Ort, an dem sich die *Brauerei Reininghaus* befindet, auf dem Stadtplan anschauen, erledigt. Mit Fotoapparat, Notizbuch und Stift ausgerüstet, befinde ich mich auf dem Weg mit meinem Fahrrad. Zu meinem größten Bedauern kommen schon nach 500 Metern die ersten Schwierigkeiten. Ich befinde mich auf einer Straße, welche ich auf der Stadtkarte nicht gefunden habe, also frage ich einen nett aussehenden Herrn nach dem Weg zur Brauerei Reininghaus. Er schickt mich auf die *Triester Straße*, wo ich nach ca. 30 Minuten die *Puntigam Brauerei* vor mir finde. Auf der ganzen Hinfahrt habe ich schon irgendwie geahnt, dass dieser Weg nicht passen konnte, doch ich verlasse mich auf den netten Herrn und fahre weiter. Ein großer Fehler. Nun habe ich mich verirrt. Nach so einem erfolglosen Tag war ich bitter enttäuscht. Ein gescheiterter Feldeinstieg wäre kein guter Anfang gewesen. Eine Woche später, am 2. Oktober kam der zweite Versuch Dieses Mal mit Erfolg, nun befand ich mich auf dem Reininghausgelände und konnte mit meinem Wahrnehmungsspaziergang beginnen.[49]

49 Auszug aus den Feldtagebuch, 2.10.2013.

Die Schlüsselfigur unserer Forschung

Von unserer Forschungsgruppe habe ich als Letzte Ali kennen gelernt. Für mich stellte sich das späte Kennenlernen als Vorteil für die Forschung heraus. Zuvor hörte ich in den Besprechungen mit meinen Forschungskollegen bereits Geschichten und Erzählungen über ihn, welche mir erleichterten, mir diese Person vorzustellen. Ali hat als Hausmeister eine gewisse Autorität auf dem Gelände (er hat Schlüssel für die Gebäude) und kennt jede Ecke auf dem Areal. An dem Tag meines Wahrnehmungsspaziergangs habe ich ihn persönlich kennengelernt. Bereits kurz nach Betreten des Reininghausgeländes hat er mich gefunden und angesprochen. „Machst du Fotos für die Schule?“[50] fragte er und deutete auf den Fotoapparat in meiner Hand. „Du sollst von mir auch ein Bild machen!“ forderte er scherzhaft. Ich machte rasch ein Foto von ihm und erläuterte den Kontext der Forschung. Darauf antwortete er fröhlich, dass er die zwei StudienkollegInnen, er nannte sie „Jungs“, kenne und dass er sie schon einmal auf dem Gelände herumgeführt hatte. Nach dem kurzen Small Talk verabschiedete er sich schon und sagte, dass ich nach „vorne“ (in den Eingangsbereich des Grundstückes) kommen soll, wenn ich was bestimmtes anschauen möchte oder Fragen hätte, doch er müsse jetzt gehen, er hätte noch etwas zu erledigen.

Während des Wahrnehmungsspaziergangs bemerkte ich, dass er immer wieder an einer Stelle des Geländes auftauchte, herumspazierte und wieder wegging. Nach anderthalb Stunden Erkundungsspaziergang fand er mich wieder und forderte mich auf, in ein bestimmtes Gebäude hineinzugehen, er würde mir gerne etwas zeigen. Erst war ich ein bisschen skeptisch, mit einem fremden Mann in ein unbekanntes Gebäude hineinzuspazieren, doch ich überwand meine Zweifel und folgte ihm. Wir traten in eine kleinere Halle. An der einen Seite standen Maschinen, an der andere Seite abgedeckte Autos und gegenüber dem Eingang eine Treppe, welche ins Dunkel hinunterführte. Ali wies mich zu den Autos und nahm die Schutzhüllen und die Decken ab. Es kamen zwei Rennautos und ein Oldtimer Ford T-Modell aus dem Jahre 1919 zum Vorschein, mit Schildern auf jedem Auto mit dem Namen des Besitzers. Ali erklärte, die

50 Ebd.

Autos gehören den Müllers, sie haben eine Erlaubnis, die Autos hier zu lagern. Er deutete noch an, dass in anderen Gebäuden auf dem Gelände noch weitere Oldtimer und „Elvis-Autos[51]“ gelagert werden.

Abb. 10: Abgedeckte Rennautos und ein Oldtimer in einem der Reininghausgebäude (Foto: Virág Pölöskei, 02.10.2013).

In einer kleinen Ecke bei dem Eingang stand ein Tisch mit drei Sesseln, ein Aschenbecher, Wasserflaschen und Zigaretten waren auf dem Tisch. Ein zweiter Mann kam hinein und Ali stellte ihn als einen guten Freund vor. Er und der Freund setzten sich hin und rauchten. Ich ging eine Runde in der Halle, schaute mir alles näher an, als sie mich plötzlich fragten, ob ich hinuntergehen mochte. Ich fragte, ob sie die Treppe meinten, sie nickten beide. Ali zeigte mir einen Teil des Kellertunnels. Für mich schaute alles so aus wie ein Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Nach einigen Minuten gingen wir wieder hinauf und ich fragte Ali, was er über das neue Projekt Reininghaus dachte. Seine Miene verfinsterte sich und plötzlich spürte ich in der Luft eine Art Spannung. Mit einer verärgerten Stimme äußerte er seine Meinung. Er findet, dass es sehr schade ist um die vielen schönen Bäume auf dem Gelände, wenn die Bauinvestoren hier alles

51 Ali deutet hier auf die Automodelle die Elvis Presley bevorzugt hat, nämlich die Cadillac.

umgraben. Die Bäume wären geschützt, doch die Politiker „die haben ja genug Geld, die werden es einfach rausschneiden und die Strafe dann zahlen. Wenn sie was wollen, sie kriegen es auch“[52]. Als ich ihn fragte, ob er genau wisse, wie das Projekt ausschauen werde, verneinte er und ergänzt, dass er ist nicht glücklich ist, weil die Investoren „die Sachen da umbauen“[53]. Die grobe Veränderung des Ortes geht ihm anscheinend wirklich zu Herzen, weil „es nicht mehr das gleiche sein wird“[54]. Für ihn ist die idyllische Atmosphäre des Geländes sehr wichtig, welche möglicherweise verblassen wird, wenn Reininghaus umgestaltet wird.
Alis Aussage „du kannst jederzeit wieder kommen“[55] zeigt für mich eine Art Offenheit. Wir sprachen auch kurz über die Geschehnisse im hinteren Bereich der Wirtschaftsgebäude, über die Leute, die dort feiern und er äußerte ganz neutral seine Meinung dazu. Er scheint sich nicht deswegen zu ärgern, was in diesem Bereich des Geländes geschieht. Obwohl er sich wahrscheinlich wegen seines möglichen Job-Verlusts ärgert, Ortes Das freie Bewegen und Nutzen des Geländes hält den Ort „offen“ für die unangekündigten BesucherInnen, auch was die Geschehnisse im hinteren Bereich angeht. Daher komme ich zur Interpretation, dass Alis Haltung für die Offenheit des Raumes steht. Er nimmt die Reininghausgründe unbewusst auch als einen offenen Raum wahr: Er hat das Gelände für sich, es scheint niemand seiner Arbeit zu kontrollieren, er benutzt das Gelände ganz frei. (Doch wie lange noch?)
Mit einem schnellen Themawechsel fragte er mich dann, ob ich das nächste Mal die Elvis-Autos anschauen möchte. Nach einem kurzen Gespräch über Autos blickte ich auf die an der Wand hängende Uhr und sagte, dass ich langsam gehen sollte. Die beiden begleiteten mich zum Eingang und dort verabschiedeten wir uns. Ali schrie mir nach, dass ich jederzeit zurückkommen dürfe. Er würde mich das nächste Mal mit dem Golfwagen auf dem Gelände herumfahren. Ich bedankte mich und fuhr mit meinem Fahrrad los. Auf der Alten Poststraße blickte ich noch kurz in die Richtung des Areals zurück und sah aus den Ferne das große Fabrikgebäude, welches für mich charakteristisch für die Reininghausgründe ist.

52 Auszug aus dem Feldtagebuch, 2.10.2013.
53 Ebd.
54 Ebd.
55 Ebd.

Abb. 11: Ehemaliger Malzturm von Reininghaus, aus der Ferne von der Wetzelsdorfer Straße aus Richtung Süden aufgenommen. Der Acker im Vordergrund des Bildes gehört ebenfalls zu den Reininghausgründen (Foto: Virág Pölöskei, 02.10.2013).

Raumnutzung zwischen privat und öffentlich

Die Offene Stadt wird als Ort eines vergrößerten Möglichkeitshorizontes verstanden, in dem Menschen an der Nutzung des städtischen Raums mitwirken. Reininghaus steht als ein Möglichkeitsraum für verschiedene Individuen und Gruppen.

Es werden auf dem Gelände also zwei Raumtypen sichtbar, nämlich das Private und das Öffentliche, in denen sich auch die verschiedenen Machtstrukturen erkennen lassen. Man kann leicht feststellen, dass der Ort Reininghausgründe das Stadtbild selbst mit privaten und öffentlichen Räumen widerspiegelt. Wie auch die Gesellschaft insgesamt, ändern sich Orte wie diese, indem das Private mit dem Öffentlichen verschwimmt. In öffentlichen Räumen etabliert sich zunehmend privates Verhalten. Hier kommen Sachen an die Oberfläche, welche in privaten bzw. kontrollierten Räumen nicht stattfinden könnten oder dürften. Offene Räume sind in der Gesellschaft begehrt und Menschen eignen sich diese auf unterschiedliche Weisen an. Durch Erkundungsspaziergänge am Reininghausgelände,

durch informelle Gespräche mit dem Hausmeister und durch Fotodokumentation erschließen sich uns diese Aneignungspraktiken.
Die abgedeckten Autos in einem Gebäudeteil verweisen auf eine ebensolche private Aneignungspraxis. Hier werden Autos für ihren Besitzer aufbewahrt. Es handelt sich jedoch nicht um ein ordinäres „Parkhaus", sondern um einen Aufbewahrungsraum für Oldtimer und Rennautos. Durch die Gespräche mit Ali stellte sich heraus, dass solche Autos auch in weiteren Gebäuden gelagert werden.
Die Nutzungsweisen des großen Areals mit den vielen Gebäuden sind vielfältig. Als privat deklarierte Räumlichkeiten werden ergänzt durch halböffentliche Parkanlagen. Das Verhalten der Menschen, die sich diese Räume aneignen, zeigt wiederum eine private Charakteristik (Schmücken des Raumes, Aufstellen von Mobiliar etc.).

Reininghausgründe als „Gstettn", Übergangs- oder Zwischenraum?

„Die Möglichkeiten, Räume zu konstituieren, sind abhängig von den in einer Handlungssituation vorgefundenen symbolischen und materiellen Faktoren, vom Habitus der Handelnden, von den strukturell organisierten Ein- und Ausschlüsse sowie von den körperlichen Möglichkeiten."[56] Martina Löw schreibt, dass an einem Ort verschiedene Räume entstehen können. Dies wird auch am Beispiel der Reininghausgründen sichtbar. Durch die Handlungen der AkteurInnen werden hier neue Räume bzw. neue Funktionen geschaffen. Nach Simmel entfalten Räume erst eine Wirkung, wenn ihnen durch Konstruktionsprozesse eine Form gegeben wird. „Die Entstehung von Räumen setzt eine menschliche Konstruktionsleistung voraus"[57]. Dieses Handeln selbst muss als raumbildend verstanden werden, da diese Konstruktion eines neuen Raums selbst als sozialer Prozess gefasst wird[58].
In Graz werden anonym genutzte Orte als „Gstettn"[59] bezeichnet. Unter diesen Oberbegriff fallen innerstädtische Brachen, periphere Räume

56 Löw (wie Anm. 29), S. 272.
57 Ebd., S. 67.
58 Vgl. ebd.
59 Vgl. Hierzer (wie Anm. 27), S. 53. Der Begriff „Gstettn" ist ein Dialektwort aus dem

und Gebäuderuinen als Teile des Randgebietes einer Stadt.[60] Sie werden als ein persönlicher, manchmal geheimer Erweiterungsraum in der Stadt genutzt. Nach Eva Maria Hierzer sind „Gstettn" eine Reflexion des Alltäglichen[61]. „Sie [die Gstettn] besteht wie auch andere Orte in der Stadt aus Schichtungen von Geschichte"[62] sichtbar sind lediglich die obersten Schichten der Historie. Im Fall der Reininghausgründe kann man diese oberen Schichten der Geschichte an den alten Gebäuden betrachten, die noch für die Brauerei bedeutend waren. Nach Hierzer bildet eine Gstettn „[…] nicht nur einen Übergangsraum zwischen einer ehemaligen und einer, teils noch ungewissen, neuen Nutzung, sondern ist auch Teil kultureller und sozialer Transformationsprozesse der Plan- und Randgebiete im Stadtraum"[63]. Solche Gstettn entstehen dort, wo Menschen einen Ort verlassen, sich für ihn nicht mehr interessieren und ihn nicht mehr nutzen[64]. Die oben erwähnten beiden Raumtypen, das Private und das Öffentliche der Reininghausgründe, sind mit der offiziellen und inoffiziellen Nutzung des Ortes kennzeichnend für die Gstettn. Die offizielle Nutzung erfolgt im privaten Bereich, da diese Art von Nutzung „der von den EigentümerInnen und der Verwaltung bestimmte Zweck eines Ortes ist"[65]. Um eine inoffizielle Nutzung im öffentlichen Bereich des Geländes handelt es sich dann, wenn der Gebrauch des Ortes nicht dem Zweck entspricht.
Auch abgesehen von den den Kategorien „öffentlich" und „privat" können die Reininghausgründe vielleicht als Raum zwischen zwei Orten, als Übergangs- oder Zwischenraum gesehen werden. Zwischenräume können als eigene Räume existieren oder gleichzeitig Übergangsräume sein. Johanna Rolshoven schreibt, dass „der Flüchtigkeit des Übergangsraumes die statische, immobile Dimension des Zwischenraums – als Nische des Unbemerkten? – entgegengesetzt werden kann."[66] Der hintere Bereich der Reininghausgründe kann in dieser Hinsicht als eine „Nische des Unbemerkten" gedeutet werden, da AkteurInnen hier relativ unbemerkt

Österreichischen und bezeichnet städtisches Brachland.
60 Vgl. ebd., S. 53–54.
61 Vgl. ebd., S. 65.
62 Ebd., S. 60.
63 Ebd., S. 56.
64 Vgl. ebd., S. 57.
65 Ebd.
66 Rolshoven (wie Anm. 28), S. 112.

ihre Aktivitäten ausführen können. Sie können in diesen Zwischenraum flüchten und ihn als Freiraum nutzen. Nach Rolshoven sind bestimmte Zwischen- und Übergangsräume wichtige Sozialisationsräume in denen man weniger auffällt und in deren Anonymität man sich geborgen fühlen kann.[67] Solche Freiräume bzw. Übergangsräume sind für die Stadt Graz bedeutsam, gerade angesichts der sich ständig mehrenden Verbote für StadtbewohnerInnen. Diese Flüchtigkeit, die den Raum als Übergang oder als Nische konstituiert, prägt nicht nur seine Beziehung zum Stadtraum; die Aktivitäten der Menschen an solche Orten schaffen in ihrer „unauffälligen Kreativität" Raum.[68]

Zukunftsprojekt Reininghaus

Was bedeutet es nun für die Dynamik der Stadt, einen solchen Raum im Grazer Westen zu haben? Da das Reininghausgelände für verschiedene Investoren attraktiv erscheint und ein Bedürfnis nach Modernisierung der Stadt herrscht, kann die offene Nutzungsweise des hinteren Bereichs nur solange ausgeübt werden, bis die Investoren mit dem Bau anfangen. In dem ausgeschriebenen Projekt für das Reininghausgelände werden die beiden kontroversen Seiten bemerkbar: Man kann sich auf der Homepage der Besitzer der Reininghausgründe informieren, dass sie im Rahmen des Projekts die Bedingungen für ein gutes Leben an diesem Ort möglich machen möchten, dazu „Freiräume für Anonymität und Sozialisierung"[69] schaffen möchten und offene Plätze einplanen. Doch die Frage kommt unwillkürlich auf, wie offen diese Räume sein werden oder von welchen Schichten der Gesellschaft/BewohnerInnen sie genutzt werden? Hinter jedem Stadtprojekt steht eine Strategie, die die Nutzungsweise der Räume vorschreibt. Bei den Reininghausgründen besteht ein konkretes Bauvorhaben von der Immobilienentwicklungs AG, Asset One. Es bleibt gespannt abzuwarten, wie die ambitionierten Pläne der innovativen PlanerInnen realisiert werden oder wie sich wirtschaftliche Interessen, etwa in Form von billig hochgezogenen Reihenwohnsiedlungen, durchsetzen werden.

67 Vgl. ebd., S. 117.
68 Vgl. ebd., S. 119.
69 Reininghaus (wie Anm. 43).

Raumanalyse mit Hilfe eines triadischen Verständnisses von Raum

Zur differenzierten Raumwahrnehmung und Raumanalyse am Reininghausgelände habe ich mich mit einem triadischen Raumverständnis auseinandergesetzt. Hierbei möchte ich die Offenheit des Raumes und die Rolle der Akteure erfassen und als einen gesellschaftlichen Transformationsprozess untersuchen.

Nach Henri Lefebvre[70] gibt es eine Vorstellung des Raumes, die einen physischen, einen sozialen und einen mentalen Raum unterscheidet. Vor diesem konzeptuellen Hintergrund ergibt sich die Vorstellung einer Triade, welche aus der Position der agierenden Menschen gedacht wird und welche zwischen wahrgenommenem, konzipiertem und gelebtem Raum differenziert. Diese Raumtriade versteht sich als ein heuristisches Modell, das im Stadtraum agierende Menschen, Geschichte und Gesellschaft sowie gebauten, also architektonischen Raum, zusammen denkt. Daraus erfolgen drei Raumaspekte, die aufeinander einwirken und gleichzeitig miteinander interagieren. Dieses Modell mit beweglichen Elementen, welches von Johanna Rolshoven stammt, unterscheidet sich von Lefebvres Terminologie durch eine stärkere begriffliche Klarheit und durch eine postulierteZentrierung der AkteurInnen. Diese Raumtriade setzt sich zusammen aus den drei Bereichen des erlebten/gelebten Raumes, des Repräsentationsraums und des gebauten Raums.[71]

Mit Hilfe dieses Analysemodells versuche ich den Raum der Reininghausgründe zu beschreiben. Der erlebte Raum ist der vom Individuum wahrgenommene und in den Alltagshandlungen verwirklichte Raum.[72] In der Raumanalyse beschreibt der Aspekt des erlebten Raumes, wie die Menschen, die auf den Reininghausgünden agieren, diesen Raum wahrnehmen und wie sie diesen Raum nutzen (z.B. offizielle/inoffizielle Nutzung des Geländes).

Der Repräsentationsraum umfasst die gesellschaftlichen und historischen Zuschreibungen von Raum; dazu gehören die Gegenwartspolitik, Sozi-

70 Vgl. Johanna Rolshoven: Zwischen den Dingen:der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 2012, S. 156–169, hier S. 164.

71 Vgl. ebd., S. 163–165.

72 Vgl. ebd., S. 165.

alstruktur der Stadt, die erkennbare Zeichen von Stadt und die historisch eingeprägten Bilder.[73] Hier werden die Bilder der Reininghausgründe in den Medien ebenso miteinbezogen, wie die utopischen Bilder und Vorstellungen der InvestorInnen.
Der gebaute Raum schließlich bezeichnet den architektonisch geplanten bzw. geschaffenen Raum, den 3-dimensionalen, den materiellen Raum, den man anfassen kann.[74] Zu diesem gebauten Raum der Reininghausgründe zählen sowohl die alten Gebäude, die noch für die Brauerei bedeutend waren, die alte Holzhütte im hinteren Bereich, als auch die „neuen Gebäude“[75], wie den Kindergarten und die erneuerten Firmengebäude.
Eine vielfältige Nutzung des Geländes fällt auf. Zwar wird kein Bier mehr gebraut in den früheren Brauereigebäuden, doch die Spuren der wohlhabenden einstigen Inhaber sind noch gegenwärtig, z.B. in Form der Firmenwappen an den Fassaden der Gebäude oder der Büste von Peter Reininghaus im Eingangsbereich. Heute werden die Büros von Start Up Unternehmen genutzt, welche von den repräsentativen Gebäuden profitieren und vielleicht versuchen, den einstigen Wind der Innovation und Neuerung, der die Reininghausgründe im Grazer Westen umwehte, aktiv zu halten.

Habitus des Geländes, des Raums Reininghaus und die Empfindung der Atmosphäre

In einem weiteren Punkt unserer Forschung wird klar, wie die Menschen das Gebilde Stadt formen und dass die Städte auch über einen Habitus verfügen[76]. Anhand der Atmosphäre des Reininghausgeländes wird deutlich, dass die dort agierenden Menschen, wie auch der historische Hintergrund des Reininghausgrundes, zum Habitus des Raumes beitragen. Nach Rolf Lindner werden Städte vor allem durch die Historie geprägt, bzw. bilden Städte, wie Menschen, im Laufe ihrer Geschichte Eigenschaften heraus,

73 Vgl. ebd.
74 Vgl. ebd.
75 Die „neuen Gebäude” sind letztendlich auch alte, die auch schon zu Brauereizeiten bestanden. Sie sind nur heute anders genutzt.
76 Vgl. Rolf Lindner:Vorüberlegungen zu einer Anthropologie der Stadt. In: Volkskunde in Sachsen. 2004, S. 177–188, S. 177.

die ihren Charakter ausmachen und die sie unterscheidbar machen. Für den Habitus des Raumes ist es notwendig, die Vergangenheit dieses Ortes zu berücksichtigen. Dazu vertiefen wir uns in die Geschichte der Reininghausgründe, damit wir auch einen Einblick in die historische Entwicklung und die damalige Nutzung des Raumes gewinnen können. Im geschichtlichen Verlauf zeigen sich die typischen und wiederkehrenden, an Orte geknüpfte Handlungsmuster[77,] welche wiederum charakteristisch für die Stadt sein können. Es scheint sich, mit dem Reininghaus-Projekt, die Geschichte des damaligen Großbetriebes Reininghaus zu wiederholen. Man muss auch betrachten, dass in den letzten Jahrzehnten schon eine Vielzahl an Ideen und Visionen vorausgingen, jedoch nicht verwirklicht wurden. Die Projektpläne der neuen Eigentümer des Areals scheinen nun zur Umsetzung zu kommen.

All diese Diskussionen und Pläne um die Reininghausgründe schreiben sich, wie die stofflichen Veränderungen an den Gebäuden, in den Habitus des Ortes ein. Sie bewirken eine Atmosphäre des Übergangs, welche zwischen einem traditionsverbundenen Familienunternehmen und einem neuen urbanen Stadtteil schwebt.

Die Stadt als kulturell kodierter Raum entsteht als Mosaik durch die Geschichten der Menschen, ihre Lebensstile, Raumaneignungspraxen und sozialen Umgangsweisen. Simone Egger schreibt, dass urbane Eigenschaften, die Eindrücke, die die Menschen haben sowie deren Entsprechung in der Anhäufung und Vielfalt bestimmter Räume eine Stadt ausmachen. Daher kommt sie zu dem Schluss, dass auch Städte spezifische Atmosphären haben.[78] Nach Böhme sind die Bewohner einer Stadt durch ihre Lebensformen auch immer Produzenten dieser Atmosphäre.[79]

Die StadtbewohnerInnen tragen mit ihrer Art zu leben in unterschiedlicher Weise zu den Atmosphären einer Stadt bei, während ihr Handeln permanent von der ästhetischen Ausstrahlung der Umgebung beeinflusst wird.[80] Auf das Gelände der Reininghausgründe übertragen, ließe sich

77 Vgl. Martina Löw; Helmut Berking: Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main 2008, S. 40.

78 Vgl. Simone Egger: „München wird moderner“: Stadt und Atmosphäre in den1960er Jahren. München 2013, S. 105.

79 Vgl. Gernot Böhme: Architektur und Atmosphäre. München 2006, S. 137.

80 Vgl. Egger (wie Anm. 78), S. 105.

sagen, dass sowohl diejenigen AkteurInnen, die auf dem Gelände nächtlich aktiv sind, als auch die Firmenangestellten zur Atmosphäre des Reininghausgeländes beitragen. Die beiden stark getrennten Bereiche des vorderen und hinteren Geländes vermitteln unterschiedliche Eindrücke. Man könnte auch sagen, dass sie eine je eigene Atmosphäre ausstrahlen. Wie auch Böhme schreibt, betrifft die Atmosphäre eines Ortes den subjektiven Faktor[81]. Es geht vor allem um das eigene Empfinden, wie der/die BesucherIn, der Firmenangestellte und auch Ali diesen Ort sieht bzw. empfindet. Auch die Forscherin kann sich in diesem Fall auf ihre eigenen Empfindungen und Eindrücke stützen. Im vorderem Bereich kann man eine leicht disziplinierte Ordnung spüren; im Vergleich dazu im hinteren Bereich ist ein unordentlicher „Spielplatz[82] mit Müllhaufen" sichtbar, doch daraus ergibt sich eine Art Stimmung, die von mysteriös bis abenteuerlich reicht.[83] Für Ali, unsere Auskunftsperson, herrscht eher eine idyllische Atmosphäre, welche sich für ihn aufgrund des parkähnlichen Grundstücks mit den vielen Bäumen und der Grünanlage mit dem Teich ergibt.

Nach Böhme muss man sich gewissermaßen ein Stück weit selbst auf die Atmosphäre einlassen, man muss sie spüren, um sie kennenzulernen.[84] „Eine Atmosphäre spürt man allerdings immer nur im eigenen Empfinden, aber anderseits gerade als das, was von einem anderen Menschen, den Dingen oder der Umgebung ausgeht."[85] Nach Egger wird eine Stadt in einzelnen Atmosphären spürbar und von verschiedenen Menschen auf unterschiedliche Weise wahrgenommen.
Die Atmosphäre eines Ortes trägt wesentlich zu seinem Habitus bei. Nach Rolf Lindners Habituskonzept der Stadt ist das städtische Gewebe von Erfahrungen und Strukturen durchgezogen, die sich im Laufe der Zeit als Dispositionen verfestigen und immer wieder in den habituellen

81 Vgl. Böhme (wie Anm. 79), S.132.
82 Spielplatz ist hier in diesem Sinne als Platz zum Herumtreiben, Experimentieren und „Spielen" gemeint.
83 Hier werden eigene Eindrücke und Gefühle von den Reininghausgründen dargelegt, welche ich selbst auf dem Gelände empfunden habe.
84 Vgl. Böhme (wie Anm. 79), S. 137.
85 Ebd.

Eigenheiten einer spezifischen Stadt zum Ausdruck kommen.[86] Nach Egger können Atmosphären, was dieses Konzept betrifft, „nicht nur als Bindeglieder betrachtet werden, die zwischen Akteurinnen und Akteuren, Gruppen, Gemeinschaften, Gesellschaften, Praktiken und Repräsentationen wirken, sondern Menschen und Dinge analog auch mit der Matrix einer Stadt verknüpfen."[87] In diesem Fall kann man sowohl von einem spezifischen Habitus, als auch von einer Atmosphäre der Reininghausgründe sprechen.

Abb.12: Sport- und Parkanlagen von Reininghaus (Foto: Virág Pölöskei, 02.10.2013).

Zusammenfassung des Forschungsschwerpunktes

Das Ziel dieses Abschnittes war es, nach den sichtbaren Spuren der im Raum Reininghaus agierenden Menschen zu fragen. Wie wird die Offenheit des Raumes erlebt und wahrgenommen?

86 Vgl. Lindner (wie Anm. 76), S. 18.
87 Egger (wie Anm. 78), S. 111.

Am Anfang unseres Projekts waren Fragen aufgekommen, was gegen eine offene Stadt in Graz sprechen könnte. Wo die Grenzen einer offenen Stadt sind. Ob es eine Öffnung oder eine Schließung gibt. Es wurde vermutet, dass die Menschen durch die Erfahrung von Schließungsmechanismen aufgerüttelt werden und sich für die Belange der Stadt zu interessieren beginnen. Eine weitere Frage war, in wie weit die vorherrschende wirtschaftliche Macht einer offenen Stadt zuträglich bzw. hinderlich wäre.
In unseren Diskussionen erkannten wir mögliche Schwierigkeiten und Hemmnisse für eine Öffnung der Stadt Graz im Sinne einer Offenen Stadt. Es sind vor allem fehlende Beteiligungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Stadtbürgerinnen und Bürger sowie eine übermächtige wirtschaftliche Determiniertheit der Stadtplanung, welche die Verwirklichung einer Offenen Stadt erschweren.Interessant wäre es zu wissen bzw. zu beobachten, wie sich das Bild des Geländes in Zukunft verändern wird; oder, anders ausgedrückt, wie sich der Habitus vom Areal Reininghaus durch die Veränderungen am Gelände weiterentwickeln wird und welche weiteren Funktionen des Raumes dort noch entstehen werden.

„Vision“ Reininghausgründe

Michael Windisch

April 2013: Auf einem Holzbalken wurde ein, aus kleinen verspiegelten Mosaiksteinchen zusammengesetzter Penis aufgeklebt. Aus alten Europaletten wurden Sessel zusammengezimmert. Aschehaufen lassen auf ehemalige Feuerstellen rückschließen.

Abb. 13: Spuren einer Raumaneignung (Fotos: Michael Windisch, 16.04. und 17.06.2013).

Diese Bilder tauchten in Zeitungsberichten über die Reininghausgründe im Recherchezeitraum von April 2013 bis Jänner 2014 niemals auf. Viel eher ranken sich Spekulationen um die zukünftige Rolle des Quartiers in der Stadtentwicklung oder um die spektakulären Investitions- und Spekulationsvorgänge der letzten Jahre.[88] Bildwände mit architektonischen Renderings am Gelände selbst weisen einen Blick in die Zukunft: we-

88 Vgl. Hans Andrej: Reininghaus braucht Platz. In: Kleine Zeitung, 03.09.2013, http://www.kleinezeitung.at/steiermark/graz/graz/3397758/reininghaus-braucht-platz.story (Zugriff: 13.01.2014) und Gerald Winter-Pölsler: Startschuss für Reininghaus: Erster Bauherr legt los. In: Kleine Zeitung, 15.9.2013, S. 36–37.

ichgezeichnete, belebte Boulevards, junge konsumorientierte Menschen, erkennbar an den Einkaufstaschen von namentlich genannten, hochpreisigen Boutiquen. Den einzigen gegenwärtigen Bezug stellen dabei die denkmalgeschützten Lagerhallen auf dem ehemaligen Gelände der Bierbrauerei her, die aber in das Gesamtbild, durch moderne lichtdurchflutete große Fenster, eingepasst sind.

Abb. 14: Renderings mit der Zukunftsperspektive der Reininghausgründe (Fotos: Michael Windisch, 17.06.2013.)

Ein Wohn-, Geschäfts-, Gewerbe- und Erholungsraum soll auf der rund 100 Hektar großen Fläche entstehen[89], die als „das größte noch unbebaute Entwicklungsgebebiet der Stadt Graz“[90] gilt. Multifunktional, „smart“[91] und ökologisch wie sozial nachhaltig ist die Ausrichtung der Planung. Zwar liegt die Ausführung konkret bei privaten ImmobilienentwicklerInnen[92], die verantwortlichen StadtpolitikerInnen geben aber auf Grundlage des örtlichen Entwicklungskonzeptes und des Stadtentwicklung-

89 Vgl. Projekt Reininghaus Stadtentwicklungs GmbH, http://www.graz-reininghaus.at/index.php?id=10 und http://www.graz-reininghaus.at/index.php?id=11(Zugriff 10.01.2014).

90 Stadtbaudirektion Graz http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/ziel/2858034/DE/ (Zugriff: 10.01.2014).

91 Stadtentwicklungskonzept, S. 94, http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/beitrag/10165740/2858139/ (Zugriff: 10.01.2014).

92 Zentral ist dabei die Asset One Immobilien AG, aber das Projekt gilt grundsätzlich als Vorzeigemodell für ein Public-Private Partnership. Vgl. ACT4PPP, 2009, http://www.act4ppp.eu/pilot-projects/austria/graz. (Zugriff: 14.01.2014).
Dazu Neil Brenner; Jamie Peck; NikTheodore: Neoliberal urbanism: Models, moments, mutations. In: Sais Review. 2009, S. 49-66, hier S. 58.: „The overacting goal of such policy experiments is to mobilize city spaces as an arena both for market-oriented economic growth and for elite consumption practices, while at the same time securing order and control amongst marginalized populations.“

skonzeptes[93] die Richtung für die Entwicklung vor und somit ihre Vision von Stadtentwicklung preis.
In dieser Untersuchung möchte ich nun besonders auf zwei Schwerpunktthemen eingehen:

a. Die Vision Reininghausgründe als Vorstellungs- und Imaginationsraum
b. Die Erfassung der gegenwärtigen Praxen vor Ort in Bezugnahme auf das theoretische Konzept der Open City

„Neoliberalismus[94] essen Familienbetrieb auf“[95]

Um gegenwärtige Entwicklungen nachvollziehen zu können, lohnt sich der Blick in die Vergangenheit, denn „die Erzeugung eines Raumes scheint immer durch die Bewegung bedingt zu sein, die ihn mit einer Geschichte bedient.“[96] So lässt sich die heutige Großflächigkeit des ehemaligen Brauereigeländes genau mit der wirtschaftlichen Flächennutzung erklären. Die Anlage von Eisteichen oder die großen Ackerflächen für den Anbau von Getreide für die Weiterverarbeitung zu Malz sind dabei nur zwei Beispiele, wie sich die Vergangenheit in die Gegenwart einschreibt und sich kulturelle Praxen von Menschen im Raum manifestieren. Über die Kategorie der Zeit entstehen dabei verschiedene Konstruktionen von Wertvorstellungen oder Ideologien, wodurch das Areal je nach Blickwinkel entweder als vernachlässigbare Brache oder als zu in Wert setzendes Terrain gesehen wird.[97]
Auf jeden Fall ist die historisch-wirtschaftliche Entwicklung auf dem Areal der Reininghausgründe, die meine Kollegin Irmgard Macher bereits in ihrem Beitrag beschrieben hat, die Basis, an der Vorstellungen und Visionen überhaupt erst anknüpfen können. Aber: „Über eine lebbare Stadt entscheiden hier (…) die Aneignungsmöglichkeiten der Menschen,

93 Eine nähere Erläuterung zu diesen beiden Instrumenten der Stadtplanung hat Irmgard Macher bereits in ihrer Abhandlung angeführt.
94 „Neoliberal ideology rests on the belief that open, competitive and unregulated markets, liberated from state interference and the actions of social collectives, represent the optimal mechanism for socioeconomic development.“ Brenner; Peck; Theodore (wie Anm. 92), S. 50.
95 Frei nach Rainer Werner Fassbinders Film „Angst essen Seele auf“.
96 de Certeau (wie Anm. 37), S. 364.
97 Vgl. Hierzer (wie Anm. 27), S. 56.

oder anders gesagt, wie es den Stadtbewohnern gelingt, zwischen und in den unterschiedlichen Raumbedingungen Identität und Freiheit zu behalten und Kreativität zu entwickeln."[98] Ich möchte verdeutlichen, dass keine architektonische Determiniertheit vorherrscht, sondern es grundlegend an den Entscheidungen und Handlungen der Personen liegt, wie und ob sie Raum gestalten. Aufmerksam machen möchte ich jedoch auf Wechselwirkungen und Interaktionen.

Reininghaus – wahrnehmen und erkunden: spazierend forschen

Es ist der visionäre Charakter und die dazugehörige Bild- und Inhaltsebene, die in den Medienberichten geschildert werden und somit einen prominenten Platz im Diskurs über die Reininghausgründe einnehmen. Medienanalyse ist dabei eine fruchtbare Form für die Untersuchung von kulturellen Entwicklungen. Für diese Untersuchung aber, aufgrund verschiedener Interessenslagen und Machtasymmetrien[99], im Sinne von „wer spricht über wen und warum", war es von zentraler Bedeutung, den Raum bzw. das Feld auch selbst aufzusuchen. Es ging uns darum, eben nicht nur das „Darübergeschriebene" zu analysieren, sondern den Ort an sich als Gegenstand der Forschung zu behandeln. Die daraus resultierenden Wahrnehmungsspaziergänge[100] in Kombination mit teilnehmender Beobachtung[101] ergaben ein sehr heterogenes und differenziertes Bild eines Raumes, dessen Gliederung hier kurz geschildert werden soll.

98 Katschnig-Fasch (wie Anm. 17), S. 122.
99 Vgl. Bourdieu, 1997, S. 49 ff.
100 Vgl. Michel de Certeau: Gehen in der Stadt. In: Kunst des Handelns. Frankfurt am Main 1992, S. 179-182 und 188-192.
101 Brigitta Hauser-Schäublin: Teilnehmende Beobachtung. In: Bettina Beer: Methoden der ethnologischen Feldforschung. Berlin 2008, S. 37–59, hier S. 37ff.

Abb. 15: Start-Up Center im vorderen, geordneten Bereich des Areals (Foto: Virág Pölöskei, 03.10.2013).

Eingang – Repräsentation

Betreten werden kann das Gelände über die ehemalige Werkseinfahrt, deren Zugang mittels Schranken geregelt wird. Das dazugehörige Mauthäuschen scheint zwar niemals besetzt zu sein, aber die angebrachte Kamera schafft zumindest ein Gefühl, dass irgendjemand von irgendwo aus den Zugang regelt. Die von Bäumen eingefasste Einfahrtsstraße ist gleichzeitig auch die Längsachse des Areals, an der sich die ehemaligen Fabrikgebäude anschmiegen. Assoziationen von Bildern von Hollywood Filmstudios werden geweckt, was sicher auch durch die Niedergeschossigkeit der Gebäude hervorgerufen wird. In diesem vorderen Teil sind einige Gewerbebetriebe, Start-Up Unternehmen und Lager untergebracht und es gibt klare räumliche Trennungen und Beschilderungen der einzelnen Firmen.

Öffnung

Je weiter der Weg nach hinten, also weg von den ehemaligen Fabrikgebäuden, Richtung Süden geht, desto grüner und offener werden die Flächen. Ein unbenutztes mehrstöckiges Gebäude[102] steht relativ verloren wirkend auf dem gepflegtem Rasen. Somit zeigt sich, dass die Umnutzung der Gebäude ihre Grenzen hat und auf dem Gelände nach wie vor nicht alle leerstehenden Objekte benutzt werden.
Als Abgrenzung zu der Straße und den anschließenden Feldern dient im Gegensatz zu dem massiven Mauerwerk im Eingangsbereich ein Baustellenzaun mit Asset One Logos und bereits vergilbten und veralteten Imageplakaten. Es scheint, als herrsche am Gelände selbst auch ein Wertigkeitsgefälle, wenn man dies an Absicherungsmöglichkeiten oder an der Nutzung selbst festmacht.
Eingezäunt ist auch das in der Mitte des hinteren Bereichs liegende Biotop. Dieser große Weiher wurde früher als Eisteich genutzt und ist heute Brutstätte für Enten und als eine solche Naturerscheinung nicht unbedingt mitten in diesem ehemaligen Industriegelände zu erwarten.
Am südlichen Ende des Areals befinden sich aufgelöste und unbenutzte Gebäude, teilweise eingefallen und arg in Mitleidenschaft gezogen. Trotz der abweisenden Bausubstanz lassen sich hier die zu Beginn dieses Textes genannten Spuren von menschlichen Handlungspraxen wiederfinden. So sehr reglementiert und klar strukturiert der Vorderbereich wirkt, so diametral entgegensetzt kann dieser Rückzugsort auf dem Gelände gesehen werden. Ein möglicher Erklärungsansatz von Ipsen zu diesem Phänomen: „Räume werden zu ‚urbanem Müll', […] weil sich ihre Nutzung ökonomisch überlebt hat. Dies führt zur Entwertung dieser Räume […]. Damit geraten diese Räume auch leicht aus dem Blick des öffentlichen Interesses, so daß die Dichte der formalen Regulierung hier im Vergleich zu anderen Stadträumen geringer ist."[103]

102 Genau dieses Gebäude wird aber oftmals als stellvertretende Abbildung für die Reininghausgründe in Medienberichten verwendet.
103 Ipsen (wie Anm. 23), S. 5.

Abb.16: Mobiliar im südlichen Bereich des Areals (Foto: Irmgard Macher, 17.07.2013).

Es ist nicht klar nachvollziehbar, durch wen die Hinterlassenschaften getätigt wurden, aber die Zusammensetzung der verteilten und versteckten Müllansammlungen, bestehend aus Getränke- und vor allem Bierdosen und Zigarettenschachteln, lässt auf soziale Interaktionen schließen, die der Rekreation oder der Kompensation des Alltages dienen sollen. Die VerursacherInnen konnten im Rahmen dieser Forschung nicht festgestellt werden. Es wurden aber in Gesprächen mit der Gewährsperson, Ali, Jugendliche und auch Obdachlose erwähnt, die sich hier hin und wieder zurückziehen. Darauf verweisen auch Matratzen und eine Konstruktion aus Pappschachteln, die an ein Bett erinnern, wobei nicht klar ist, ob die Verwendung nicht auch nur temporär begrenzt stattfinden könnte. Rieniets würde die handelnden Personen wohl als „the urban other“[104] bezeichnen: Menschen die uns durch ein von der hegemonialen Kultur abweichendes Verhalten und Andersartigkeit von ebendieser konfrontieren, die in einer offenen Stadt aber auch ihren Platz haben können müssen.[105]

104 Rieniets (wie Anm. 14), S. 29.
105 Vgl. ebd., S. 30.

Das eingangs erwähnte und in diesem Areal vorgefundene Penis-Mosaik könnte auch Zeichen einer jugendlichen Spielerei oder „ein gänzliches Auf-Den-Kopf-Stellen von Symbolen“[106] darstellen. So schreibt auch Ipsen: „Besonders auffällig sind dabei Jugendkulturen, die zunächst aus vorhandenen arbeitsteiligen Subsystemen ausgeschlossen bleiben und deshalb im öffentlichen[107] Raum ihren Stil besonders deutlich präsentieren.“[108] Aufgrund der fehlenden Kontextualisierung kann dies aber nur als Vermutung oder Hypothese angenommen werden. Klar ist auf jeden Fall, dass dieser Raum regelmäßig genutzt und umgestaltet wird, da das vorhandene Ensemble der „Einrichtungsgegenstände“ bei jedem Besuch anders ausgerichtet war und sich immer wieder neue und andere Spuren auffinden ließen. In diesem Areal innerhalb der Reininghausgründe zeigt sich die Multifunktionalität dieses Ortes und vor allem auch, wie sehr Raum von den Handlungen der Menschen geprägt wird.[109]

Möglichkeitsräume – Gedankenspiele

Olympisches Dorf, Themenpark, Campusgelände für die Fachhochschule, Cluster für Filmproduktionen in der Steiermark.[110] So unterschiedlich wie realitätsnah und -fern sind die Ideen und Raumansprüche, die hier auszugsweise angeführt werden. Was sich aber doch in all diesen Visionen zeigt, ist die Produktiv- und Kreativkraft, die solch ein „leerer“ Ort in menschlichen Imaginationen hervorbringen kann. Dieser wird eben nicht in seiner Nutz- und Wertlosigkeit gedacht, sondern eher im Gegenteil: das schöpferische Potenzial – die Möglichkeiten, die sich aus einer Umnutzung ergeben.[111]

Auf die Ebene der Stadtpolitik kann somit ein Raum wie die Reininghausgründe auch als Ideenpool dienen. All die Vorstellungen, Wün-

106 Katschnig-Fasch (wie Anm. 17), S. 124.

107 Auch wenn es bei unserem Untersuchungsfeld um eine Fläche in Privatbesitz handelt, soll die vorangegangene Beschreibung verdeutlichen, dass gewisse Bereiche der Reininghausgründe durchaus öffentlichen Charakter aufweisen, aber gesetzlich nicht so ausgewiesen sind.

108 Ipsen (wie Anm. 23) , S. 2.

109 Vgl. de Certeau (wie Anm. 37), S. 345.

110 Asset One Immobilienentwicklungs AG (2006), http://www.asset-one.at/downloads/Reininghaus_Chronik.pdf (Zugriff: 14.01.2014).

111 Vgl. Hierzer (wie Anm. 27), S. 64.

sche, Zukunftspläne können auf dieses zu „bespielende" Areal projiziert werden. Damit wird einerseits offengelegt, wie Zukunft laut den politischen Verantwortlichen überhaupt ausgestaltet werden soll – was sich auf das konkrete soziale Gefüge und das Zusammenleben auswirkt – und andererseits können Grenzen des Mach- und Denkbaren ausgelotet werden. So schreibt Friedmann:

„Und im Gegensatz zum weit verbreiteten Glauben sind Planer alles andere als machtlos. Abgesehen von den vielfältigen Möglichkeiten des Planungsrechtes besitzen sie die Macht, Ja oder Nein zu sagen. Sie haben die Macht, Informationen weiterzuleiten oder zurückzuhalten. Sie haben die Macht, einen öffentlichen Diskurs über die Stadt zu initiieren. Sie haben die Macht, die Öffentlichkeit einzubeziehen und so die Einwohner zum Voneinander-Lernen zu bewegen."[112]

Optimistisch könnte hier geurteilt werden, dass die Stadt die Brache, den Leerstand oder das zu entwickelnde Gebiet braucht, um sich positiv dynamisch weiterzuentwickeln und um über den Status Quo hinauszudenken. Darauf verweisen auch die vielen Ansprüche, die Reininghaus als „Smart-" und „Green City" erfüllen soll. Diese Entwicklung soll dabei in weiterer Folge nicht auf das Quartier limitiert sein, sondern seinen Verlauf auf die ganze Stadt nehmen. Reininghaus ist sozusagen ein Versuchslabor. Fraglich ist die Möglichkeit und/oder der Wille zur tatsächlichen Umsetzung. So kann der „ewige" Verweis in die Zukunft von gegenwärtigen Problemen ablenken oder konterkarierend zum Handeln stehen. Nichthandeln kann hierdurch legitimiert werden, denn ein Verweisen auf die Vision, die zukünftige Ausführung kann schon als Maßnahme reichen.

Open City[113] Konzept als Potenzial

Bezugnehmend auf Rienits ist die Einordnung der Reininghausgründe als Rückzugs-, Zufluchts-,[114] und Rekreationsraum ein möglicher interpre-

112 Friedmann (wie Anm. 24) , S. 12.

113 „The term Open City is apparently a construct of ideas, as diverse as the city itself – a field of different and sometimes contradicting and conflicting positions. But all interpretations have one thing in common: under the term Open City the description of city is a positive value, as a promise, as a desirable condition." Rienits (wie Anm. 14), S. 29.

114 Ebd., S. 31.

tativer Ansatz, mit dem auch ein Anknüpfungspunkt zum Konzept der Open City geschaffen werden kann. Die Vision einer offenen Stadt ist eine der Zugänglichkeit: Abbau von Ein- oder Ausschließungsmechanismen im Sinne eines Integrationsprozesses ist dabei ein zu erreichendes Ziel, wobei es auch darum geht, etablierte Machtstrukturen durch Miteinbezug und Partizipation der betroffenen Menschen zu überwinden. Es geht darum, eine Entwicklung von Stadt zu forcieren, die vom Konsens und nicht von einer Mehrheit oder von repräsentativen Gruppen geprägt wird.

„Es muß Räume geben, die nicht oder nicht in dem gleichen Maße besetzt sind wie die üblichen Flächen einer Stadt. Zwei Typen von Räumen erfüllen diese Bedingungen: die Nische und der Rand. Für beide gilt, daß sie in einem geringeren Maße formal reguliert sind, daß sie noch nicht oder nicht mehr besetzt sind. Nische und Rand sind jedoch nur dann für die Entfaltung neuer Kulturen günstig, wenn es sich nicht um von der Entwicklung der Stadt abgetrennte, sozial und ökonomisch isolierte Räume handelt."[115] In einer Open City kann auch die Lücke, der Leerstand oder die Brache eine wichtige Rolle einnehmen, denn dadurch wird die Logik der Eindeutigkeit und der darin eingeschriebenen Monofunktionalität eines Raumes aufgebrochen. Hat ein Raum somit keinen Nutzen im ökonomischen Sinn, kann er einen Sinn auf persönlicher, individueller, sozialer oder kultureller Ebene entwickeln.[116] Genau hierauf richtet sich auch Sennetts Kritik an der Stadtplanung als Instrument an sich, da es durch das Aufstellen von Regeln und bürokratischen Hürden zu einer Behinderung von Innovationen und Dynamiken kommt.[117]

Am Beispiel der Reininghausgründe kann – wenn auch innerhalb des Geländes begrenzt – eine Funktion als Ausgleichs- oder Rückzugsraum festgestellt werden. Es entsteht ein konsumfreier Raum mit der Möglichkeit der Anpassung an die Vorstellung eines rekreativen Ortes, mit der Limitierung der vorhandenen Mittel. Hierbei kann nicht ausgeschlossen werden, dass Gegenstände auch einfach mitgebracht werden, „d.h. es kommt alles, was diesen Ort gebraucht und diesen Freiraum nutzt, von außen, von der näheren und weiteren Umgebung."[118] Dadurch wird der Raum

115 Ipsen (wie Anm. 23) , S. 5.
116 Vgl. Hierzer (wie Anm. 27) , S. 60.
117 Vgl. Sennett (wie Anm. 13) , S. 292.
118 Hierzer (wie Anm. 27), S. 61ff.

„wohnlicher" oder „heimeliger" gestaltet und personalisiert, was zum Beispiel an konventionellen Treffpunkten so nicht möglich wäre.
Durch die Spuren und Hinterlassenschaften wird zumindest erkennbar, dass ein Verlangen nach einem gestaltbaren Raum vorhanden ist und auch ausgelebt wird, denn „vor allem in der Stadt geben vorwiegend Kapital und Konsum vor, wo und wie man sich bewegt und was man tut. Arbeitswelt, Orte des Konsums, Unterhaltungs- und Freizeitindustrie bestimmen zunehmend die funktionale Nutzung des Raumes, der immer dichter genutzt und damit reglementiert wird."[119] Daraus ergibt sich im Sinne eines Open City Konzeptes auch die Forderung nach einem nicht so klar strukturierten und hierarchisierten Raum, der den jeweiligen handelnden Personen selbst die Entscheidung lässt, was und ob sie etwas daraus machen. Ökonomische Interessen und Sicherheitsbedenken sind dabei sicherlich große Einflussfaktoren, weshalb die Vision eines offenen Areals nur schwer umsetzbar ist, denn „das Spannungsfeld zwischen Offenheit der modernen Stadt und der gleichzeitigen Auseinandersetzung zwischen den Kulturen, Konflikten um die Besetzung von Räumen und Repressionen kultureller Praxis ist das Themenfeld der modernen Stadt."[120]. Dies wird noch dadurch verstärkt, dass nur schwer finanziell aufgewogen werden kann, wie sich Ausgleichsfunktionen oder rekreative und kreative Tätigkeiten konkret in Zahlen beziffern lassen und die Ver- und Bewertbarkeit durch StadtplanerInnen somit nicht errechnet werden kann.

Zusammenfassung einer Untersuchung

Genau in diesem Zugang liegt aber auch das Potenzial einer beobachtenden und analysierenden Kulturwissenschaft, mit der sich auf Prozesse aufmerksam machen lässt, die auf den ersten Blick vielleicht nicht klar erkennbar werden, oder aufgrund von bestimmten Interessenslagen gar nicht zur Debatte stehen. Auch wenn hier keine Menschen an sich zur Sprache kommen, so lassen sich zumindest ihre Zeichen interpretieren

119 Magdalena Verena Felice: Gstettn zwischen Plan und Randgebiet. Nutzung und Gebrauch eines unnützen Stadtraums. In: Reni Hofmüller; Nicole Pruckmayre; Wolfgang Reinisch (Hg): Lücken im urbanen Raum – Forschungen über Zeit in der Stadt untersucht an Gstettn in Graz. Graz 2012, S. 17–39, hier S. 18.
120 Ipsen (wie Anm. 23), S. 3.

und daraus Schlüsse ableiten, ohne den Versuch zu leisten, diese zu bewerten.

Das Areal der Reininghausgründe kann somit nicht nur als aufzuwertendes Quartier betrachtet werden, wo die Vision an sich offen lässt, wie die konkrete Realisierung überhaupt ausschauen wird, sondern als Folie für die Vielfältigkeit sozialer Praxen. „Wenn diese Heterogenität jedoch nicht erhalten bleibt, wenn die Städte kein „offenes System" mehr verkörpern, wenn stattdessen eine Politik der Schließung und eine Kultur des Misstrauens dominiert, dann geht ein entscheidendes Element von Urbanität verloren: die Vielgestaltigkeit und Nonkonformität städtischer Gesellschaft und Kultur."[121] Mit diesem Fokus auf gegenwärtige Raumaneignungen und Umdeutungen lässt sich aufzeigen, dass es neben den medienwirksamen Ansprüchen und Nutzungsvorstellungen bereits Formen, wie die dargestellte Nutzung als Rückzugs-, Erholungs- und Interaktionsraum gibt, denen es im Sinne eines Open City Konzeptes nachzukommen gilt. So kann abschließend mit Elisabeth Katschnig-Fasch postuliert werden: „Von den Verantwortlichen, den Politikern, den Planern, und Verwaltern, erfordert dies zuerst eine besondere Wahrnehmung, und die ist eine des Respektes und der Anerkennung der einfachen Alltäglichkeit als jeweilige Besonderheit."[122] Genau hier kann eine kritische aber auch vermittelnde Kulturwissenschaft eingreifen, um ein Sensorium und ein Gespür für die Bedürfnisse des Alltages zu schaffen.

121 Wolfgang Kaschuba: Offene Städte. In: Nils Grosch; Sabine Zinn Thomas (Hg): Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. Münster 2010, S. 23–35, hier S. 32.

122 Katschnig-Fasch (wie Anm. 17), S. 136.

Wir und die „Anderen“ Offene Begegnungen im Grazer Volksgarten

Maria Rosina Pongratz

Der Volksgarten ist ein Park in der Stadt Graz, der im Bezirk Lend am rechten Ufer des Flusses Mur liegt. Er ist ein städtischer Grünraum, geschaffen im Jahr 1875 für die Arbeiter- und HandwerkerInnenbevölkerung der sogenannten Murvorstadt, als Gegenstück zum Stadtpark, der am linken Mur Ufer für das Bürgertum angelegt wurde. Lend ist der zweitgrößte Bezirk von Graz, laut einer Statistik vom 01.01.2014 leben hier 29.782 Menschen.[1] Von ImmobilienmaklerInnen wird der Lend heute als aufsteigender Bezirk beworben.

In der vorliegenden Arbeit wird der dynamische Prozess der Veränderungen im Grazer Volksgarten behandelt. Es wird sowohl die Struktur des Wandels als auch die des Beharrens in der Gesellschaft hinterfragt. Wie offen oder wie abgekapselt zeigen sich die Menschen in diesem öffentlichen Raum? Das Hauptanliegen dieses Textes ist das Beschreiben der sozialen Situation im Volksgarten aus verschiedenen Perspektiven.

Im Bereich des Grazer Volksgartens herrscht ein vergleichsweise hohes Maß an Offenheit. Hier lassen sich viele soziale Situationen beobachten, die gesellschaftlichen Wandel signalisieren. Alltägliche Begegnungen mit

1 Magistrat Graz, Präsidialabteilung (Referat für Statistik): Broschüre „Bevölkerungsstatistik der Landeshauptstadt Graz“, Stand: 01.01.2014. Zit. in: http://www.graz.at/cms/dokumente/10022937_415557/268e2c63/Grazer%20Bevölkerung%20mit%20Hauptwohnsitz%20pro%20Bezirk.pdf (Zugriff: 6.6.2014)

dem „Anderen“ bilden produktive Anstöße, die Verhaltensmuster aufbrechen und neu ordnen können. Gisela Welz schreibt über die Situationen, die sozialen Wandel auslösen: „In modernen Gesellschaften kommt es [...] ständig zu einem Zusammenprall der Alltagsperspektiven, der zur Veränderung gelernter Verhaltensweisen einlädt und damit Innovationen ermöglicht.“[2] Die Analyse solcher Veränderungsprozesse, die sich in der alltäglichen sozialen Praxis zeigen, ist für die Kulturanthropologie ein spannendes Feld.

Abb. 1: Alte Laubbäume im Grazer Volksgarten (Foto: Maria Rosina Pongratz).

„Open City“ lässt sich gedanklich mit „Open Society“ verbinden. Der Begriff „Open“ steht für die Bereitschaft der etablierten Gesellschaft, etwas Neues, „Fremdes“ kennen zu lernen und zu akzeptieren. Vielfalt ist eine Bedingung der offenen Stadt – Vielfalt nicht nur bezüglich der Herkunft der Menschen, der verschiedenen Sprachen und der vielfältigen Lebensgewohnheiten, sondern auch hinsichtlich der variationsreichen Realitä-

2 Gisela Welz: Vom Wandel der Kulturen zu den Kulturen des Wandels. Überlegungen zu einer kulturanthropologischen Innovationsforschung. In: Gertraud Koch (Hg.): Internationalisierung von Wissen. Multidisziplinäre Beiträge zu neuen Praxen des Wissenstransfers. St. Ingbert 2006, S. 129–144, hier S. 134.

ten, die Menschen in ihrem Alltag erleben und beschreiben. Das Bild der Stadt Graz wird durch diese Vielfalt geprägt.
Die Bewertung des Raumes Volksgarten aus unterschiedlicher Perspektive ist von besonderer Bedeutung für diese Arbeit. Die offene Stadt wird von den StädterInnen aus verschiedenen subjektiven Standpunkten konträr bewertet. Die einen nennen es „bunte Vielfalt", die anderen „bedrohliches Chaos". Was die einen als Basis von Innovation loben, sehen andere als existentielle Bedrohung. Es ist dieselbe Realität des Städtischen, die sowohl Neugier als auch Angst hervorruft.[3] Die Offene Stadt ist mehr als nur ein Platz, um zu leben und leben zu lassen. Im Idealfall ist es ein Ort der Verstrickung, der Emanzipation und der Teilnahme im Sinne von Mitverantwortlichkeit.
Am Beispiel des Grazer Volksgartens soll gezeigt werden, dass das Leben in einer Stadt nur als verletzliche, gefährdete Balance von Unterschiedlichkeiten verstanden werden kann, die ständig neu verhandelt werden muss. Elisabeth Katschnig-Fasch formuliert dazu:

> „Noch sind Städte Nebeneinander und Gegeneinander kultureller Tatsachen und sozialer Unterschiede, Städte waren immer Mittelpunkt der räumlichen Verortung von Sozialem, von Kulturellem und von Zeitbefindlichkeiten."[4]

Für KulturanthropologInnen gilt es zu hören, zu sehen und zu spüren, wie sich das Nebeneinander, Gegeneinander und vielleicht auch Miteinander darstellt.
Die Menschen in dem für diese Arbeit beforschten Raum des Volksgartens befinden sich in ständigen Aushandlungsprozessen; sie verteidigen „ihre" Räume und wollen „Anderen" die Aufenthaltsberechtigung für bestimmte Gebiete verwehren. Wieso handeln sie so wie sie handeln? Der Raum Volksgarten wird auf unterschiedlichste Weise mit Leben gefüllt. Wer hat welche Möglichkeiten in diesem Raum? Wie werden diese ge-

3 Vgl.: Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Problemskizze (1999). http://www.safercity.de/1999/skizze.html (Zugriff: 6.3.2013)
4 Elisabeth Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm; Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120–139, hier S. 120

lebt und erlebt? Wer wird eingeschlossen, wer ausgeschlossen? Wer darf hinein, wer muss draußen bleiben?
Das Zusammenleben in einer Stadt ist immer konfliktbeladen und der Stadtraum ist einer ständigen Veränderung ausgesetzt. Veränderungen und Unbekanntes können Angst und Verunsicherung erzeugen. Der Volksgarten als kleiner Teil eines städtischen Raumes ist ein Beispiel für die Veränderunglichkeit gesellschaftlicher Alltagsstrukturen.
In dem ersten Teil der Arbeit wird der Park vorgestellt und die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung geschildert. Anschließend kommen die Menschen zu Wort, die in der Nähe des Parks wohnen, sich häufig im Park aufhalten oder beruflich mit ihm zu tun haben. Am Schluss richtet sich der Fokus auf die gesellschaftliche Relevanz des Themas.

Der Park

Der Volksgarten liegt im Bezirk Lend, einen halben Kilometer vom Grazer Hauptbahnhof entfernt. Das Areal wird von dem Wasserlauf „Mühlgang" in zwei Teile getrennt. Es gibt drei kleine Brücken zur Überquerung.
Im Park stehen wunderschöne, alte Laubbäume und Bänke laden zum Verweilen ein. Der Springbrunnen im südlichen Teil des Parks wurde 2003 erneuert. Über den Volksgarten gibt es viele Diskussionen und widersprüchliche Meinungen. Nach dem Wunsch einiger „alteingesessener" AnwohnerInnen sollten nicht so viele „AusländerInnen" dort sein. Auch die „SandlerInnen", die vor dem Volksgarten Pavillon sitzen, in dem die Streetworker der Mobilen Sozialarbeit der Stadt Graz ihre Büros haben, müssen nach Meinung vieler „einfach weg". Der schärfste gesellschaftliche Diskurs dreht sich jedoch um die „Drogendealer" im Park.
Beginnen möchte ich die Annäherung an den Park mit meinen persönlichen Eindrücken, die ich im Rahmen eines Feldaufenthaltes am 26. Juli 2013 sammeln konnte.

Aus dem Feldtagebuch (Eine Wahrnehmungsübung)

Es ist ein leuchtend schöner Tag. Die Sonne strahlt bereits sehr warm vom Himmel, obwohl es erst 9 Uhr 30 am Morgen ist. Ich betrete den Park. Vor dem Gebäude der evangelischen Kreuzkirche steht eine imposante

Platane. Ihr riesiges Blätterdach bildet auf der Erde eine große, schattige Fläche. An den Kronenrändern leuchtet die Sonne hindurch und zeichnet ein flirrendes Muster auf dem asphaltierten Weg. Ich schiebe mein Rad langsam, um den Park auf mich wirken zu lassen. Es ist sehr ruhig hier, der Straßenlärm von der Volksgartenstraße ist kaum zu hören. Es begegnen mir zwei Radfahrer, die es eilig haben, sie fahren zügig den Weg entlang. Eine Hundebesitzerin lässt ihren Rauhaardackel auf der eingezäunten Hundewiese laufen. Über den Schriftzug auf dem Schild „Hundewiese" hat jemand mit roter Farbe „Pitbulls are nice" geschrieben. Es begegnen mir zwei verschleierte Mütter mit ihren Kleinkindern im Kinderwagen und ein junges Pärchen. Auf den steinernen „Sitzstufen" sitzt niemand. Am Boden liegen zwei leere Cola Dosen, eine Toastbrotverpackung, eine leere Gösser Bierdose, eine Marlboro Schachtel, einige andere Papier- und Zellophanstücke und zahlreiche Zigarettenstummel verstreut auf der Fläche in der Nähe des Mistkübels.

Ich setze mich auf eine Parkbank. Junge Mädchen und Burschen gehen vorbei, eine alte Frau mit Einkaufstasche, ein alter Mann mit Hund, ein älteres Paar. Auf der Bank neben mir sitzt ein südländisch aussehender Mann und beobachtet die fünf Afrikaner, die neben dem Karl-Morré-Denkmal stehen und sich gestikulierend unterhalten. Ich schreibe in meinem Feldtagebuch. Ich traue mich nicht, den Mann auf der Nachbarbank anzusprechen. Ein anderer Afrikaner, gekleidet in Jeans und Superman T-Shirt kommt mit dem Fahrrad und gesellt sich zu seinen Kumpanen. Sie lachen und scherzen miteinander und sehen sehr fröhlich aus.

Am gleich daneben liegenden Springbrunnen steht ein alter Mann und füttert die Enten. Die Tropfen des Springbrunnens glitzern in der Sonne. Es ist ruhig, friedlich und idyllisch. Im Laufe der Zeit gehen einige Menschen verschiedenen Aussehens und Alters, verschleiert oder nicht, gut angezogen oder ärmlich wirkend, durch den Park. Zur Gruppe der Afrikaner kommt noch ein Freund mit dem Fahrrad. Der Mann auf meiner Nachbarbank beobachtet die jungen Männer noch immer.

In diesem Teil des Parks höre ich den Verkehrslärm stärker. Plötzlich steht mein Banknachbar auf und geht in Richtung der Gruppe der Afrikaner. Er spricht mit einem der Burschen einige Worte und geht dann in Richtung Roseggerhaus davon.

Abb. 2: Der Springbrunnen im Volksgarten (Foto: Maria Rosina Pongratz).

Vom nahe gelegenen Spielplatz höre ich schon Kinder rufen und lachen. Zwei Männer vom Abfallservice der Stadt Graz nähern sich und leeren die Mistkübel. Ich unterhalte mich kurz mit ihnen. Ein allem Anschein nach betrunkener Mann geht vorbei und schimpft vor sich hin. Ich verlasse meine Bank und gehe in Richtung der afrikanischen Gruppe. Auf einer anderen Bank sitzen drei Männer und eine Frau. Sie trinken aus Bierdosen, rauchen, husten und spucken auf den Boden. Die Frage, ob sie oft hierher kommen, verneinen sie und sagen: „Nun ja, wir kommen nicht sehr oft, nur so zwei bis dreimal in der Woche. Wir sind sonst im Stadtpark." Dort sei es besser meinen sie, denn da seien nicht so viele „schwarze Drogendealer", die eine Schande für die Stadt seien.

Ich gehe vorbei an den afrikanischen Burschen, die von vielen pauschal „Drogendealer" genannt werden. Sie beobachten mich nur kurz aus dem Augenwinkel und unterhalten sich weiter miteinander. Rasch gehe ich weiter und überquere den Mühlgang, der den Park in zwei Hälften trennt. Im Wasser schwimmen Enten.

Auf der anderen Seite des Baches befindet sich der Spielplatz. Kleine Kinder spielen Fangen. Zwei sitzen auf der Schaukel, die anderen vergnügen sich auf der Rutsche. Die Mütter, alle mit Kopftuch und langen Röcken, sitzen auf den Bänken und haben „Plastiksackerln" mit Broten

und anderen Lebensmitteln für eine „Jause“ mit. Sie erwidern freundlich meinen Guten-Morgen-Gruß.
Ich setze meine Parkrunde fort und passiere die Trennmauern zu den angrenzenden Wohnhäusern. Diese Mauern sind fast zur Gänze mit Graffiti-Kunst gestaltet.

Abb 3.: Graffiti-Kunst an einer Mauer im Volksgartens (Foto: Maria Rosina Pongratz).

Im Norden führt der Weg an der buddhistischen „Friedens Stupa“ vorbei. Auf der Bank davor schläft ein Mann.

Abb. 4: Stupa mit schlafendem Mann (Foto: Maria Rosina Pongratz).

Mir erscheint heute alles friedlich und entspannt, der Volksgarten zeigt sich als ein Raum für Entspannung, Erholung, als ein Ort für Spiel und Spaß. Ich bin erfreut, dass alles so friedlich wirkt. Nach den Berichten aus den Medien habe ich es unbewusst anders erwartet. Mir wurde nahegelegt, als Frau nicht allein in den Park zu gehen, und auf keinen Fall abends.

Mein Zugang ist der einer Beobachterin des Alltäglichen. In meinen Überlegungen sind mir die Schwierigkeiten dieses Raumes, der von so vielen kulturell verschiedenen Gruppen bevölkert wird und sehr viele, oft gegensätzliche Erwartungen als Raum der Begegnung und Erholung für alle erfüllen soll, bewusst.
Ich ging mit Neugierde und (hoffentlich) vorurteilsfrei an die Feldforschung heran. Die negativen Bilder über diesen Park, welche sich zweifelsfrei in Köpfen festlegen, erzeugt durch erzählte „Schauermärchen" und Medienberichte, wurden ausgeblendet. Das Ziel war, Menschen kennen zu lernen, mit ihnen zu sprechen oder ihnen einfach zuzuschauen, um vielleicht für kurze Momente (beinahe) teilzunehmen an ihrer Welt.
Der große Respekt, so möchte ich es in Anlehnung an Bourdieu formulieren, den ich für „mein" Forschungsfeld habe, soll meinen Blick für „die quasi unendlichen Subtilitäten der Strategien, die die gesellschaftlichen Akteure in ihrem gewöhnlichen Alltagsleben anwenden"[5], schärfen. Es ist mir bewusst, dass sich eine Befragungssituation von der normalen Kommunikationssituation des Alltags insofern unterscheidet, als sie sich einen Erkenntnisgewinn zum Ziel setzt. Trotz allem bleibt sie eine soziale Beziehung, die sich auf die Ergebnisse auswirkt.[6] Kulturelles Verhalten zu interpretieren oder zu kommentieren kann meiner Meinung nach immer nur ein Versuch sein. Was einen Menschen wirklich treibt, das zu tun und anderes zu lassen, kann einem anderen Menschen nie völlig zugänglich sein.
Vor dreißig Jahren kannte ich den Park gut, ich ging manchmal mit meinen Kindern hin, sie spielten dort sehr gerne.

5 Bourdieu, Pierre (1997): Verstehen. In: Bourdieu, Pierre et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz, 779
6 Vgl.: Bourdieu (wie Anm. 5), 780

Heute spielen auch Kinder hier, Kinder, die nicht Deutsch sprechen, ihr Spielen aber ist das Gleiche. Die jungen Mütter achten darauf, so wie Mütter es immer tun, dass die Kleinen in Ruhe laufen, klettern, schaukeln und rutschen können.
Alle scheinen ihren Platz zu finden in dem großen Park, die Familien verschiedenster Nationen auf dem Spielplatz, die jungen Afrikaner beim Karl-Morré-Denkmal, die alten Menschen auf den Bänken im Schatten, die HundebesitzerInnen auf der Hundewiese, die Jugendlichen auf dem Fußballplatz, die BiertrinkerInnen in der Nähe der Getränkebude, die Obdachlosen vor der buddhistischen Stupa. Trotzdem ist die Spannung zu spüren, an verhaltenen Äußerungen der RadfahrerInnen gegen die Afrikaner, an sorgenvollen Blicken der Mütter auf die „Drogendealer" oder auf die HundebesitzerInnen, die ihre Hunde nicht an die Leine nehmen. Auch am lautstarken Geschimpfe von Betrunkenen auf die „Ausländer" oder an den Seufzern der Männern vom Abfallbeseitigungstrupp gegen alle, die so viel Mist hinterlassen. Es zeigt sich Aggressivität gegen das Fremde. Das Unbekannte macht ängstlich und unsicher.

Die Menschen

Junge Menschen brauchen Räume, um sich zu treffen, auszutauschen, zu spielen. Im Volksgarten treffen sich täglich Gruppen von Jugendlichen und jungen Männern, viele sind AsylbewerberInnen. „Die Dominikaner spielen Basketball, die Albaner Fußball, aber Geld verdienen wollen alle mit Drogen", sagt ein alter Mann, der durch den Park spaziert.
Im Folgenden kommen exemplarisch Menschen zu Wort, denen ich im Volksgarten begegnet bin, und solche, die in der näheren Umgebung des Parks wohnen.

Was Menschen erzählen

Vera wurde 1976 in Graz geboren, von Beruf ist sie Shiatsu Therapeutin. Sie lebt schon seit ihrer Kindheit im Bezirk Lend. Seit acht Monaten wohnt sie mit ihrem Partner und ihrem vier Monate alten Sohn in der Volksgartenstraße. Der Grund ihrer Übersiedelung hierher ist ihre Freundin, die auch ein Baby hat und im gleichen Haus wohnt. Sie wohnt

gerne hier, es sei immer etwas los, es werde viel gebaut, meint sie. Nur manchmal stört sie die Betriebsamkeit, wenn der Lärm zu groß wird.
Sie spaziert gerne durch den Park, besonders im Sommer sucht sie hier mit ihrem Baby einen kühlen, schattigen Platz. Sie beobachtet die anderen Mütter und versucht, mit ihnen ins Gespräch zu kommen.
Ihr fällt auf, dass im Volksgarten sehr viele „ausländische" Kinder spielen. Die verschleierten Frauen mit ihren Kindern sind irgendwie „abgekapselt", das findet Vera schade. Es gibt wenig Möglichkeit zur Kommunikation, aber „lächelnde" Blickkontakte sind immer möglich. Vera meint, „wir" müssten auf diese Menschen zugehen. Sie kommt sich durch sie nicht verdrängt vor, so wie etwa Ulla (siehe Interview Ulla).
Afrikanische Drogenhändler werden von ihr auch bemerkt. Sie wird zwar oft angesprochen, aber als sie schwanger war, wurde sie nie belästigt.

„Brauchst du was?"

Wenn Vera und ihr Freund Werner durch den Park gehen, werden sie oft von jungen Männern, meist Afrikanern, angesprochen, ob sie Drogen haben wollten. Werner erzählt, er sei einmal durch den Park gegangen, als sich ein Afrikaner langsam annäherte, scheinbar zufällig vorbei schlenderte, umkehrte, wieder näher kam und so ganz beiläufig fragte: „Brauchst du was?" Darauf fragte Werner: „Nein ich nicht, aber brauchst du was?" Der Afrikaner daraufhin: „Was hast du?" Als Werner antwortete: „Liebe", drehte sich der Afrikaner um und rannte so schnell weg, als wäre die Polizei hinter ihm her, lacht Werner.
Vera ist sehr offen für Kontakte, auch zu sogenannten „AusländerInnen". Sie ist eine der österreichisch-stämmigen Anwohnerinnen, die mit der Vielfalt des Ortes umgehen können, diese sogar als Belebung empfinden. Der mediale Angst-Diskurs rund um den Volksgarten erzeugt in ihr keine Resonanz.
Sie spaziert mit ihrem Baby bedenkenlos durch den Park, selbst die Drogendealer werden von ihr nicht als Gefahr identifiziert. Ihre Anwesenheit wird anscheinend von ihr und ihrem Partner toleriert. Sie leisten es sich sogar, mit einem Dealer einen Scherz zu machen. Vera akzeptiert also die Gegebenheiten, die sie als Teil einer interkulturellen Gesellschaft vorfin-

det und versucht das Miteinander zu verbessern, indem sie die „abgekapselten" verschleierten Mütter freundlich grüßt.

Ulla wurde 1957 in Graz geboren. Sie ist Pädagogin und wohnt seit ihrer Kindheit in der Volksgartenstraße direkt gegenüber dem Volksgarten.
„Ich bin praktisch im Volksgarten aufgewachsen, der Park war unser Garten, unser Spielplatz, unser Bereich, das war in den 1960er Jahren", erzählt sie. Alle Kinder dieser Gegend gingen in die gleiche Schule, am Nachmittag war dann der Park der Treffpunkt zum Spielen: Radfahren im Sommer und Eislaufen im Winter. Als Teenager war der Volksgarten nicht nur das Kommunikationszentrum, sondern auch der Treffpunkt für Verliebte. Ulla sagt, dass sich alle Altersgruppen dort getroffen haben, Pensionistinnen, Mütter mit kleinen Kindern, größere Kinder und Halbwüchsige. Tagsüber passte ein Parkwächter auf, aber auch abends war es kein Problem, niemand von den Eltern machte sich Sorgen.
Um die Weihnachtszeit gab es den „Christkindlmarkt", die vielen Lichter, die Verkaufsstände, „es war heimelig, gemütlich und sicher". Ulla war auch noch gerne mit ihren Kindern Nora, 1981 geboren, und Hanna, 1984 geboren, im Park. Die Mütter haben geplaudert und die Kinder gemeinsam gespielt. Aber so ab 1995 traute sich Ulla nicht mehr, ihre Kinder allein in den Volksgarten gehen zu lassen. Ihre dritte Tochter Laura wurde 1997 geboren. Mit ihr ging sie seltener in den Park. Es gab immer mehr „zwielichtige" Gestalten. Mit den Enkelkindern geht die Familie jetzt überhaupt nicht mehr in den Volksgarten. Sie gehen in den Stadtpark, dort fühlen sie sich sicherer.
Störend sind nicht die „Ausländer", die mit ihren Kindern im Park sind, sondern in erster Linie die Drogendealer. Es ärgert Ulla, dass die PolitikerInnen die Sache nicht in den Griff bekommen.
In den 1960er und 70er Jahren war vor dem Volksgarten der „Straßenstrich". Ulla fühlte sich dadurch auch am Abend sicher, denn die „Damen" waren freundlich und hätten sicher sofort Alarm geschlagen, wenn eine junge Frau in Gefahr gewesen wäre.
Heute wird die einheimische Bevölkerung durch den Drogenhandel aus dem Park verdrängt, meint Ulla. Am Vormittag seien auch geborene Grazerinnen mit ihren Kindern im Park, am Nachmittag werde der Park

von „Tüchelfrauen“[7] mit ihren Kindern „belagert“. Die Angestammten würden verdrängt oder ließen sich verdrängen. Sie wollten den Raum nicht mit den „Anderen“ teilen.
Am Fußballfeld spielen nur Kinder und Jugendliche mit nicht deutscher Muttersprache, das ärgert Ulla aber nicht. Aber dass Graz durch die vielen „Ausländer“ generell in den letzten Jahren „schmutziger“ geworden sei, das störe sie schon. Besonders das rechte Murufer sehe vernachlässigt aus. Viel Müll lande neben den Mistkübeln.
Ulla berichtet auch über ihr Erlebnis mit Drogendealern. Da sie in der Volksgartenstraße wohnt, sieht sie häufig, wie der Handel abläuft. Manchmal treffen sich alle bei einem Auto, das kurz hält. In dem Auto sind meist zwei Männer, die bringen den „Nachschub“. Die Afrikaner haben dann jeder einen Sack voll mit kleinen Briefchen. Damit verteilen sie sich wieder im Park, einiges davon wird versteckt. Viele der Afrikaner haben ein Fahrrad. Sie verständigen sich untereinander per Handy. Der Handel läuft unauffällig, aber trotzdem öffentlich ab. Der Handel „rennt den ganzen Tag über“, sagt Ulla.

„Die fragen sogar uns!“

Als Ulla mit ihrem Mann eines Abends durch den Park ging, wurden sie angesprochen mit dem üblichen: „Brauchst du was?“. Ursula war darüber sehr verärgert, sie sagt, dass sie das ganz unmöglich fände, sie sei 50 und ihr Mann 70 Jahre alt und sie würden angesprochen, ob sie Drogen wollten. Sie sagt: „Das ist wirklich kein Platz mehr zum Verweilen, es ist auch nicht die richtige Umgebung für Kinder und Jugendliche.“ Sie fühlt sich dadurch aus „ihrem“ Park „verdrängt“. Ulla ärgert sich sehr, dass die Politik nichts dagegen unternimmt.
„Dann sollen sie (die Grünen) die Drogen freigeben, aber dann müssen sie Räume schaffen, wo das passieren kann, aber nicht neben mir und den Kindern und ehrbaren Bürgern“, meint sie.
Ulla befindet sich subjektiv gesehen in einer prekären Situation. Der Park ist stark in ihrer Biografie verwurzelt. Für sie ist er ein Erinnerungs- und

7 So bezeichnet Ulla Frauen, die Kopftücher tragen

Identifikationsraum. Die derzeitige Entwicklung des Parks empfindet sie als Verschlechterung. Interessant ist, dass sie gegen Normen verstoßendes Verhalten in der Vergangenheit, wie die Damen vom „Straßenstrich", nicht negativ bewertet, heute aber die „Dealer" verurteilt. Sie ist nicht per se gegen „AusländerInnen", das betont sie des Öfteren, doch sie verachtet die Unverfrorenheit der Dealer, sogar ihr und ihrem Mann Drogen anzubieten. Sowohl Händler als auch KonsumentInnen machen sie wütend, dadurch fühlt sie sich nicht mehr sicher im Park. Sie fürchtet auch um die Sicherheit ihrer Kinder und Enkelkinder. Als „ehrbare Bürgerin" möchte sie, dass die Politik etwas dagegen unternimmt. Für sie und ihre Familie bleibt zu wenig Raum im Park, vielleicht empfindet sie deshalb die „Tüchelfrauen" mit ihren Familien als „Belagerer".
Dadurch sieht sie die ursprüngliche und positiv besetzte Ordnung untergraben. Ihre starke Identifizierung mit dem Raum macht den Konflikt um Raum zu einem Konflikt um Identität.

Nikola wurde 1980 in Graz geboren. Sie ist selbständig und betreibt Textilien Recycling, das heißt, sie erzeugt aus alten Kleidungsstücken neue Kinderbekleidung.
Seit vier Jahren wohnt sie mit ihrem Mann und den beiden zwei und vier Jahre alten Kindern am Lendkai. Sie sind hierher gezogen, weil der Bezirk Lend ein aufstrebender, aufblühender Bezirk ist, weil die Wohnung direkt an der Mur liegt und kostengünstig ist.
Nikola kennt in der näheren Umgebung viele andere junge Familien, mit österreichischem Hintergrund, die schon länger im Bezirk Lend wohnen. Bei Schönwetter gehen sie mit ihren Kindern immer in den Volksgarten. Dort sind viele Kulturen beisammen, aber Nikola hatte noch nie Konflikte mit anderen Müttern. Viele türkische und arabische Familien lagern gemütlich im Park. Sie essen auch dort und geben oft von ihren mitgebrachten Speisen an die „einheimischen" Kinder etwas ab, wenn diese etwas möchten.
Es gibt viele persönliche Geschichten und viele Vorurteile. Nikola aber geht auf die anderen Mütter zu, sie versucht, Kontakt aufzunehmen und macht damit immer positive Erfahrungen. Es hängt jeweils von der eigenen Persönlichkeit ab, wer wie mit „Fremden" umgeht.

Nikola findet die Vielfalt gut für ihre Kinder, sie können viel voneinander lernen und spielen meist konfliktfrei miteinander. Probleme gibt es nur am Samstag und Sonntag, wenn der Park völlig überfüllt ist und einfach zu viele Menschen am gleichen Ort sind.
Ein weiterer heikler Punkt sind die Dinge, die „von der Nacht übrig bleiben". Denn in der Früh liegen manchmal Kondome, Bierdosen und seltener auch Spritzen herum. Die Mütter schauen morgens selber am Kinderspielplatz nach, ob solche anrüchigen, für Kinder vielleicht gefährlichen Dinge, herumliegen und entfernen sie. Ab circa 10 Uhr wird der Park dann auch von Bediensteten des Magistrats Graz gereinigt.

Abb. 5: Spielplatzanlagen mit spielenden Kindern im Volksgarten (Foto: Maria Rosina Pongratz).

„Eine Gaudi für die Kinder"

Auch Nikola erzählt vom Drogenhandel im Volksgarten, er sei offensichtlich. Eine Gruppe von jungen Dealern sei ab dem späten Vormittag ständig präsent. Das Spektakel, wenn die Polizei mit „Tatütata" oben in den Park einfährt, ist für die Kinder ein tolles Schauspiel. Die Dealer laufen wie die Wiesel davon, schmeißen vorher ihren „Stoff" in die Büsche und sind auf und davon. „Die Kinder lachen darüber und halten es für ein Spiel", sagt Nikola, „es sieht tatsächlich so aus wie ein Katz und Maus Spiel".

Nikola erzählt auch, dass die „Verkäufer" großen Respekt vor der Gruppe der resoluten Mütter haben, zu der auch sie selbst gehört. Sie trauen sich nicht mehr in die Nähe der Kinder, seit sie von der Stärke dieser „Mütterunion" wissen.
Nikola ist sehr selbstbewusst und geht mit „Vielfalt" positiv um. Den Umgang mit Kindern mit anderem kulturellen Hintergrund empfindet sie als Bereicherung für ihre eigenen Kinder.
Sie organisiert sich mit anderen Müttern zu einer „Mütterunion", die als starke Kraft von anderen Gruppen akzeptiert, und wie sie meint, sogar gefürchtet wird. Sie ergreift Initiative wenn es um Sauberkeit und Sicherheit für die Kinder geht. Sie zeigt „Zivilcourage" indem sie den Raum für die Kinder genau abgrenzt ohne aber Andere ausgrenzen zu wollen.
Nikola ist wie Vera ein Beispiel für urbane Stadtbewohnerinnen.

Muhamed wurde 1980 in der Türkei geboren. Er kam im Jahr 2000 nach Graz; seine Frau, Fatma, kam 2005. Ihre drei Kinder sind in Graz geboren, sie sind sieben, sechs und zwei Jahre alt. Er wohnt mit seiner Familie in der Keplerstraße.
Muhamed ist seit zwei Jahren arbeitslos, vorher arbeitete er als Gabelstaplerfahrer. Er sagt, es gebe freundliche Menschen in Graz, alles passe und es gefalle ihm sehr gut. Niemand sage „Ausländer" zu ihm.
Er geht mit seinen Kindern sehr oft in den Volksgarten. An dem Park gefällt ihm nicht, dass Leute immer Drogen verkaufen wollen. Er fand sogar einmal einen Sack mit Drogen vor seinem Wohnhaus in der Keplerstraße. Dealer müssen ihn dort versteckt haben. Muhamed rief die Polizei.

„Viele junge Mädchen"

Auch er erzählt von seinen Erlebnissen im Volksgarten. „Sogar wenn ich mit den Kindern gehe, werde ich angesprochen. Ich will das nicht, es ist so ein schöner Park, aber das mit den Drogen ist schlecht". Er habe beobachtet, wie ganz junge Mädchen – er sagt, sie seien etwa sechzehn Jahre gewesen – Drogen kaufen wollten. Als sie nicht genug Geld hatten, boten sie dem Afrikaner dafür Sex an und er sei einverstanden gewesen. Muhamed war darüber entsetzt.

Muhamed fühlt sich als Zugezogener wohl hier und gesellschaftlich nicht exkludiert. Das einzig Schwierige für ihn ist es, Arbeit zu finden.
Er assoziiert Drogendealer automatisch mit Afrikanern und will sie nicht im Volksgarten haben. Er sieht sich als rechtmäßiger Besucher des Parks, will aber andere nicht dort dulden. Sein Deutsch ist manchmal schwer verständlich, aber er bringt klar seine Meinung zum Ausdruck, dass seine Familie ein Teil der Gesellschaft sei, die Afrikaner aber nicht. Sie sind für ihn ein Problem. Er findet das Verhalten der „Dealer" und Konsument-Innen moralisch verwerflich.

Ella wurde 1940 in Graz geboren. Sie wohnt seit 1961 in der Nähe des Volksgartens.
Früher sei sie MigrantInnen gegenüber positiv eingestellt gewesen, meint sie, betont aber, dass sich das geändert habe, seit „wir keinen Platz mehr im Volksgarten haben." Damals sei sie mit ihrer Wohnsituation auch noch sehr zufrieden gewesen, „bis dann ab den 1990er Jahren so viele Asylanten gekommen sind", sagt sie.
Heute gehe sie nicht mehr gerne in den Park. Die „Ausländerfrauen" würden die schmutzigen Windeln neben die Bänke werfen. Die Familien lagerten dort, mit Sack und Pack, für Einheimische sei kein Platz mehr. Die ArbeiterInnen vom Magistrat hätten „die Ehre", den Dreck weg zu räumen. Zusammenkünfte mit Politikern helfen nicht, sagt sie, es gingen nur alte Leute zu diesen Treffen. Es gäbe ohnehin keine jungen Familien, keine österreichischen, es werde alles nur schlechter. „Junge Leute interessieren sich nicht dafür, in dieses Viertel ziehen, keine jungen österreichischen Leute, nur ausländische", sagt Ella.
Sie beklagt auch, dass ihre Enkelin in eine Privatschule gehen müsse, da an der Keplerschule nur zwei deutschsprechende Kinder in der Klasse seien und die Lehrerinnen sagten, sie könnten zu keinem guten Ziel kommen mit diesen Kindern. Das ganze rundherum sei eine Katastrophe und die Politik trage die Schuld.

„Neger darf man ja nicht sagen"

Vom Fenster ihrer Wohnung in der Keplerstraße aus sieht Ella Afrikaner – „Neger darf man ja nicht sagen", meint sie – mit dem Fahrrad die Keplerstraße auf und ab patrouillieren. Gegen „Monatsersten" oder „Monatsletzten" beobachte sie es besonders häufig: „Briefchen hin, Geld her, ununterbrochen", sagt sie. Viele junge Leute aus Leibnitz und Graz-Umgebung würden hier Drogen kaufen, die KonsumentInnen kämen mit dem Auto, blieben kurz stehen, ein „Neger" warte schon und verständige sich über Telefon mit einem anderen. So gehe der Verkauf „ruck zuck" über die Bühne. Auch vom blühenden Drogenhandel im Volksgarten erzählt sie. Die Polizei habe keine Chance: „Wenn sie mit dem Auto hineinfahren, rennen die Dealer davon." Sie sagt: „Polizeipräsenz ist zwar gegeben, aber das schert die wenig, die fahren mit den Fahrrädern kurz weg und kommen wieder, wenn die Luft rein ist."
Es seien viel mehr zivile Beamte notwendig, um in dieser Situation Abhilfe schaffen zu können, denn „die Leidtragenden sind die Menschen, die in dieser Gegend wohnen."
Ella fühlt sich in ihrem angestammten Lebensraum bedroht. Ihr Feindbild sind Asylsuchende, da es in ihrer unmittelbaren Wohnumgebung drei Heime für junge AsylwerberInnen gibt. Sie verbindet Dreck und Schmutz in den öffentlichen Anlagen mit AusländerInnen. Ella sieht (noch) keine Vorteile oder Bereicherungen durch die Vielfalt. Die „Raumnahme" und die Anwesenheit von „Fremden" werden als Beschneidung der eigenen Möglichkeiten und der eigenen Identität interpretiert. „Leidtragende sind die Menschen die hier wohnen" – damit meint sie die „Alteingesessenen". Die identitäre Trennung zwischen „wir" und „die" scheint stark verankert zu sein. Ella spricht mit einer gewissen Bitterkeit über die Politiker, die ihre Anliegen nicht hören. Sie generalisiert eine schlechte Erfahrung auf alle Ausländerfrauen und deren Familien.
Es gibt keine Toleranz und keine Empathie, die empfundene Trennung zwischen „wir" und „die Anderen" ist zu groß.

Herr K. arbeitet bei der Kriminalpolizei Graz in der Abteilung Suchtgiftprävention. In seinen Tätigkeitsbereich fällt seit 2006 auch der Volksgarten. Die Probleme mit dem Drogenhandel begannen, wie er sagt, bereits 1998, als Afrikaner mit dem Straßenhandel anfingen. Der Zugang

zu Drogen wurde seither immer einfacher, denn alle „Konsumenten" wissen, wo der „Yugopark"[8] sei.
Der Volksgarten sei derzeit einer der „Drogenhotspots", meint Herr K. Das könne sich aber sehr schnell wieder verlagern. So könne der Metahofpark der nächste Raum sein, in den sich der Drogenhandel zurückziehe, denn dieser Park sei kleiner und nicht so leicht einsehbar wie der Volksgarten.
„Wenn ein Platz für den Handel zu sehr überwacht wird, suchen sich die Dealer einen neuen Ort", berichtet der Kriminalbeamte.
„Gelegenheitsdealer" seien meist junge Asylwerber, die sich etwas dazu verdienen wollen. „Arbeiten dürfen sie nicht, so ist ihnen halt fad", erzählt Herr K., „am Vormittag spielen sie im Park Fußball und am Nachmittag beginnt der Handel". Die größeren „Fische", die Großhändler, kämen aus Pakistan und Afghanistan.. Es werde versucht, diese „Drogenringe" zu sprengen. „Die Kleindealer sind nur arme Teufel", meint Herr K. und sagt weiters: „Ich bin schon fast mehr Sozialarbeiter als Polizist, die kennen mich alle und ich kenne sie".
Im Volksgarten sind, so sagt er, seit 2011 Männer aus der Dominikanischen Republik, Afghanistan und Albanien die „Beherrscher" der „Drogenszene". Heute werde Besitz und Konsum von THC (Cannabis) fast wie ein Kavaliersdelikt gehandelt. Die Nachfrage sei sehr groß: „Alle ethnischen Gruppen kaufen und alle wollen verkaufen." Sie alle wollen „Taschengeld". Es gebe richtige Bandenkriege um die Kontrolle des Drogenhandels.
Die Polizei sei quasi machtlos, führt Herr K. weiter aus. Wenn sie einen Dealer schnappten, müssten sie ihn bald wieder laufen lassen, denn meist sei die mitgeführte Menge an Drogen zu gering für eine Anklage. Herr K. meint resigniert: „Es gibt den gesetzlichen Rahmen, da hat die Justiz auch keine Handhabe. Die Dealer sind schlau und stellen sich darauf ein."
Wenn Dealer mit der minimalen Menge von Cannabis erwischt werden, könne man kaum etwas machen. Sie werden zwar auf freiem Fuß angezeigt, dürfen aber nicht festgesetzt werden[9]. Sie bekommen dann eine

8 So wird der Park von vielen Menschen bezeichnet. Oft kennen sie den richtigen Namen, nämlich Volksgarten, überhaupt nicht.

9 Der Konsum ist im Grunde nicht strafbar, weil er grundsätzlich auch ohne Besitz möglich ist. In der Praxis wird jedoch auch der Konsum kriminalisiert, weil er fast immer mit Besitz einhergeht.

Eintragung, die habe jedoch keine wirkliche Auswirkung. Der Nachweis über die „gewinnbringende Weitergabe" müsse von der Staatsanwaltschaft erbracht werden.
Bei Strafverfahren wegen des Erwerbs und Besitzes von geringen Mengen müsse die Staatsanwaltschaft die Anzeige für eine Probezeit von ein bis zwei Jahren „zurücklegen", wodurch Gelegenheitskonsumenten vor übermäßiger Kriminalisierung geschützt werden sollen. Wenn der oder die Angezeigte nur eine geringe Menge Cannabis für den Eigenverbrauch erworben und besessen hat, könne von einer gesundheitsbezogenen Maßnahme abgesehen werden. Bei einem erneuten Suchtgiftvergehen innerhalb der Probezeit werde das Verfahren aber wieder aufgenommen.
Es gibt demnach gesundheitsbezogene Maßnahmen, denen sich KonsumentInnen unterziehen müssen. Bei Cannabis bestehen sie in der Regel aus Beratungsgesprächen und der regelmäßigen Abgabe von Urinproben, dem sogenannten „Pinkeltest" über einen längeren Zeitraum.
Offiziell gelte der Grundsatz: „Therapie statt Strafe", sagt Herr K., aber die Gesetze seien „halbweich" und die KonsumentInnen sorglos. „Es werden immer mehr, die konsumieren, vor allem junge Leute." Die KundInnen kämen aus Feldbach oder Leibnitz. Drogen zu kaufen erscheine ihnen wie ein Kavaliersdelikt.
Die Bevölkerung verlange mehr Polizeipräsenz. Der Volksgarten ist jedoch bereits eines der am besten „bestreiften" Gebiete, durch Polizeistreifen und Kriminalpolizei. Es gibt auch viele Zivilstreifen und geplante, abgesprochene Aktionen der Polizei.
Herr K. betont, dass er die Angst und den Unmut der Bevölkerung verstehe. Wenn jemand die Dealer beobachte und gegen sie aussagen soll, werde das meist aus Angst abgelehnt. „Einmal sah ich, wie die Drogen in einer Blumenkiste eines ahnungslosen Wohnungsbesitzers für den Weiterverkauf deponiert wurden. Manchmal wird die Übergabe mitten am Fußgängerübergang bei der Grünphase durchgeführt", erzählt Herr K.
All das ist der Polizei seit mehr als einem Jahr bekannt, sie könne es aber nicht unterbinden. Herr K. betont: „Der Volksgarten und die Umgebung wird permanent von uns bestreift. Mehr können wir fast nicht tun."

Der Kriminalbeamte Herr K. ist sich der Hoffnungslosigkeit der polizeilichen Maßnahmen in der derzeitigen Gesetzeslage bewusst. Er spielt aber eine ganz bestimmte Rolle in diesem Park.
In ihm trifft sich eine Mischung verschiedener Sichtweisen: als Repräsentant von „oben", als Teil des Ordnungsapparats und als Beobachter und Experte des Raumes. Er bezeichnet die jungen Dealer als „arme Teufel", und weiß um ihre schwierige Lage und die Umstände, die sie dazu verleiten, mit Drogen zu handeln.
Für ihn sind Dealer, obwohl er sich teils als „Sozialarbeiter " sieht, das zentrale Problem. Er zeigt Verständnis für die BürgerInnen, die nach mehr Polizeipräsenz rufen. Die Polizei sieht er auf verlorenem Posten und nicht in der Lage, für „Ordnung und Sicherheit" nach bürgerlichem Begriff zu sorgen.

Der Bezirksvorsteher des Bezirkes Lend, Herr Krainer erzählt, dass im Lend schon im 19. Jahrhundert einen verhältnismäßig hohen Anteil an Zuwanderern gab. Bei der Volkszählung im Jahr 1880 seien 60% der Menschen, die im Lend wohnten, nicht in Graz geboren. Am rechten Murufer waren die Wohnungen gegenüber dem bürgerlichen linken Murufer wesentlich billiger. Den Zuwanderern wurden nur am rechten Murufer Wohnungen zugewiesen. Kinder gingen in Schulen, wo auch andere „Ausländer" waren. Der vermehrte „Ausländeranteil" sei bis heute geblieben, derzeit gebe es nur sehr wenige „einheimische" Kinder, also Kinder mit Deutsch als Erstsprache, in den Schulen im Bezirk Lend, sagt Herr Krainer.
Seinerzeit sei der Volksgarten Treffpunkt für Bewohner aus den Bezirken Gries und Lend gewesen. Es gab Kämpfe unter den Bewohnern, eine richtige „Blutwies'n" sei es gewesen.
Heute werde der Park „Yugopark" genannt und sei hauptsächlich Treffpunkt von Menschen aus Nigeria, Tunesien, Senegal, der Elfenbeinküste, Sierra Leone und Gambia.
Herr Krainer weiß um die Drogenproblematik genau Bescheid und steht in Kontakt mit den Grazer „Bürgern und Bürgerinnen", die ihm oft Untätigkeit vorwerfen, sie sagen es sei eine „Schweinerei", dass so viele Afrikaner hier seien und dadurch der „Drogenhotspot" entstanden sei.

„Das Drogengeschäft geht gut, der Handel wird unbeschwert betrieben", sagt Herr Krainer, „die Polizei ist auf Grund der gesetzlichen Lage ohnmächtig."
Dealer tragen immer nur die erlaubte Menge bei sich, das andere werde in „Depots" wie in Mistkübeln, im Toilettenhäuschen oder in den Büschen gelagert. Eine Gesetzesänderung sei notwendig. Entweder solle es Drogen in Apotheken zu kaufen geben oder die Eigenbedarfsmenge werde drastisch herunter gesetzt, die Händler strafrechtlich verfolgt oder an Ort und Stelle bestraft.
Die Polizei werde auch schon müde: Bei einer Razzia letzte Woche wurden 80 Leute festgenommen, aber alle mussten am nächsten Tag wieder freigelassen werden.
Als Maßnahme war eine Videokamera zur Überwachung geplant, der Antrag wurde jedoch vom Gemeinderat abgelehnt. Stattdessen wird nun versucht, die Versteckmöglichkeiten zu reduzieren. Zwei mal täglich werden die Mistkübel entleert und das Laub zwischen den Büschen wird regelmäßig gekehrt. Es sei schon vorgekommen, dass Hunde das Rauschgift aufstöberten, fraßen und tödlich vergiftet wurden. Auch Kinder könnten das Gift finden, das wäre furchtbar.
Herr Krainer sagt, dass die „Ausländer" unter sich bleiben wollten. „Leute kommen aus verschiedenen Gegenden der Welt zu uns nach Graz, da ist nichts dagegen zu sagen", meint Herr Krainer, „wir" hätten ja auch die Gastarbeiter geholt aus dem ehemaligen Jugoslawien, und nun wollen wir „die" nicht mehr haben? Leider gebe es neben den „Asylanten" viele „Illegale", sie bekämen kein Geld vom Staat, das verleite zum Dealen, bemerkt er.
Herr Krainer will Bürgerplattformen initiieren, das wird von Seiten der Politik gewünscht. Bürger sollen miteinander reden, zu allen möglichen Themen. Begegnungsmöglichkeiten sollen geschaffen werden, wie zum Beispiel gemeinsames Maroni braten.
Der Jazzsommer wurde ins Leben gerufen, und seit 2007 gibt es die „Mur Szene". Der „Lendwirbel" entwickele sich von Jahr zu Jahr besser, es gibt regelmäßig Musikveranstaltungen. Der Volksgarten soll mit einbezogen werden.

Der Bezirksvorsteher legt seine Sicht „von oben" auf seinen Bezirk dar. Es klingt wie eine Rechtfertigung, wenn er sagt, es seien schon immer viele Ausländer im Bezirk gewesen. Eine Rechtfertigung deswegen, weil er von vielen BürgerInnen der Untätigkeit bezüglich des „Ausländerproblems" beschuldigt wird. Er möchte es „friedlich" in seinem Verantwortungsbereich haben und meint, dass „gegen die „Ausländer" nichts zu sagen sei. Er bemüht sich sehr um eine liberale Sichtweise, zeigt sich nicht hetzend und ist glaubhaft um ein harmonisches Miteinander bemüht. Als politischer Repräsentant will er „seinen" Bezirk präsentieren und gleichzeitig sich und seine Politik gut darstellen. Als Politiker sieht er sich mit unterschiedlichen Wünschen konfrontiert, er muss ständig vermitteln. Dennoch spricht er in den Kategorien „wir" (alle ÖsterreicherInnen) und „die" (alle Fremden). Damit wird Fremdheit konstruiert und der Diskurs reproduziert. Die Mittel, die ihm einfallen, um diesen Konflikt zu regeln – es handelt sich um Ordnungs- und Überwachungspolitiken – scheinen nicht angemessen und sind wirkungslos. Das Problem wird an eine höhere Instanz abgeschoben, er verweist auf die derzeitige Gesetzeslage oder auf den ablehnenden Beschluss des Gemeinderates. Dennoch bemüht er sich auch um Vermittlung und Begegnung. Er zeigt Verständnis für schwierige Lage der „Illegalen", wiewohl sein Blickwinkel irgendwie paternalistisch wirkt. Er spricht von „Illegalen" also Menschen, die per se illegal seien und nicht etwa von „illegalisierten Menschen". Er problematisiert die Segregation der AusländerInnen indem er sagt, die wollten unter sich bleiben. Ausländerfeindlichkeit oder Segregation der InländerInnen wird anscheinend nicht so sehr als Problem empfunden.

Eine offene Gesellschaft?

„The cities everyone wants to live in should be clean and safe, possess efficient public services, be supported by a dynamic economy, provide cultural stimulation and also do their best to heal society's divisions of race, class and ethnicity."[10]

10 Richard Sennett: Open City. In: Ricky Burdet, Deyan Sudjic (Hg.): Endless City. Berlin 2007, S. 290–297, hier S. 290.

Diese Wunschvorstellung einer idealen Stadt würden wohl die meisten Menschen bejahen, aber gleichzeitig als Utopie abtun, denn das Denken und Handeln der Menschen ist oftmals kein Gemeinsames, kein Wertschätzendes oder zumindest Tolerierendes. Die Tendenz geht in Richtung Schließung, wenn man den Stimmen, die gehört wurden, Glauben schenken will.

Bei den Interviews sagen viele der Befragten etwas über „Ausländer", beziehungsweise über die jeweils anderen „Communities". Von den „Ansässigen" bekomme ich oft Sätze zu hören wie: „Wir haben keinen Platz mehr im Park, weil ‚die' [Ausländer] alles belagern."

Oder: „Der Park hat uns gehört, er war wie unser Wohnzimmer, jetzt lagern ‚die' [Anderen] drinnen mit Sack und Pack, wir fühlen uns nicht mehr wohl dort."

Alte Menschen berichten: „Für uns alte Leute ist sowieso kein Platz mehr, überhaupt seit ‚die' [Ausländer] sich so ausbreiten."

Eine aufgebrachte ältere Dame sagt: „Die gehören heimgeschickt, dann ist der Park wieder sauber". Das Fremde scheint meistens unerwünscht zu sein.

In den Medien wird über Sicherheitsfragen sehr viel geschrieben. So wurden etwa am 24.5.2013 Grazer Passanten von der „Kleinen Zeitung" gefragt, was sie an Graz ändern würden. Ein 72-jähriger Pensionist antwortete darauf: „Ich würde Graz wieder sicherer machen. Ich kenne Gott sei Dank niemanden, dem hier etwas Schlimmes zugestoßen ist, auch mir nicht, aber man hört und liest ja immer, was alles passiert."[11]

Die von bestimmten politischen Parteien geschürte Angst zeigt sich in den Aussagen der Menschen: „Wir trauen uns nicht mehr durch den Park, wir haben Angst vor denen." „Man hört ja so viel, ich will nicht von so einem überfallen werden."

Berichte in den Medien tragen ebenso zur konstruierten Angst bei, wie auch folgender Ausschnitt aus einem Artikel über den Volksgarten in der Kleinen Zeitung: „Afghanen gegen Tschetschenen und umgekehrt: Unter den Asylwerbern ist ein blutiger Bandenkrieg ausgebrochen. Es geht um die Vorherrschaft im Drogengeschäft und um Rache."[12]

11 Kleine Zeitung: 24.05.2014.

12 Hans Breitegger: Bandenkrieg eskaliert: Messerstecherei auf Straße. In: Kleine Zeitung 7.2.2013.

Aber nicht nur Menschen, die in Österreich geboren sind, wollen „Andere" aus dem Park entfernen. So sagt mir ein türkischstämmiger Mann: „Die Schwarzen sollen eingesperrt werden, sie sind schlecht für unsere Kinder." Die „Aufenthaltsberechtigung" in einem bestimmten Raum wird also im wahrsten Sinne des Wortes erkämpft. Menschen wollen andere ausschließen, es gibt soziale Missachtung und Ausgrenzung. Fremdes wird als Bedrohung empfunden und als Minderes erachtet. Das Denken und Handeln der Menschen im Volksgarten kann als Beispiel für eine allgemeine, gesellschaftliche Haltung gedeutet werden. Durch neoliberale Denkweisen kommt der Ökonomie eine viel zu große Bedeutung zu und anderes kommt zu kurz. Ein Sinn für zwischenmenschliches, konstruktives Verhalten verkümmert. Elisabeth Katschnig-Fasch spricht in diesem Zusammenhang von der Rationalisierung der Gefühlswelten:

> „In der Zeit der Spätmoderne haben Rationalisierungen der Gefühlswelten stark zugenommen und bestimmen die Dynamik der modernen Welt. Soziale Exklusion, Prekariat und Ausgrenzung können als eine Folge dieser bewussten Trennung angesehen werden und stehen symbolisch für Bedürfnisse, Gefühle oder Haltungen ohne Möglichkeit einer identitätsbildenden Raumaneignung."[13]

Viele Menschen wollen Fremdes und Unbekanntes ausgrenzen. Eine Offene Stadt jedoch, und darin stimme ich mit Detlev Ipsen überein, ist als Einheit des Unterschiedlichen auf die Existenz des Fremden und die Überschneidung sozialer Kreise angewiesen, die die Basis für eine moderne, innovative, komplexe, bunte und verlockende Stadt bilden.[14] Entwicklungschancen einer offenen Stadt sind auch makropolitisch bedingt. Die Rahmenbedingungen für eine offene Gesellschaft, wie aufenthaltsrechtliche Bestimmungen und Staatsbürgerschaft, müssen gegeben sein. Die offene Stadt wird von StädterInnen unterschiedlicher Milieus ganz konträr bewertet. Die einen nennen es bunte Vielfalt, die anderen bedrohliches Chaos. Was die einen als Basis der Innovation loben, sehen andere als existentielle Bedrohung.

13 Katschnig-Fasch (wie Anm. 4), S. 129.
14 Vgl.: Ipsen (wie Anm. 3).

Conclusio

Urbanität ist der soziale Raum, der in steter Wechselbeziehung mit seinen Bewohnern und Bewohnerinnen steht. Die Stadt hat sowohl eine kulturelle als auch eine habituelle Auswirkung auf die in ihr lebenden Menschen. Menschen bilden durch das Leben in räumlicher Nähe und innerer Distanz eine spezielle Mentalität aus.[15] Die Diversität, besonders im Bezirk Lend, macht die Lebendigkeit der Stadt Graz aus. Das Zusammenleben verschiedener Bevölkerungsgruppen in direkter Nachbarschaft bringt aber auch Probleme, die es zu lösen gilt, denn „noch sind Städte Nebeneinander und Gegeneinander kultureller Tatsachen und sozialer Unterschiede"[16], sagt Elisabeth Katschnig-Fasch. Die Vielfalt aber bleibt trotzdem eine der Bedingungen für eine offene Stadt.

Menschen im Volksgarten befinden sich in einem ständigen Aushandlungsprozess. Wer wird eingeschlossen, wer ausgeschlossen? Wer darf hinein, wer muss draußen bleiben? Der Raum ist ständiger Veränderung unterworfen. Die Menschen in diesem Raum der ständigen Dynamik leben in einem Spannungsfeld.

Im Volksgarten wie auch in der Stadt ist vieles möglich: Gleichzeitige Ungleichheiten und ungleichzeitige Gleichheiten, das Flüchtige und das Bleibende. Kulturelle Ordnungen und Systeme in einer Stadt sind nicht geschlossen oder abgeschlossen, sie werden von den Menschen immer neu organisiert, immer wieder werden neue Muster hervorgebracht.

In dieser für viele Menschen prekären städtischen Lebenssituation gilt im Besonderen, was Katschnig-Fasch so formuliert: „Mehr denn je bedarf es […] einer Aufmerksamkeit für die Konstituierung der soziokulturellen Bedingungen der Produktion von kulturellen Codes und einer Wahrnehmung, die an den Menschen orientiert ist."[17]

Dichotomien wie Apathie und Euphorie, Öffnung und Schließung, Starrheit und Flexibilität, Tradition und Moderne, Konvention und Innovation, alles bringt die Stadt hervor. Das ist mit Rolf Lindner in Anlehnung an Raymond Williams gesprochen: Kultur als „a whole way of life"[18]. Ich

15 Mitschrift VU Open City, WS 2013/14.
16 Katschnig-Fasch (wie Anm. 4), S. 120.
17 Katschnig-Fasch (wie Anm. 4), S. 120.
18 Rolf Lindner: Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum. In: Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 2, Themen und

stimme mit Gisela Welz überein, wenn sie sagt: „Nur der ständige Wandel macht Kulturen überlebensfähig“[19]. Sie sagt aber auch, dass diese Feststellung eine große Verantwortung für die Gesellschaft in sich birgt, da gleichfalls eine gewisse Kontinuität notwendig ist, um eine Kultur über lange Zeit stabil zu halten.

Der Grazer Bezirk Lend ist im Wandel begriffen. In den Jahren 2006 bis 2012 ist die Bevölkerung im Bezirk Lend um 9,2% gestiegen. Das ist der höchste Prozentsatz im Vergleich zu anderen Grazer Bezirken. Bei der Volkszählung im Jahr 2001 lebten im Bezirk Lend 22.369 Menschen, davon 17.992 in Österreich geborene. Von den nicht in Österreich geborenen kommt der Großteil aus Bosnien-Herzegowina (841 Personen) und der Türkei (508 Personen). Viele kommen auch aus Slowenien, Kroatien, Deutschland oder Rumänien. 18.853 davon sind aber österreichische Staatsbürger.[20]

Die Diskurse um den Volksgarten verweisen auf eine gewisse Rigidität im Hinblick auf Veränderung, so dass der Satz von Rolf Lindner: „Die städtische Lebensform steht für Veränderung, Vergänglichkeit, Ungebundenheit, Toleranz, Vorurteilslosigkeit, Beweglichkeit und bewusste Verfremdung des Herkömmlichen“[21] nur zu einem gewissen Grad auf die Stadt Graz und den Volksgarten anzuwenden ist. Der Anspruch an Menschen, tolerant, vorurteilsfrei und beweglich zu sein, ist sehr hoch gesetzt. Die Aussage von Lindner mag zwar vielleicht idealistisch und visionär klingen, ohne Ideale und Visionen gibt es aber keine Veränderung. Sein Anspruch taugt durchaus als Leitmotiv für eine innovative Stadtpolitik. Denn Politik kann Mut machen für Veränderung, statt Angst zu schüren vor dem Neuen.

Wir Menschen in der Stadt müssen lernen, mit dem „Nebeneinander und Gegeneinander kultureller Tatsachen“[22] umzugehen. Viel hängt von der Haltung und Handlungsweise der Gesellschaft ab, denn: „Ob die

---

Tendenzen. Stuttgart 2011, S. 385–398, hier S. 385.

19 Welz (wie Anm. 2), S. 129.

20 Vgl.: Stadt Graz: Visualisierung der Grazer Bevölkerungsentwicklung. http://data.gv.at/anwendungen/visualisierung-der-grazer-bevolkerungsentwicklung/ (Zugriff: 4.10.2013)

21 Lindner (wie Anm. 18), S. 388.

22 Katschnig-Fasch (wie Anm. 4), S. 120.

befürchtete Krise der Stadt aufzuhalten ist oder nicht, das wird davon abhängen", schreibt Katschnig-Fasch bereits im Jahr 1999, „ob es gelingt, die Räume als Lebensräume, als Identitätsräume anzuerkennen, sie aus der Perspektive der Menschen wahrzunehmen und zu respektieren."[23]

Resümee

Menschen erzählten bei den Interviews über den Volksgarten viel von sich selbst, sie legten ihre Meinungen und Sichtweisen dar. Diese Art der Kommunikation zwischen zwei Menschen ist eine sehr vertrauliche.
Die „Drogendealer" haben mir ihr Vertrauen nicht geschenkt und sich meinen Forschungen entzogen. Sie wollten nicht mit mir sprechen. Ein mir bekannter Sozialarbeiter hat zwar einen Kontakt zu einem Afrikaner hergestellt, der wegen Drogenhandels bekannt war. Es kam aber trotzdem nicht zu dem Interview. Der junge Mann hatte es sich anders überlegt, er sagte den Termin ab. So ist der „Dealer" der große Abwesende in meiner Studie. Nach Rieniets könnte man sagen, er ist „the urban other, the unknown who confronts us with differentness."[24]:
Und gerade weil die „Dealer" uns mit „Andersartigkeit und Verschiedenheit" konfrontieren, reden alle über sie, alle scheinen genau zu wissen, was da passiert. Viele wollen sie dezidiert weg haben. Alle aber sind sich einig, dass es sich hierbei um ein Problem handelt.
Die jungen Männer werden von Rahmenbedingungen in diese Tätigkeit gedrängt, was einigen InterviewpartnerInnen durchaus bewusst ist. Dennoch möchte man sie weg haben.
Im Volkgarten begegnen einander Menschen aus unterschiedlichen kulturellen Feldern. Alle beanspruchen den Raum. Diese Raumfragen sind immer auch Machtfragen. Unterschiedliche AkteurInnen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Lebensrealitäten sind im Konflikt um diesen Raum. Der Volksgarten ist ein physischer Raum, der immer auch ein sozialer Raum (Bourdieu) ist. Menschen aus unterschiedlichen Milieus kämpfen um Einfluss. Sie sehen sich von den jeweils Anderen bed-

23 Ebd: S. 134.
24 Tim Rieniets: The Open City. In: Tim Rieniets, Jennifer Sigler, Kees Christiaanse (Hg.): Open City_Designing Coexistence. Amsterdam 2010, S. 30

roht und versuchen, sich ihr Recht auf diesen Raum durch die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zu erstreiten. Für viele ist dieses Mittel der Einsatz von mehr Polizei oder stärkere Überwachung. Einige setzen darauf Bündnisse mit den „Abgekapselten" zu schmieden oder finden einen humorvoll/kreativen Umgang. Die „Dealer" entwickeln eine Strategie des rechtzeitigen „Davonlaufens", sich bei einer Razzia zu zerstreuen, aber nach dem Verschwinden der „Gefahr" (Polizei) ihren Platz wieder einzunehmen. Polizei und Politik als Repräsentanten der hegemonialen Ordnung kommen mit ihren Strategien allerdings gegen die Taktiken der „Dealer" nicht an.

Für einige AkteurInnen ist die Identifizierung mit dem Raum Volksgarten sehr stark. Die Abweichung von der gewohnten Ordnung wird als Angriff auf die persönliche Identität empfunden. Sie sehen sich als rechtmäßige NutzerInnen dieses Raumes. Die Aufgabe von Legislative und Exekutive sehen sie in der Verteidigung ihrer Raumansprüche. Auf ihre Unfähigkeit, die Raumfragen für sich zu lösen, reagieren sie mit Bitterkeit. Verschiedene Menschengruppen werden dabei ad personam als Problem identifiziert: Asylsuchende, AusländerInnen, Kopftuch tragende Frauen, „Sandler" und Drogendealer. Sie dienen als Projektionsfläche für alles, was sich verschlechtert.

An einem Ort wie dem Volksgarten kann man lernen, mit Fremdheit umzugehen und sie auszuhalten. Eine Konfliktkultur kann hier entstehen, eine Kultur der Verstrickung, der Teilnahme und der Mitverantwortlichkeit, die beispielhaft für die ganze Stadt stehen kann. Eine „Open City", die in Anlehnung an Rieniets als „a condition that enables individuals or communities to develop and to emancipate, not simply in their own advantage, but in appreciation of the city as a whole"[25] gesehen wird.

25 Rieniets (wie Anm. 24), S. 29.

Frauen schaffen Räume. Eine kulturanthropologische „Collage“ zur „offenen Stadt“ im Mehrgenerationenhaus Waltendorf in Graz

Katharina Riegler

„Sich einem Thema in totaler Weise nähern, heißt also versuchen, der Komplexität des Gegenstandes, die sich gerade in der Vielfalt der Bezüge und Verschränkungen artikuliert, annähernd gerecht zu werden.“[1]

Einleitung

Aus kulturanthropologischer Sicht stellt die „offene Stadt“ ein sehr komplexes Thema dar. Wie kann dieser utopische Begriff mit kulturwissenschaftlichen Mitteln gefasst werden? Die vorliegende Arbeit versucht, sich diesem Konzept aus einer Frauenperspektive heraus zu nähern. Diese weibliche Perspektive hat im stadtplanerischen Zusammenhang gerade bei der Frage nach der „offenen Stadt“ eine besondere Aufmerksamkeit

1 Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99/II, 2003, S. 177–188, hier S.187.

verdient, da Frauenanliegen in der Vergangenheit von den Stadtplanern stark vernachlässigt wurden.

Abb.1: Das MGH Waltendorf im ehemaligen Bezirksamt (Foto: Katharina Riegler)

Diese Arbeit kann nicht den gesamten Sachverhalt einer „offenen Stadt" aufzeigen. Sie versucht jedoch, eine Perspektive unter vielen darzustellen. Der Architekt Tim Rienits hat vorgeschlagen, Forschungen zur „offenen Stadt" unter dem Blickwinkel von vier sozialen Räumen – Refuge, Diaspora, Squat und Community – zu untersuchen. Diese Arbeit lässt sich in den sozialen Raum der „Community" – der Nachbarschaft – einreihen, da sie das Zusammenleben von Menschen in der Stadt Graz untersucht und dabei die Frage stellt, wie dieses Nebeneinander in einer „offenen Stadt" funktionieren kann. Die Fragestellungen der Forschung lauteten: (1) Was bedeutet „Offenheit" für die Menschen im Mehrgenerationenhaus (kurz MGH) Waltendorf? (2) Was verstehen sie unter einer „offenen Stadt"? und (3) Wie „offen" sehen sie die Stadt Graz?
Im Forschungsfeld „Mehrgenerationenhaus Waltendorf", das sich selbst als „offenes Begegnungszentrum"[2] bezeichnet, wurden fünf Frauen zu

2 MGH Waltendorf: Mehrgenerationenhaus Waltendorf. Eine Initiative des Schutzvereins Ruckerlberg und Umgebung. In: MGH Waltendorf. Graz 2013, http://www.mgh-waltendorf.at/ (Zugriff: 12.03.2014).

diesem Thema befragt. In Hinblick auf den demographischen Wandel und die Überalterung der Menschen in den Städten erscheint der gewählte Ort als geeignetes Forschungsfeld. Anhand von narrativen Gesprächen und teilnehmender Beobachtung wird dem Begriff der „Offenheit" im Mehrgenerationenhaus Waltendorf nachgegangen. Diese Gedanken aus einer emischen Sicht werden in Zusammenhang mit dem bestehenden Diskurs zu einer „offenen Stadt", also einer etischen Sicht, betrachtet. An dieser Stelle möchte ich mich bei allen Frauen im MGH Waltendorf für ihre Offenheit und ihr Vertrauen bedanken!
Durch die Erörterung der Begriffe „Stadt", „Raum" und „Kultur" wird in Kapitel eins ein erster Zugang zum Thema geschaffen. Im zweiten Kapitel wird das Konzept der „offenen Stadt" genauer erläutert und in den Kontext von Stadtplanung und Stadtgestaltung gestellt. Dabei wird auch die Kritik der feministischen Forschung an Stadtplanungsfragen angeführt. Kapitel drei ist dem Forschungsfeld „MGH Waltendorf" in Graz gewidmet. Darin werden seine Entstehung, AkteurInnen und Zielsetzungen genauer vorgestellt. Im letzten Kapitel werden die Forschungsergebnisse präsentiert und mit einer Schlussfolgerung versehen.

Stadt als Forschungsfeld

Eine kulturwissenschaftliche Forschung zum Thema „offene Stadt" erfordert zunächst einen Zugang zum Begriff der „Stadt". Darum werden in diesem Abschnitt wichtige Begriffe wie Stadt, Raum und Kultur näher erklärt, denn sie stellen ein wichtiges Analysekriterium für die kulturwissenschaftliche Stadtforschung dar.

Stadt

Für die Erforschung einer Stadt erscheint die Definition des deutschen Soziologen und Volkskundlers, Rolf Lindner, sehr hilfreich:

> „Eine Stadt ist kein neutraler, beliebig zu füllender Behälter, sondern ein von Geschichte durchtränkter, kulturell codierter Raum. Als ein solcher ist er nicht nur ein definierter, sondern auch ein definierender Raum, der über Möglich-

keiten und Grenzen dessen mit entscheidet, was in ihm stattfinden oder was in ihn projiziert werden kann."[3]

Auch für Elisabeth Katschnig-Fasch ist die geschichtliche Einbettung der Städte von Bedeutung. Sie sieht Städte als „[…] kulturelle Wirbel im Sog zwischen den Resten der noch traditionellen Vormoderne […] und den rasenden technologisch-wirtschaftlichen Entwicklungen der Spätmoderne […], in denen ein Nebeneinander und Gegeneinander sozialer Unterschiede"[4] stattfindet. Dieser Aspekt der Allgegenwärtigkeit von Geschichte in unseren Städten muss auch in der Stadtforschung berücksichtigt werden, denn sie zieht sich durch den ganzen Stadtraum und lässt sich auch an ihren Gebäuden ablesen. Doch der ethnographische Blick richtet sich nicht nur auf die Stadt als gebauten Raum, sondern vor allem auch auf den „gelebten kulturellen und sozialen Zusammenhang"[5] – auf die „konkreten Lebenswelten der StadtbewohnerInnen"[6]. Als ethnographische Methode der Stadtforschung eignet sich die teilnehmende Beobachtung, mit der die Forschenden gesellschaftliche Prozesse aus der Perspektive der AkteurInnen erfassen können.[7] Dadurch kann Stadt als Ort gesellschaftlicher Entwicklungen wahrgenommen werden. Erst durch die Texte, Bilder und Architekturen einer Stadt wird sie zu einem „Bedeutungsraum" für ihre BewohnerInnen.[8]
Die Stadt ist sehr eng mit dem Begriff des „Raumes" verbunden. Da der Raumbegriff ein wichtiges Analysekriterium für die kulturwissenschaftliche Stadtforschung ist, wird er im nächsten Abschnitt näher erläutert.

Raum

Für die Volkskunde/Europäische Ethnologie ist der „Raum" ein Schlüsselbegriff. Der Alltag, die Stadt und der Staat können mit dem Raumbe-

3 Lindner (wie Anm. 1)., S. 182.
4 Elisabeth Katschnig-Fasch: Wohnen und Wohnkultur im Wandel. In: Waltraud Kokot, Thomas Hengartner, Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung (=Kulturanalysen, 3). Berlin 2000, S. 123–138, hier S. 133.
5 Anja Schwanhäußer: Stadtethnologie. Einblicke in aktuelle Forschungen. In: dérive. Zeitschrift für Stadtforschung 40/41, 2011, S. 106–113, hier S. 106.
6 Ebd., S. 107.
7 Vgl. Ebd., S. 107.
8 Vgl. Rolshoven 2013: VO „Stadt-Raum-Kultur", am 9.10.2013.

griff theoretisch besser gefasst und auf einer Metaebene dargestellt werden.[9] Schon Robert Ezra Park erkannte in den 1920er Jahren dass, „Stadt […] nur in ihren räumlichen Differenzierungen erfahren werden kann“[10]. Demnach wird Stadt zugleich als „Raum“ betrachtet. Raum muss immer auch in Relation zu der Zeit begriffen werden, da sie den Raum erzeugt und selbst aus ihm hervorgeht. Die Stadt kann daher als „historisch entstandener Raum“ begriffen werden. Die Bedeutung des Städtischen wird erst in einem gesellschaftlichen Zusammenhang ersichtlich.[11]

Der Soziologe Henri Lefebvre behauptet, dass „die Gesellschaft ihren Raum produziert“[12]. „Produktion“ ist für Lefebvre immer auch ein „gesellschaftlicher, also kollektiver Prozess.“[13] Der Raumbegriff eignet sich somit auch, um gesellschaftliche Bewegungen zu beschreiben. Nach Lefebvre können Raum- und Gesellschaftstheorie nicht unabhängig voneinander betrachtet werden, da sie sich gegenseitig bestimmen: Jede Raumtheorie stützt sich auf einen bestimmten Entwurf von Gesellschaft und umgekehrt.[14] Für Lefebvre existiert Raum nicht als allgemeine Kategorie. Daher entwickelt er eine Methode, um den Prozess der Raumproduktion zu erfassen.[15]

Ein Ansatz der kulturwissenschaftlichen Stadtforschung geht von einem „triadischen Raummodell“ aus, das von Merleau-Ponty, Lefebvre und Peirce inspiriert ist. Damit können drei verschiedene Ebenen verbunden werden: der physische Raum (das Gebaute), der mentale Raum (das Wahrgenommene/Wissen/Empfinden) und der soziale/erlebte/gelebte Raum (sich bewegen oder verweilen in Räumen).[16]

Auch für die feministische Stadtforschung ist der Raumbegriff von Bedeutung, da sich im Raum Hierarchien zwischen den Geschlechtern

9 Vgl. Christian Schmid: Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Stuttgart 2003, S. 191.

10 Elisabeth Katschnig-Fasch: Städtische Lebensstile. Kulturelle Praxis und Zeichen im gegenwärtigen Wohnen. Graz 1995, S. 95.

11 Vgl. Schmid (wie Anm. 9), S. 30.

12 Ebd., (wie Anm. 9), S. 30.

13 Ebd., (wie Anm. 9), S. 204.

14 Vgl. Ebd., (wie Anm. 9), S. 29.

15 Vgl. Ebd., (wie Anm. 9), S. 204.

16 Vgl. Johanna Rolshoven: Raumkulturforschung – Der phänomenologische Raumbegriff der Volkskunde. In: Petra Ernst (Hg.): Raum: Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften (=Raum, Stadt, Architektur, 1). Baden-Baden 2013, S. 125–140, hier S. 134.

widerspiegeln. Raum wird in der feministischen Forschung als soziales Phänomen betrachtet. Sie untersucht die Zusammenhänge zwischen Raumstrukturen und Geschlechterverhältnissen sowie kulturelle Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit für die Entstehungsprozesse des Raumes.[17] Seit dem Ende der 1970er Jahre weisen feministische Geistes-, Sozial- und Planungswissenschaftlerinnen darauf hin, dass Raum eine ungleich verteilte Ressource ist und dass dieser maßgeblich durch die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit bzw. öffentlichen von privaten Räumen geprägt wurde.[18] Dieses dualistische Konzept von Raum entwickelte sich in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts und setzte damit Ein- und Ausschlussprozesse entlang der Klassen- und Geschlechtergrenzen in Gang.[19] Die feministische Forschung kritisiert diese Ideologie und dessen Manifestation in entsprechenden Räumen.[20] Sie versucht diese Raumzuschreibungen zu dechiffrieren und neue Strategien für eine gendersensible Stadt-Raumplanung zu entwickeln. Denn aufgrund der Zweiteilung der Räume finden sich Frauen aus dem Stadtbild weitgehend ausgeschlossen. Frauen bewegen sich in symbolischen Rollen an den „Rändern der Macht". Wenn sie als Person in der Stadtgeschichte vorkommen, dann identifizieren sie sich auch mit der Stadt, in der sie leben. Stadtraum wird zu ihrem Identifikationsraum. Das Anliegen der gendersensiblen Stadtforschung ist es daher, Frauen in das Stadtbild und damit in die Stadtgeschichte einzuschreiben.[21]

Eine zentrale Frage von Ruth Becker lautet: „Welche Strategien wenden Frauen an, um sich Räume anzueignen, die ihnen durch starke Normen mehr oder weniger verschlossen werden?"[22] Auch Fragen nach dem strukturierenden Einfluss dieser sozialen Räume auf das Leben von Frauen und

17 Vgl. Ruth Becker: Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3. erw. Auflage). Wiesbaden 2010, S. 806–817, hier S. 806.

18 Vgl. Gabriele Köhler: Städtische Öffentlichkeit und Stadtkultur. In: Kerstin Dörhöfer (Hg.): Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen feministische Planungsansätze. (=Forum Frauenforschung, 4). Freiburg i. Br. 1990, S. 67–80.

19 Vgl. Claudia Wucherpfennig: Geschlechterkonstruktionen und öffentlicher Raum. In: Sybille Bauriedl, Michaela Schier, Anke Strüver (Hg.): Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn (= Forum Frauen- und Geschlechterforschung, 27). Münster 2010, S. 48–74, hier S. 48.

20 Vgl. Ebd., S. 49.

21 Vgl. Rolshoven 2013, in: VO „Stadt-Raum-Kultur", am 18.12.2013.

22 Becker (wie Anm. 17), S. 811.

„wie es für Frauen selbst möglich ist, diese Räume zu erobern und neu zu strukturieren, so dass sie Räume gemeinsamer Erfahrung werden", sind für Marianne Rodenstein von Bedeutung.[23]
Johanna Rolshoven sieht das Potenzial des Raumbegriffs in der Möglichkeit, „Nebeneinander, Ineinander und Gleichzeitigkeit individuellen Handelns als Teil sozialer Prozesse und somit Teil der Konstitution von Kultur abzubilden"[24]. Mit dem Kulturbegriff fällt an dieser Stelle ein weiterer Schlüsselbegriff der Europäischen Ethnologie; auch er soll im Folgenden genauer erläutert werden, da mit ihm der Blick auf die Menschen im Stadtraum gerichtet wird.

Kultur

Ingo Mörth und Wilhelm Rausch sehen „Kultur im Lebensraum Stadt als tragendes Element einer menschlicheren Stadt […]."[25] Doch welche Kultur ist es, die sich in den Städten entfalten soll? Oft wird bei dieser Frage der enge Kulturbegriff der „Hochkultur" gewählt, bei der es um bloße Repräsentation geht. Dieser Begriff engt Kultur jedoch zu stark ein und beschränkt sie nur auf das „Wahre, Gute und Schöne"[26]. In einer Stadt sollte sie hingegen, in einem weiter gefassten Sinne, als subjektive Lebensgestaltung verstanden werden. Thomas Hengartner fasst diese Stadt-Raum-Mensch-Beziehung folgendermaßen zusammen:

> „Diese Verortung des Menschen in der Stadt, sein Bezug zum Raumgebilde, seine Benutzung wie seine Wahrnehmung städtischer Räume stellen ein zentrales Element für die volkskundliche Auseinandersetzung (nicht nur) mit dem und im Urbanen dar. Räume des Städtischen – als Kultur- und Wohn-, Aufenthalts-, Verweil- und Transiträume, als soziokulturelle und mentale (Bezugs-)

23 Marianne Rodenstein: Feministische Stadt- und Regionalforschung – Ein Überblick über Stand, aktuelle Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten. In: Kerstin Dörhöfer (wie Anm. 19), S. 199–228, hier S. 205.
24 Rolshoven (wie Anm. 16), S. 140.
25 Ingo Mörth, Wilhelm Rausch (Hg.): Kultur im Lebensraum Stadt. Theoretische und empirische Perspektiven am Beispiel Linz/D (= Sozialwissenschaftliche Materialien, 8). Linz 1986, S. 4.
26 Ebd.

> Felder – stellen Größen dar, die einen wesentlichen Bestandteil der sozialen Existenz bilden, das Verhältnis des Einzelnen zur Welt erfahrbar machen."[27]

Menschen eignen sich demnach ihren Stadtraum an und versuchen, sich in ihm zu verorten. Aus Stadtvierteln können dadurch kleine Räume innerhalb der Stadt entstehen, die von den darin lebenden Menschen geprägt sind. Aber auch die Menschen werden von diesen Räumen geprägt; sie entwickeln eine eigene Identität.
Elisabeth Katschnig-Fasch kritisiert die Oberflächlichkeit, mit der Städte betrachtet und beurteilt werden. Unser Handeln und Planen in den Städten sieht sie als Folge dieser oberflächlichen Betrachtung. Sie fordert, „die Aufmerksamkeit auf soziokulturelle Bedingungen der Produktion von kulturellen Codes zu legen und eine Wahrnehmung, die an den Menschen orientiert ist" einzuüben.[28] In einem „Nebeneinander und Gegeneinander kultureller Tatsachen und sozialer Unterschiede" [29] sieht sie das große Potenzial der Städte und ihrer Kultur.
Die Frage, der ich im folgendem aus einer „interdisziplinären Perspektive"[30] nachgehen werde, lautet: Wie „offen" soll eine Stadt sein?

Die „offene Stadt"

> „Gegenwärtig machen wir unsere Städte zu geschlossenen Systemen. Um sie zu verbessern, sollten wir sie zu offenen Systemen machen."[31]

Die Idee der „offenen Stadt" entstammt einem interdisziplinären Ansatz, der von dem amerikanischen Raumplaner John Friedmann, dem deutschen Soziologen Detlev Ipsen, und dem Architekten Tim Rienits

27 Thomas Hengartner: Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen. (=Lebensformen, 11). Berlin, Hamburg 1999, S. 329.
28 Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm; Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120–139, hier S. 120.
29 Ebd.
30 Anatoli Rakhkochkine: Das pädagogische Konzept der Offenheit in internationaler Perspektive. Münster, [u.a.] 2003, S. 62.
31 Richard Sennett: Open City. Festrede anlässlich der Eröffnung des Präsentationsjahres der Internationalen Bauausstellung Hamburg am 23. März 2013 im Bürgerhaus Wilhelmsburg. S. 1–4, hier S. 1, In: http://www.iba-hamburg.de/fileadmin/Die_IBA-Story/IBAmeetsIBA-Vortrag_Sennett_IBAmeetsIBA.pdf, (Zugriff: 12.03.2014).

verfolgt wird. Auch der Volkskundler Wolfgang Kaschuba sieht in dem Konzept der „offenen Stadt" ein zukunftsweisendes Modell, um eine gastfreundlichere Stadt zu entwerfen.[32]

Ursprünglich kommt der Begriff der „offenen Stadt" aus dem Bereich der Kriegsführung und bezeichnet eine zerstörungsfreie Eroberung einer Stadt.[33] Die Stadtplanung hat dieses Wort aufgegriffen und als Chance gesehen, die komplexen Probleme der (spät)modernen westlichen Gesellschaft zu thematisieren.[34]

John Friedman schreibt, dass sich seit 9/11, nicht nur in New York, sondern in Städten auf der ganzen Welt, eine Abschottungs- und Sicherheitspolitik ausbreitet. Er plädiert dafür, diesem „Gefängnis aus Ängsten" in unseren Städten die Idee einer „offenen Stadt" gegenüberzustellen.[35]

> „Dieser verständlichen Neigung, sich hinter Mauern zu verschanzen und die Zugbrücke hinter sich hochzuziehen, möchte ich etwas entgegensetzen: die herausfordernde Idee der Offenen Stadt; einer Stadt, die sich dem Leben öffnet, die Menschen auch dann willkommen heißt, wenn sie nicht so sind wie wir, die unsere gemeinsame Menschlichkeit anerkennt und alle Vorzüge eines Lebens in städtischer Vielfalt bietet. Ich möchte dazu beitragen, dass wir die Angst überwinden, die uns derzeit lähmt."[36]

Friedman zufolge zeichnet sich das Bild einer „offenen Stadt" durch Gastfreundlichkeit und die Aufnahmebereitschaft von Fremden aus. Wichtige Bestandteile der „offenen Stadt" sind nach Friedman auch: „die Verringerung des ökologischen Fußabdrucks der Städte, die Formulierung einer Charta der Stadtbürgerschaft, die Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse und der Entwurf neuer städtischer und regulärer Verwaltungs- und Steuerungsformen"[37]. Er bezieht sich mit dem Konzept auf die re-

32 Vgl. Friedmann (wie Anm. 35), Ipsen (wie Anm. 39), Rieniets (wie Anm. 43), Kaschuba (wie Anm. 159).
33 Vgl. Ernst Schmitz: Die „offene Stadt" im geltenden Kriegsrecht. In: Deutsches Recht (Ausg. A) 51/51, www.zaoerv.de/10_1940 (Zugriff: 12.03.2014).
34 Vgl. Rakhkochkine (wie Anm. 30), S. 62.
35 Vgl. John Friedmann: Stadt in Angst oder offene Stadt? In: Deutsches Institut für Urbanistik, 2002, S. 280–295, hier S. 282, edoc.difu.de/edoc.php?id=012AVITE (Zugriff: 12.03.2014).
36 Ebd., S. 282.
37 Ebd., S. 283.

gionale und kommunale Ebene im Fokus der Stadtplanung. Damit das Konzept als Grundlage für die Planung einer „offenen Stadt" präzisiert werden kann, ruft Friedman dazu auf, „gesellschaftliche Experimente durchzuführen".[38]
Detlev Ipsens Idealvorstellung einer „offenen Stadt" lautet folgendermaßen:

> „Wenn wir von einer offenen Stadt sprechen, so ist präziser ein Kontinuum angesprochen, dessen einer Pol die Abschließung der Stadt gegen alles Neue und Fremde ist, und auf dessen anderem Pol die Stadt steht, die neue Ideen, Menschen und Güter ohne Behinderung aufnimmt. Beide Pole sind idealtypische Konstruktionen, die empirisch realen Fälle liegen zwischen den Eckpunkten der gedachten Skala. Der Grad der Offenheit bezieht sich auf Personen, Dinge und Ideen, die „neu" sind, unabhängig davon, ob das Neue von außen kommt oder innerhalb der Stadt generiert wird."[39]

Bei dem Konzept der „offenen Stadt" müssen demnach immer zwei Seiten berücksichtigt werden: In einem Öffnungsmoment ist immer auch ein Schließungsmoment enthalten. Diese Ein- und Ausschlussmechanismen versucht die kulturwissenschaftliche Stadtforschung zu entziffern. Die Entwicklung einer „offenen Stadt" wird, laut Ipsen, nicht durch die Stadtentwicklung und die Kultur einer Stadt, sondern von der Makropolitik bestimmt.[40] Nach Ipsens Hypothese stehen der dominanten Kultur einer Stadt immer mehrere Partikularkulturen gegenüber.[41] Ipsen sieht als Merkmal einer „offenen Stadt" die Entstehung einer „Metakultur", die alle Partikularkulturen und die dominante Kultur erschließt und etwas kulturell Neues bildet. Die Metakultur bildet mit den anderen Kulturen ein Spannungsfeld, in dem sich die Kulturtypen gegenseitig beeinflussen.[42]

38 Ebd., 290.
39 Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt- eine theoretische Skizze. In: SaferCity 1999, S. 2, http://www.safercity.de/1999/skizze.html (Zugriff: 12.03.2014).
40 Vgl. Ebd., S. 1.
41 Vgl. Ebd., S. 3.
42 Vgl. Ebd., S. 4.

Für den Architekten Tim Rienits stellt der Begriff „offene Stadt“ eine Ansammlung von Ideen dar, die so unterschiedlich wie die Städte selbst sind. All diese Ideen zur „offenen Stadt“ verbindet die Tatsache, dass es sich hierbei um einen wünschenswerten Zustand handelt.[43]
Anatoli Rakhkochkine fasst das Konzept der “offenen Stadt” aus einer pädagogischen Sicht zusammen:

> „Moderne Großstädte stehen heute vor vielen Problemen, deren Lösung nur durch eine komplexe Stadtentwicklung möglich ist. Man denke dabei an die zunehmende Armut und soziale Ungleichheit, Stadtflucht, Suburbanisierung und Verfall der Innenstädte, ethnische Segregation und Gewalt gegen Ausländer. Hinzu kommt die Konkurrenz der Städte untereinander um Investoren und Beibehaltung der Industriestandorte, die sich unter Umständen – zum Beispiel bei Einsparungen – negativ auf die Lebensqualität auswirken kann. Eine Möglichkeit für die Lösung dieses Problems ist die Gestaltung einer offenen und menschenfreundlichen Stadt, deren Entwicklung auf eine breite Übereinstimmung und hohe Integration hin angelegt ist und in der ein hohes Innovationspotential enthalten ist.“[44]

Als positive Entwicklung in unseren Städten sieht Christoph Laimer: „Es ist ermutigend zu sehen, dass sich in vielen Städten immer mehr Menschen nicht mehr damit abfinden wollen, in Sachen Stadtplanung, -entwicklung und -politik regelmäßig vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden.“[45] Diese Einmischung in Stadtplanungsfragen ist für das Konzept einer „offenen Stadt“ ein wichtiger Aspekt in Hinblick auf die Partizipation von BürgerInnen.

Einmischung in städtische Planungsfragen

Einen Wendepunkt in der Stadtplanung und dem allgemeinen Umbau der Städte brachte Jane Jacobs Buch *The Death and Life of Great American Cities* (1961). Sie kritisiert darin den von Großsiedlungen, Bürotürmen

43 Vgl. Tim Rieniets, Jennifer Sigler, Kees Christiaanse (Hg.): Open City_Designing Coexistence. Amsterdam 2010, S. 27–34, hier S. 29.
44 Rakhkochkine (wie Anm. 30), S. 63.
45 Christoph Laimer: Stadt selber machen. In: dérive. Zeitschrift für Stadtforschung 49, 2012, S. 4–8, hier S. 6.

und Schnellstraßen geprägten Städtebau der Moderne und beginnt damit, sich in städtische Planungsfragen einzumischen. Ihre Kritik richtet sich direkt an die Städte, die ihren städtischen Charakter, nämlich ihre Offenheit verlören. Eine „offene Stadt" ist, nach Jacobs, offen für „Komplexität", „Diversität" und „Dissonanz". Städte waren für Jacobs „Laboratorien, voll von Experimenten und Irrtümern, Fehlschlägen und Erfolgen […], in denen die Stadtplanung hätte lernen und ihre Theorien bilden und ausprobieren sollen"[46]. Sie leitete damit einen Paradigmenwechsel im planerischen Denken und Handeln in den 1970er und 1980er Jahren ein. Ihre Streitschrift hat aufgrund ihrer Ideen und empirischen Erkenntnisse auch die kulturwissenschaftliche Forschung beeinflusst.[47] In Jacobs Begriffen der „Komplexität", „Diversität" und „Dissonanz" sind bereits kulturwissenschaftliche Ideen enthalten und in ihrem Buch finden sich viele Parallelen zu ethnographischen Forschungsmethoden. Parallel zu Jacobs Buch erschien Henri Lefebvres Werk *Le droit à la ville* (1968), in dem er von einem „Recht auf Stadt" spricht. Er plädiert für eine „kollektive (Wieder-) Aneignung des städtischen Raumes durch seine BewohnerInnen ebenso wie die selbstbestimmte Gestaltung des Lebensumfeldes in einer Stadt für alle"[48]. Ab den 1960/70er Jahren entstanden aufgrund der gesellschaftspolitischen Veränderungen neue soziale Bewegungen (z.B.: Feminismus, Ökologie, Frieden), die sich für mehr Gestaltungsfreiheit und Mitsprache in der Stadtplanung und im persönlichen Lebensraum in den Städten einsetzten.[49] Jacobs und Lefebvres Werke als damals zeitgenössische Reflexion erscheinen heute mehr denn je aktuell und stellen somit für die kulturwissenschaftliche Forschung wichtige Quellen dar.
Hannes Swoboda fordert mehr Beteiligung von BürgerInnen bei städtischen Planungsprozessen, wodurch die Planung dann zu den BürgerInnen kommen kann, wie es bereits bei Flächenwidmungsänderungen stattfindet. Eine partizipatorische Stadtplanung sollte „die Bedürfnisse

46 Jane Jacobs: The Death and Life of Great American Cities. The Failure of Town Planning. London 1961, S.16.
47 Vgl. Johannes Novy: Jane Jacobs: The Death and Life of Great American Cities. In: Claus Leggewie (Hg.): Schlüsselwerke der Kulturwissenschaften (=Edition Kulturwissenschaft, 7). Bielefeld 2012, S. 296–298, hier S. 297.
48 Laimer (wie Anm. 45), S. 4.
49 Vgl. Ebd., S. 4.

der BürgerInnen noch stärker berücksichtigen“[50]. Wenn von der Planung einer „offenen Stadt“ die Rede ist, sollten die Interessen aller BürgerInnen, auch die der Frauen, wahrgenommen werden. Dabei hilft der kritische Blick der feministischen Stadtplanung.

Feministische Kritik zur Stadtraumplanung

„Planer und Architekten werden heute für den Zustand unserer Städte verantwortlich gemacht.“[51], stellt die feministische Forscherin Marianne Rodenstein fest. Die Kritik der feministischen Stadtplanung richtet sich in erster Linie gegen die von Le Corbusier verfasste „Charta von Athen“ aus dem Jahre 1931, die einen großen Einfluss auf die Stadtentwicklung der Nachkriegszeit ausübte. Dabei wurden die Bereiche „Wohnen“, „Arbeiten“, „Erholung“, und „Verkehr“ getrennt, um gegenseitige Störungen zu vermeiden.[52] Besonders kritisiert wird, dass seit Le Corbussier die Städte vor allem von Männern geplant werden. Christine Schirmer stellt dazu treffend fest: „Die Geschichte der Architektur wie der Stadtplanung ist eine Geschichte der Männer. Was in vielen Bereichen geradezu widersinnig ist: oft und oft sind es ja die Frauen, die in den von Männern entworfenen und gebauten Häusern den ganzen Tag verbringen müssen.“[53] Daher fordern feministische Stadtplanerinnen – so auch Schirmer – heute ein vermehrtes „Gender-Mainstreaming im Städtebau“[54].

> „Denn es sind – leider noch immer - zumeist die Frauen, die mit ihren Kindern durch den von Männern geplanten Park gehen. […] Gerade deshalb ist eine weit stärkere Mitsprache von Frauen in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, vor allem aber bei Planungs- und Bauangelegenheiten, dringend erforderlich.“[55]

---

50 Hannes Swoboda: Muß man(n) für Frauen anders planen? In: Eva Kail, Jutta Kleedorfer (Hg.): Wem gehört der öffentliche Raum? Frauenalltag in der Stadt. Wien 1991, S. 13–16, hier S. 14.

51 Rodenstein (wie Anm. 23), S. 107.

52 Vgl. Becker (wie Anm. 17), S. 808.

53 Christine Schirmer: Durchbrechen wir das männliche Maß. In: Eva Kail, Jutta Kleedorfer (Hg.): Wem gehört der öffentliche Raum? Frauenalltag in der Stadt. Wien 1991, S. 9–12, hier S. 9.

54 Becker (wie Anm. 17), S. 815.

55 Schirmer (wie Anm. 53), S. 10.

Eva Kail skizziert in einer Forschung über Wien die Ratlosigkeit der Stadtplaner. Sie sieht ihre Ursache im „Nicht-hinschauen-Können, nicht zu wissen, was das kleine Leben vor Ort ausmacht, was für den Alltag im Wohngebiet konstituierend ist“[56]. Elisabeth Katschnig-Fasch fordert Politiker, Planer und Verwalter zur Verantwortung auf. Sie benötigen „eine besondere Wahrnehmung; v.a. eine des Respekts und der Anerkennung der einfachen Alltäglichkeit als jeweilige Besonderheit“[57]. An dieser Stelle kann die kulturwissenschaftliche Stadtforschung einen großen Beitrag leisten, da sie das Hinschauen auf den Alltag der Menschen in den Städten beherrscht und in seiner Komplexität zu fassen vermag.
Die Einmischung der lokalen Bevölkerung in Stadtplanungsfragen und die Berücksichtigung frauenspezifischer Stadtplanung sollte in der Konzeption einer „offenen Stadt“ mitgedacht werden. Auch in Graz mischen sich immer mehr Menschen in die Stadtangelegenheiten ein. So kämpft z.B. der Schutzverein Ruckerlberg und Umgebung für eine nachhaltige Stadtpolitik und vermehrte BürgerInnenbeteiligung in Graz. Als eine unter vielen erfolgreichen Projekten dieser BürgerInneninitiative gilt das Mehrgenerationenhaus (MGH) Waltendorf, dessen Entstehungsgeschichte im nächsten Kapitel ausgeführt wird.

Das Mehrgenerationenhaus Waltendorf

> „Das MGH […] ist ein Haus, wo alt und jung zusammenkommen sollen, voneinander profitieren können, aber sich auch aneinander reiben können, wo Entwicklung zustande kommt, wo alle möglichen Projekte passieren können. Das ist ein Raum, der für die Leute der Umgebung, die hier ansässig sind, da ist; aber auch für Leute von weiter her, wo Leute etwas tun können, selbst etwas initiieren können.“[58]

Bevor das MGH Waltendorf genauer vorgestellt wird, soll die Entstehung von Mehrgenerationenhäusern nachgezeichnet werden.

56 Eva Kail: Ist der Zeitgeist männlich? In: Eva Kail, Jutta Kleedorfer (Hg.): Wem gehört der öffentliche Raum? Frauenalltag in der Stadt. Wien 1991, S. 177–181, hier S. 178.
57 Katschnig-Fasch (wie Anm. 28), S. 136.
58 IP 3, Transkription des Interviews vom 1.10.2013 , S. 14.

Was sind Mehrgenerationenhäuser?

Mehrgenerationenhäuser sind Häuser oder Gebäude, die als generationenübergreifende Wohnform („Mehrgenerationen-Wohnen“) oder als „offene Treffs“ existieren.[59] Sie wollen allen Menschen in ihrer Umgebung – unabhängig von Alter oder Herkunft – offen stehen und versuchen, sich auf die gesellschaftlichen Veränderungen der heutigen Zeit einzustellen. Das Zusammenleben der traditionellen Großfamilie mit vielen Verwandten unter einem Dach existiert in dieser Form in Österreich kaum mehr. Heute versuchen die meisten Eltern, nach der Geburt ihres Kindes schnell wieder zurück in ihr Arbeitsleben zu kommen. Problematisch sind dabei die fehlenden Angebote für die Kinderbetreuung oder die Altenpflege.[60] Mehrgenerationenhäuser – in der Form des „offenen Treffs“ – versuchen, an diesen Herausforderungen anzusetzen. „Ihre Angebote sollen unterstützend helfen, Familie und Beruf besser zu vereinbaren, aber auch haushaltsnahe Dienstleistungen zu entwickeln oder zu vermitteln“[61], erklärt das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend bezüglich der Zielsetzung der Häuser.

Vorbild Deutschland

In Deutschland sind Mehrgenerationenhäuser bereits ein eigenständiger Begriff geworden. Seit den 1990er Jahren werden hier immer mehr Engagement fördernde Einrichtungen wie Freiwilligenagenturen, Mehrgenerationenhäuser, Seniorenbüros und Bürgerstiftungen gegründet.[62] Heute gibt es in Deutschland rund 450 Mehrgenerationenhäuser, in denen sich Menschen jeden Alters mit unterschiedlicher Herkunft oder kulturellem Hintergrund aktiv einbringen. Seit 2008 werden Mehrgenerationenhäuser in einem Aktionsprogramm vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds (ESF)

Vgl. Karin Steffen: Ein Mehrgenerationenhaus- Was ist das eigentlich? In: Thomas Fiebich, Elmar Ladstädter: Mehr Zeit für Graz. Bericht vom 26. Forum am 5. Oktober 2011, http://www.mehrzeitfuergraz.at/mitmachen/forum?start=15 (Zugriff: 12.03.2014).

60 Vgl. Christian Heinrich: Mehrgenerationenhäuser. Im öffentlichen Wohnzimmer. In: Die Zeit 48, 2009, http://www.zeit.de/2009/48/PS-Mehrgenerationenhaus/komplettansicht (Zugriff: 12.03.2014).

61 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser. Berlin 2011, S. 1–63, S. 8.

62 Vgl. André Christian Wolf, Annette Zimmer: Lokale Engagementförderung: Kritik und Perspektiven. Wiesbaden 2012, S. 41f.

gefördert.[63] „Jedes der 450 Häuser im Aktionsprogramm erhält über einen Zeitraum von drei Jahren (2012-2014) einen jährlichen Zuschuss in Höhe von 40.000 Euro."[64]
Diese Engagement fördernden Einrichtungen sind eng mit ehrenamtlicher Arbeit verbunden. Mehrgenerationenhäuser beziehen neben hauptamtlichen MitarbeiterInnen rund zwei Drittel freiwillige HelferInnen aller Generationen in ihre Arbeit ein. Vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend werden sie „als treibende Kraft des bürgerschaftlichen Engagements"[65] bezeichnet.

> „Anpacken, wo Hilfe gebraucht wird, für andere Menschen da sein: Ob als Leihgroßeltern, Hausaufgaben- oder Computerhilfe – freiwillig Engagierte leisten in den Mehrgenerationenhäusern bundesweit einen wichtigen Beitrag für ein aktives Miteinander der Generationen. Ohne sie könnten viele Angebote in den Häusern gar nicht erbracht werden. Sie sind es, die gemeinsam und auf Augenhöhe mit den Hauptamtlichen das Leben in den Häusern gestalten und damit zum Erfolg des Aktionsprogramms Mehrgenerationenhäuser beitragen."[66]

Während es von der deutschen Bundesregierung ein eigenes Förderprogramm für Mehrgenerationenhäuser gibt, wodurch diese fester Bestandteil der städtischen Lebenskultur wurden, zeigt die österreichische Politik an solchen Projekten noch zu wenig Interesse. Die Idee an sich habe sich noch nicht in den Köpfen der StadtbewohnerInnen festgesetzt, meint auch die Leiterin des MGH Waltendorf: „Da einfach hereinzukommen, das ist noch eine Hemmschwelle, das versteht keiner, dass ich da einfach reingehen kann, a Buch lesen kann [...]"[67]. Betrachten wir die Entwicklung

63 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (wie Anm. 61), S. 11.
64 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Was ist das Aktionsprogramm? (2013b), In: http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/web/guest/was-ist-das-aktionsprogramm (Zugriff: 12.03.2014).
65 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (wie Anm. 61), S. 8.
66 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Was ist ein Mehrgenerationenhaus? (2013c), In: http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/921 (Zugriff: 12.03.2014).
67 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9. 2013, S. 8.

des Mehrgenerationenhauses in Waltendorf nun etwas genauer: Wie sieht dieser Austausch – das Leben im MGH Waltendorf – ganz konkret aus?

Geschichte des Mehrgenerationenhauses Waltendorf

Das MGH Waltendorf in Graz – ein „Spiel- und Begegnungsraum für Jung und Alt“[68], wie es sich bezeichnet – ist das erste Mehrgenerationenhaus in Österreich.[69] Es wurde als „Initiative des „Schutzvereins Ruckerlberg und Umgebung“[70] gegründet und befindet sich im ehemaligen Bezirksamt von Waltendorf, in der Schulgasse 22 in Graz.

Abb.2: MGH Waltendorf, Vorderseite (Foto: Katharina Riegler)

> „Das Haus stand im Dienst der Öffentlichkeit und diente vor der Eingemeindung von Waltendorf nach Graz als Amt für die selbstständige Marktgemeinde Waltendorf. Als Bezirksamt war es auch ein Ort, wo man nicht nur Amtswege erledigen konnte, sondern an dem man auch jederzeit ein offenes Ohr für seine Nöte und ein hilfsbereites Entgegenkommen seitens der Beamten vorfand.“[71]

68 MGH Waltendorf (wie Anm. 2).
69 Vgl. Ebd.
70 Ebd.
71 Vgl. Schutzverein Ruckerlberg und Umgebung: Das Bezirksamt ist geschlossen. Graz 2013a, In: www.ruckerlberg.at/das-bezirksamt-ist-geschlossen.html (Zugriff: 12.03.2014).

Nach der Schließung des Bezirksamts von Waltendorf im Jahr 2010 setzte sich der Schutzverein Ruckerlberg und Umgebung für die Erhaltung des Gebäudes ein. Die Obfrau des Schutzvereins und Leiterin des MGH Waltendorf erläutert: „In erster Linie ist es darum gegangen, dieses Haus zu retten. Das letzte Stückerl von Alt-Waltendorf, da haben wir im Vorstand überlegt, was machen wir, dass nicht gleich der Bagger kommt."[72] Die Stadt Graz hat sich der Idee der BürgerInneninitiative ein „Mehrgenerationenhaus" im ehemaligen Bezirksamt entstehen zu lassen angenommen, „damit das schützenswerte Haus damit für die Öffentlichkeit nutzbar bleibt"[73].

Der Schutzverein Ruckerlberg und Umgebung wurde 1968 gegründet, besteht seit über vierzig Jahren und zählt zu den ältesten BürgerInneninitiativen von Graz. Er wurde „zum Schutz des genannten Gebietes vor unzulässiger, die Wohnbevölkerung schädigender oder dem Gebietscharakter nicht entsprechender Bebauung, wie Hochhäuser, Tankstellen, lärm- und geruchsbelästigende Gewerbebetriebe, gebildet."[74] Er setzt sich für Dinge wie „die Erhaltung der Wohn- und Lebensqualität, den Grüngürtelschutz und für die Verkehrsberuhigung in Graz im Bezirk Waltendorf ein. Der Schutzverein ist davon überzeugt, dass die Stadt Graz nur durch eine bürgernahe Planung eine liebenswerte Stadt bleiben wird."[75] Die engagierten BewohnerInnen in Waltendorf nutzten die Jahre des Leerstands, um gemeinsam Ideen zu sammeln, damit das Haus wieder genützt werden kann: „Der Gedanke war nah, dass es allen offen stehen muss. Man hat dann überlegt, gegoogelt, und in Deutschland gesehen, dass es dort schon um die 450 Häuser gibt, in Österreich noch gar nicht"[76], meint IP 2. Sie beschreibt das MGH Waltendorf folgendermaßen:

> „Unser Haus ist eine offene Gesellschaft, es wird sich nie ein enger Kreis bilden, es ist ein Kommen und Gehen. Die Grundidee dahinter ist, dass man sich als Nachbarn wieder näher kommt. Heute ist's so, dass man sich ja eigentlich

72 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 7.
73 Schutzverein Ruckerlberg und Umgebung: Vorwort. Graz 2013b, In: www.ruckerlberg.at/vorwort.html (Zugriff: 12.03.2014).
74 Ebd.
75 Stadt Graz: Schutzverein Ruckerlberg und Umgebung. Graz 2013, In: http://www.graz.at/cms/beitrag/10085995/422037/ (Zugriff: 12.03.2014).
76 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 7.

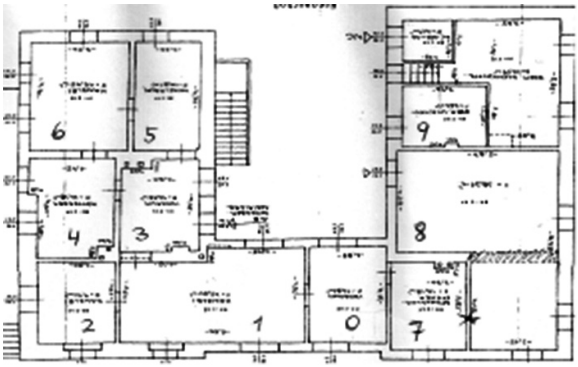
am liebsten um sich selber kümmert. Früher war das so: Ich kann das und du kannst das. Dieser Austausch ist praktisch nicht mehr vorhanden."[77]

Mehrgenerationenhäuser wollen die verschiedenen Generationen wieder näher zusammenbringen, den Austausch untereinander fördern, sich unterstützen und die Nachbarschaften besser vernetzen.[78] Das Haus definiert sich selbst als „offener Treffpunkt", es bietet Raum für alle: „Angehörige verschiedener Generationen begegnen sich in ‚offener Gesellschaft'."[79] Das MGH in Waltendorf bietet eine Gelegenheit der Begegnung. Es schafft ein generationenübergreifendes Netzwerk, das den Menschen vor Ort nützt und in das sich alle mit ihren eigenen Fähigkeiten einbringen können. „Durch den Austausch zwischen Alt und Jung, aber auch zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft wird das gegenseitige Verständnis gefördert."[80]
Zur Veranschaulichung des MGH Waltendorf erfolgt im nächsten Abschnitt eine genauere Beschreibung des Hauses und seiner Räume.

Räume im MGH Waltendorf

Das Haus hat mehrere multifunktionale Räume und einen Garten, in dem Kinder, Jugendliche und Erwachsene sich austauschen, miteinander Zeit verbringen und sich gegenseitig helfen können.[81] Seit der Eröffnung des MGH am 14.10.2012 findet die Zusammenarbeit von hauptamtlichen und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen zwischen dem Schutzverein Ruckerlberg, dem Spielverein „Fratz Graz" und dem „Institut für Familienförderung" statt.[82] Im Grundriss der Abbildung 2 sind die einzelnen Räumlichkeiten des Hauses zu erkennen.

77 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 7.
78 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (wie Anm. 61), S. 8.
79 Ebd.
80 Institut für Familienförderung: Mehrgenerationenhaus eröffnet. Graz 2012. In: http://www.graz.at/cms/beitrag/10201215/313658/ (Zugriff: 12.03.2014).
81 Vgl. MGH Waltendorf (wie Anm. 2).
82 Vgl. Institut für Familienförderung (wie Anm. 80).



0) Eingangsbereich
1) MGH-Tagescafé
2) Leseraum/ Bibliothek
3) Eingangsbereich
4) 5) 6) Projekträume
7) Lernwerkstatt
8) Werkstatt
9) Abstellraum

Abbildung 2: Grundriss des MGH Waltendorf (Quelle: MGH Waltendorf 2013)

Zentrale Anlaufstelle der Mehrgenerationenhäuser ist das „Tagescafé", in Deutschland wird eher von einem „offenen Treff" gesprochen. In einer offenen, hellen und gemütlichen Atmosphäre begegnen sich Menschen jeden Alters in einem als Café oder Bistro gestalteten Raum. Dieser „offene Treff" ist Mittelpunkt des Hauses, in dem sich Menschen begegnen, ins Gespräch kommen und erste Kontakte knüpfen. Für viele ist das Café erste Anlaufstelle und Ausgangspunkt für weitere Aktivitäten.[83] Wer dann Angebote des Hauses annimmt, bringt sich häufig selbst aktiv und dauerhaft in die Gemeinschaft ein, schreibt das zuständige deutsche Bundesministerium.[84]

Das „Tagescafé" in Waltendorf ist unter der Woche von 15 bis 18 Uhr geöffnet, jede/r darf hereinkommen und es gibt keine Konsumationspflicht. Die „Tagescafés" fungieren als:

> „[…] Caféstuben, Erzählsalon oder Spielzimmer, bieten generationenübergreifenden Mittagstisch, Malstunden oder Platz für Spielrunden: Der Offene Treff in den Mehrgenerationshäusern ist für Jung und Alt längst zu einem öffentlichen Wohnzimmer geworden, das zu einem guten Gespräch einlädt."[85]

83 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (wie Anm. 66).
84 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Herzstück der Mehrgenerationenhäuser: der Offene Treff. (2013d),
In: http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/der-offene-treff (Zugriff: 12.03.2014).
85 Ebd.

Hemmschwellen und Berührungsängste werden somit im Tagescafé bewusst abgebaut. Im Mehrgenerationenhaus in Salzgitter (Deutschland) z.B. meint eine Gründerin eines Mütterzentrums: „Wenn sich die Generationen hier treffen, wirkt es fast beiläufig, zwanglos lernt man sich kennen. Es geht uns nicht darum, das Leben zu organisieren, sondern Räume zu schaffen […].“[86]

Das Angebot im MGH in Waltendorf ist vielfältig und wird von BewohnerInnen der Umgebung selbst organisiert. Gut funktionierende Bereiche sind z.B. „ein Kinder- und Jugendtreff, eine Spielgruppe für Eltern mit Kleinkindern, Sprachkurse, Nachhilfemöglichkeiten, ein Internetcafé für die Generation 50+, ein Proberaum, Beratungsangebote für unterschiedliche Bedürfnisse, Familienprojekte und Vortragsreihen.“[87] Auch Tanz- und Gymnastikkurse haben sich mittlerweile etabliert. „Die Kurse laufen gut, es gibt viele Ideen, aber es fehlt oft an Leuten, die das dann auch umsetzen.“[88]

Dennoch gibt es im MGH Waltendorf einige Anlaufschwierigkeiten, wie am Beispiel des „Tagescafés“ erkennbar wird. Es wird von den BesucherInnen noch immer zu wenig genützt. IP 2 verdeutlicht die Schwierigkeiten, doch sie hat schon Ideen, wie es besser laufen könnte:

> „[…] die haben in Deutschland auch Probleme. Bei denen heißt's Tagescafé, i' will's auf Treff umbenennen und es mit Themen verbinden. […] Jeder der reinkommt, muss mitspielen. […] Übers Spielen kann man auch einen Zugang bekommen, das is' eine alte Kultur. Musikalisch und spielend.“[89]

Als weitere Schwierigkeit erweist sich das Hereinholen zweier Gruppen: Jugendliche und SeniorInnen. Dafür braucht es, so meint man, „Lockangebote“[90]. Ein Bandprobenraum im Keller steht jedoch schon in Planung und soll demnächst eingerichtet werden. Was die SeniorInnen betrifft, herrscht eher Ratlosigkeit, wie man sie am besten hereinholen

86 Hildegard Schooß, zit. in: Christian Heinrich: „Mehrgenerationenhäuser. Im öffentlichen Wohnzimmer“. In: Die Zeit 48, 2009, http://www.zeit.de/2009/48/PS-Mehrgenerationenhaus/komplettansicht (Zugriff: 12.6.2013).
87 Institut für Familienförderung (wie Anm. 80).
88 IP 4, Transkription des Interviews vom 9.10.2013, S. 18.
89 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 12.
90 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 8.

könnte. IP 4 verdeutlicht dieses Problem sehr gut: „Es is' schwer, wenn sie nicht wollen. Viele wollen nichts Neues, was sie nicht kennen. Wenn, dann müssten sie von selbst kommen."[91] Dabei bräuchte die Leiterin des Hauses mehr Hilfe, da sie alleine für die ganze Organisation rund um das Haus zuständig ist. Sie meint: „Ich habe in jedem Bereich a bissl Hilfe und bin in keinem wirklich entlastet. Was wirklich hierher gehört, ist eine Halbtagskraft."[92] Auch IP 4 sieht es ähnlich: „I glaub', dass IP 2 schon Hilfe braucht, es wird halt immer mehr. Eine Kraft wär' nicht schlecht, falls sie mal ausfällt. Das Problem jemanden zu finden, der ehrenamtlich auch so viel Energie reinsteckt."[93]

Auch bei der Kommunikation des MGH Waltendorf nach außen sieht man Handlungsbedarf. Bisher funktioniert die Vermittlung v.a. über die eigene Homepage, den E-Mailverteiler und Facebook. Auch Flyer werden in der Umgebung verteilt und gelegentlich werden Veranstaltungen in der Zeitung gedruckt. Man hofft aber v.a. auf die Mundwerbung und die scheint mittlerweile auch gut zu funktionieren, denn die Angebote werden immer zahlreicher.[94] „Dennoch muss man so a Haus besser in der Öffentlichkeit vertreten", meint IP 2.[95]

Welche Bedeutung hat so ein „offener Raum" nun für eine „offene Stadt"?

Mehrwert der Mehrgenerationenhäuser

„Derzeit ist rund ein Fünftel der SteirerInnen über 65 Jahre alt. Im Jahr 2030 wird dieser Anteil bereits ein Viertel und im Jahr 2050 fast ein Drittel betragen"[96], schreibt Eva Schlegl in der Zeitschrift ZWEI und MEHR zum Themenschwerpunkt „Generationen". Auch Rosemarie Kurz stellt darin fest, dass sich verschiedene Medien immer stärker mit den „Problemfeldern *Alt, Jung, Familie, Kinderlosigkeit* und dem *Generationenvertrag*"[97]

91 IP 4, Transkription des Interviews vom 9.10.2013, S. 20.
92 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 9.
93 IP 4, Transkription des Interviews vom 9.10.2013, S. 19.
94 Das fixe Wochenprogramm des MGH Waltendorf ist online unter http://www.mgh-waltendorf.at/fixes-wochenprogramm.html zu finden. (Zugriff: 7.6.2013)
95 IP 2, Transkription des Interviews vom 20. 9. 2013, S. 8.
96 Eva Schlegl: Der Wandel als Chance. In: ZWEI und MEHR. Amt der Steiermärkischen Landesregierung- FA6A-Gesellschaft und Generationen, Referat Familie: Graz 2012, S. 6–9, hier S. 6.
97 Rosemarie Kurz: Generationen. In: ZWEI und MEHR. Amt der Steiermärkischen Landesregierung- FA6A-Gesellschaft und Generationen, Referat Familie: Graz 2012, S. 12–14, hier S. 14.

auseinandersetzen. Im Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen wird auch diskutiert, dass Frauen in Zukunft eine bedeutende Rolle zukommen wird:

> „Frauen werden bei der Gestaltung des demografischen Wandels eine Schlüsselrolle spielen. Die Ursache hierfür liegt zum einen am hohen Frauenanteil in den älteren Jahrgängen. Sprechen wir über die Notwendigkeit eines fairen Ausgleichs zwischen den Generationen, sind es also besonders die Frauen, die wir beachten müssen. Ein Blick auf die unterschiedlichen Rollen von Männern und Frauen bei der Bewältigung zweier aktueller Entwicklungen belegt dies. Frauen sind immer wieder als Agentinnen des Wandels gefragt."[98]

Die Herausforderungen dieser Veränderungen werden immer wieder mit dem Schlagwort „Generationenkonflikt" beschrieben: „Unterschiedliche Lebenseinstellungen, Werte und ein unterschiedliches Kulturverständnis der Generationen, hervorgerufen durch gesellschaftliche Veränderungen, tragen zu Verständigungsschwierigkeiten und Konflikten zwischen den Altersgruppen bei."[99] IP 2 sieht die Ursache für den Generationenkonflikt an der vielfach misslungenen Kommunikation untereinander:

> „A Kluft ist es insofern, dass sie sich gar nicht kennen, was weiß die Oma schon von einem Handy, was weiß die, was eine App ist. Dann is' sie total verblüfft, und wundert sich, dass ich's glatt versteh. Was weiß denn der schon vom Leben, der hat doch keine Erfahrung. Wenn man miteinander redet, dann sind die Probleme gar nicht weit auseinander, i glaub', dass es oft an der Kommunikation liegt."[100]

Dieser Generationenkonflikt soll mit der Etablierung von Mehrgenerationenhäusern überwunden werden. Im deutschen Aktionsprogramm des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend wer-

98 Armin Laschet: Vorwort. In: Demografischer Wandel. Die Stadt, die Frauen und die Zukunft. Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen 2013, S. 3–5, hier S. 4, In: http://www.social-science.hu-berlin.de/lehrbereiche/mikrosoziologie/profbertram/publikationen/2007/generationenkonfliktnrw.pdf/at_download/file (Zugriff: 12.03.2014).

99 Kurz (wie Anm. 97), S. 12.

100 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 11.

den sieben gute Gründe für Mehrgenerationenhäuser genannt: „Mehrgenerationenhäuser kennen: keine Altersgrenzen, motivieren zu mehr Engagement, sind offen für Begegnungen, sind starke Partner für Familien, entlasten im Pflegefall, bereichern den ländlichen Raum, sind gute Kooperationspartner."[101]Der demografische Wandel kann auch als Chance für die Weiterentwicklung der Gesellschaft und des/der Einzelnen gesehen werden, denn das über Jahre erworbene Wissen und die Erfahrung der SeniorInnen kann im Rahmen solcher Mehrgenerationenhäuser besser genutzt werden.[102] In Deutschland scheint das Bewusstsein für den Mehrwert von Mehrgenerationenhäusern bereits in den Köpfen einiger Menschen verankert zu sein; in Österreich hingegen muss „das MGH – einer Mitarbeiterin von Fratz Graz zufolge – „erst ein Begriff, oder eine Marke werden."[103]

Empirischer Teil: Stadt-Raum-Kulturforschung

In Anlehnung an Ina-Maria Greverus' (1994) Forschung zur Stadt Frankfurt versuchte ich in meiner Feldforschung in den Sommer- und Herbstmonaten im Jahr 2013 im MGH Waltendorf in Graz, Antworten auf meine Leitfragen zu finden, um diese emische Sichtweise von Stadtbewohnerinnen an die Seite des etischen Blickwinkels zur „offenen Stadt" zu stellen. Meine Leitfragen lauteten: (1) Was bedeutet „Offenheit" für die Menschen im MGH Waltendorf? (2) Was verstehen sie unter einer „offenen Stadt"? (3) Wie „offen" sehen sie die Stadt Graz?
Ziel ist es, die Stimmen einiger Stadtbewohnerinnen sprechen zu lassen, da es bei der Stadtgestaltung und -planung einer „offenen Stadt" vor allem um ihre Lebenswelt, den „Stadtraum", geht. Während meiner Feldforschung im MGH Waltendorf konnte ich mir anhand von teilnehmender Beobachtung (u.a. am Tag der offenen Tür des Mehrgenerationenhauses, bei einem Leseabend, einem Vortrag, einem Babytreff, einem Flohmarkt und an einigen Spielnachmittagen) und einigen Gesprächen ein Bild von diesem „offenen Raum" machen.

101 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser. Berlin 2011, S. 12–53
102 Vgl. Schlegl (wie Anm. 96), S. 7
103 IP 5, Transkription des Interviews vom 23.10.2013, S. 22.

Die Interviewpartnerinnen (IP) sind fünf Frauen zwischen 27 und 70 Jahren, die in Graz leben und zum Teil Arbeitende, Arbeitssuchende und Pensionistinnen sind. Alle Frauen beantworten meine Fragen sehr offen und gewährten mir immer wieder für kurze Zeit Einblick in ihren Alltag im MGH Waltendorf. Parallel dazu erfolgten Beobachtungen des Alltagsgeschehens, also der handelnden Menschen vor Ort, der Veranstaltungen, der BesucherInnen und des Umfeldes MGH Waltendorf selbst. Außerdem wurde bei mehreren Wahrnehmungsspaziergängen rund um das MGH Waltendorf versucht, die Umgebung besser kennenzulernen. Für die Analyse werden mehrere Quellen herangezogen: Mein Feldforschungstagebuch, die fünf Interviews mit den Frauen, einige Fotos zum MGH Waltendorf und wissenschaftliche Literatur.

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse meiner Feldforschung aus meinen Beobachtungen und Befragungen in einer Art „Collage" gesammelt und diskutiert und damit in den Diskurs zur „offenen Stadt" gebracht. Eine „Collage" ist, nach Greverus: „[...] nicht nur ein Gestaltungsprinzip, sondern zuvörderst ein Wahrnehmungsprinzip, ist jener Horizont [...], der in ein zukünftig Mögliches verweist […]"[104]. Da es sich bei der „offenen Stadt" noch um eine Utopie handelt, stellt die „Collage" ein gutes Werkzeug für die Erstellung eines Konzeptes dar. An dieser Stelle ist zu betonen, dass es sich bei all den Gedanken um eine weibliche Innensicht handelt. Auf die männliche Sichtweise wird hier nicht eingegangen, da sich zum Zeitpunkt meiner Forschung keine Männer für eine Befragung in MGH Waltendorf finden ließen. Dennoch soll und muss auch der männliche Blick beachtet werden; dies könnte noch in weiterführenden Forschungen erfolgen. In Hinblick auf eine gendersensible Stadtforschung bilden somit diese weiblichen „Zukunftsentwürfe"[105] zur „offenen Stadt" den Schwerpunkt dieser Arbeit.

104 Ina-Maria Greverus: Was sucht der Anthropologe in der Stadt? In: Ders. (Hg.): STADTgedanken aus und über Frankfurt am Main: der Stadt Frankfurt am Main zum 1200. Geburtstag. (=Kulturanthropologie-Notizen, 48). Frankfurt am Main 1994, S. 11–74, hier S. 72.

105 Ebd., S. 39.

In folgendem Teil geht es darum, einerseits die Ideen von diesen fünf Frauen zu einer „offenen Stadt“ zu präsentieren und sie in den Rahmen der gendersensiblen Stadtgestaltung zu stellen. Andererseits soll auch die Perspektive der Forscherin, also meine Beobachtungen des „offenen Raumes“ MGH Waltendorf, Beachtung finden. Anhand der Beobachtungen soll das Potenzial von „Zwischenräumen“, „Möglichkeitsräumen“, „Schwellenräumen“ und „Nischen“ in einer „offenen Stadt“ erhoben werden.
Die Komplexität des Gegenstandes „offene Stadt“ zeigt sich schon bei der Definition des Begriffs der „Offenheit“ selbst. Er ist nur schwer zu fassen, dennoch wird hier der Versuch unternommen, sich dem Thema in einigen Aspekten anzunähern.

„Offenheit“ ist eine Wesensart

Im DUDEN wird „Offenheit“ mit zwei Bedeutungen beschrieben; zum einen als „freimütige Wesensart; rückhaltlose Ehrlichkeit“. Als Beispiel wird hier „die Offenheit des Wesens, des Blicks“ genannt, oder man kann auch „etwas in schonungsloser, aller Offenheit sagen“. Zum anderen bedeutet „Offenheit“ im DUDEN auch „Aufgeschlossenheit und die Bereitschaft, sich mit jemandem unvoreingenommen auseinanderzusetzen“.[106]
Nach der Befragung der fünf Frauen schält sich keine allgemeine Definition für „Offenheit“ heraus, jedoch scheint in allen Fällen der Aspekt der „Wesensart eines Menschen“ bei der jeweiligen Begriffsdefinition vordergründig zu sein.
IP 1 definiert „Offenheit“ folgendermaßen: „Es braucht eine gewisse Persönlichkeit, es braucht erzieherische Voraussetzungen, dass man sagen kann, man ist offen. Ich bin ein extrem offener Mensch, bis zum Verströmen. Ich bin ein leidenschaftlicher Mensch, alle Dinge, die ich tue, mache ich mit Leidenschaft auch meine Fehler, alle meine Fehler. Ich glaub, ich kann mich in die kreative Riege einordnen. All das sind meine Babys, es strömt viel von mir heraus, ich kann natürlich wenig umsetzen, aber wenn man Partner findet, die die Sinnhaftigkeit meiner Ideen akzeptieren

106 DUDEN: Offenheit. In: DUDEN. Hg. v. Bibliographisches Institut GmbH, Berlin 2013, In: http://www.duden.de/rechtschreibung/Offenheit (Zugriff: 12.03.2014).

oder einen Dialog anbieten, dann kann man mit dieser Offenheit ganz viel bewegen. Ich glaube, das ist eine schöne Lebensaufgabe.[107]

Für **IP 2** ist „Offenheit" „ganz schwierig zu definieren, aber jedem jede Möglichkeit geben, nicht von vornherein zu machen […] oder offen sein, wenn mir was nicht passt. Es kommt aber auf den Ton an […]."[108]

IP 3 definiert den Begriff folgendermaßen: „Offen sein: einfach nur anhören können, was für Anliegen [der/die andere hat], offen sein mit seinen Sinnen, a bissl Engagement, Tatkraft […]. Offen auch, wenn was Gutes, Tolles passiert, dass man dorthin geht und schaut, wo gibt's da Berührungsmöglichkeiten, und dass man da aufgefangen werden kann. Sich nicht verkrümeln, sondern das Leben als Herausforderung annehmen […]. Da gibt's dann ein paar andere, die müssen dich dann mitnehmen. Grunddinge, warum wir leben und uns wohlfühlen."[109]

Für **IP 4** bedeutet „Offenheit" ganz einfach, „dass jeder Mensch willkommen ist."[110]

IP 5 sieht Offenheit als „Neugierde […]. Wieso ich so offen bin, liegt daran, dass ich neugierig bin, ich mag wissen, was die anderen tun, i bewert' das auch nicht. Desto bunter und verrückter etwas wird. […] Neugierde ist ein Aspekt, aber diese wertfreie Neugierde meine ich."[111]

Die fünf Frauen verwenden den Begriff der „Offenheit" in Bezug auf den Menschen. Bei der von ihnen beschriebenen Art von „Offenheit" scheint es also vor allem um eine innere Bereitschaft eines Menschen zu gehen. In diesem Zusammenhang nennt Anatoli Rakhkochkine fünf Kernbedeutungen von Offenheit**,** die sich auf Menschen beziehen: *Transparenz, Zugänglichkeit, Aufnahmefähigkeit, rückhaltlose Ehrlichkeit, Ungewissheit* und die damit verbundene Möglichkeit der *Veränderung. Transparenz* und *Zugänglichkeit* beziehen sich auf den Bereich des öffentlichen Lebens, wo Offenheit als Zeichen der Demokratie gefordert wird.[112] Rakhkochkine beschäftigt sich noch eingehender mit der sprachlichen Entwicklung des Begriffs im Englischen und Deutschen sowie im Niederländischen.[113]

107 IP, Transkription des Interviews vom 1, 6.9.2013, S. 5.
108 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 11.
109 IP 3, Transkription des Interviews vom 1.10.2013, S. 16.
110 IP 4, Transkription des Interviews vom 9.10.2013, S. 20.
111 IP 5, Transkription des Interviews vom 23.10.2013, S. 24.
112 Rakhkochkine (wie Anm. 30), S. 42.
113 Vgl. Ebd., 41–44.

Seit dem späten Mittelalter wird auch der Mensch als „offen" bezeichnet. So ist der Mensch „zur einsicht und zum erkennen oder zum mitteilen und vertrauen geöffnet, aufrichtig, offenherzig"[114]. Gerade in dieser Bedeutung wird vom Adjektiv „offen" das entsprechende Substantiv abgeleitet und oft mit Offenherzigkeit gleichgesetzt: „freimütige Wesensart, rückhaltlose Ehrlichkeit"[115]. Eine weitere Bedeutung dieses Adjektivs hat mit Aufnahmefähigkeit zu tun. Es ist ein „offenes ohr, das geöffnet, zum hören oder erhören geneigt ist"[116], oder eine „offene hand, die zum geben, empfangen oder ergreifen geöffnet ist"[117], oder „offene arme, die zum empfangen, zur umarmung ausgebreitet sind (gerne und lieblich etwas aufnehmen)"[118]. Ungewissheit und Unbestimmtheit kommen mit dem Wort „offen" ebenfalls zum Ausdruck[119]: „offen stehend und dadurch nicht erledigt, nicht endgültig abgeschlossen"[120]. In der niederländischen Sprache zeigt die Bedeutung von Offenheit, dass „Offenheit Raum und Zeit für Veränderungen bietet"[121]. Rakhkochkine zeigt hiermit, „dass die viel beklagte Vielfalt von Bedeutungen des Offenheitsbegriffs ihren Ursprung in der Sprache selbst hat"[122]. Die fünf von Anatoli Rakhkochkine formulierten Kernbedeutungen von „Offenheit" finden sich in den Ideen der befragten Frauen wieder. Meines Erachtens sind diese Begriffe für die Erforschung einer „offenen Stadt" dienlich.
Was verstehen die fünf Frauen nun unter einer „offenen Stadt"?

Eine „offene Stadt" ist …

…ein „transparenter Raum"

IP 1 definiert eine „offene Stadt" folgendermaßen: „Dass Industrien und Konzerne den Menschen die Möglichkeit geben, reich zu werden oder zumindest ihre Kosten abzudecken, dass aber nicht so vieles hinter ver-

114 Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: Offenheit. In: Deutsches Wörterbuch. Bearbeitet von Dr. Matthias von Lexer. Bd. 7. Leipzig 1889, S. 1165–1169, hier S. 1169.
115 DUDEN (wie Anm. 109).
116 Grimm/Grimm (wie Anm. 114), S. 1165.
117 Ebd.
118 Ebd., S. 1166.
119 Rakhkochkine (wie Anm. 30), S. 43.
120 Grimm/Grimm (wie Anm. 114), S. 1169.
121 Rakhkochkine (wie Anm. 30), S. 44.
122 Vgl. Ebd., S. 44.

schlossenen Türen passiert. Dass Familien gestärkt werden, Feste gefeiert werden […].“[123]

IP 2 sieht eine „offene Stadt“: „Einfach transparenter, von der Planung her. Mir wird zu viel über die Köpfe hinweg gemacht, z.B. die öffentlichen Plätze sind unser Allgemeingut […], dieses Identitätsgefühl gehört einfach dazu, dass [es] mehr ein Miteinander ist und [man] nicht die ganze Konzentration auf die Erhöhung der Kanalgebühren richtet.“[124]

Auch IP 3 beschreibt die „offene Stadt“ als: „Offenheit, im Sinne von Transparenz […], Vernetzungstreffen werden da organisiert, Jugendliche am Rande miteinbezogen […]. Es ist viel zu wenig offen, solche Treffen, dass jeder weiß, was der andere tut […]. Wir machen vom Institut aus auch Eltern- und Austauschrunden […].“[125]

IP 4 plädiert für mehr „Begegnungsräume“[126] in einer „offenen Stadt“.

IP 5 erläutert: „Der Öffentliche Raum gehört der Öffentlichkeit. I seh’ nicht ein, dass Leute, die ein Geschäft haben sagen: ‚I ertrag das nicht, dass da vorne Bettler sitzen oder Punks oder junge Leute im Stadtpark sind‘. Dieser öffentliche Raum gehört den Menschen, das müsste man fördern. […] Ich darf in dieser Stadt sein und ich bin sichtbar, ich glaub das hat es lange gegeben.“[127]

Die Idee einer „offenen Stadt“ scheint bei allen Frauen mit dem Wunsch nach Transparenz verbunden zu sein. Für Lefebvre blieb die „Wahrheit des Raumes“ hinter einer doppelten Illusion verborgen, bei der jede Seite auf die andere verweist, sich mit ihr schützt und sie dabei gleichzeitig verstärkt: Auf der einen Seite steht der Mythos der reinen Transparenz, auf der anderen das entgegengesetzte Bild der Undurchsichtigkeit.[128]

…ein „Möglichkeitsraum“

Wolfgang Kaschuba und Rolf Lindner, sehen in der Offenheit die Bedingung für städtische Vielfalt gegeben. Stadt sollte ihrer Meinung nach als „Möglichkeitsraum“ begriffen werden. Offenheit wird dann als individu-

123 IP 1, Transkription des Interviews vom 6.9.2013, S. 6.
124 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 12.
125 IP 3, Transkription des Interviews vom 1.10.2013, S. 16.
126 IP 4, Transkription des Interviews vom 9.10.2013, S. 20.
127 IP 5, Transkription des Interviews vom 23.10.2013, S. 25.
128 Schmid (wie Anm. 9), S. 200.

elle Disposition denkbar, erlernbar und über Medien vermittelbar.[129] Für Johanna Rolshoven ist „jeder Ort […] zugleich ein Möglichkeitsraum“[130]. Greverus berichtet in ihrer Forschung zu Frankfurt wiederum von „Möglichkeitsorten“, die sie als Hoffnung für die Zukunft der Stadt sieht: „Was hindert daran, diese Utopien – mehr Grün, lebendiger öffentlicher Raum, Stadtviertelqualität, umweltfreundlicher Nahverkehr, menschlichere Wohnraumpolitik, mehr menschliches Miteinander konkret werden zu lassen?“[131] Diese Hoffnung könnte auch für eine Stadt wie Graz gelten.
Die Nutzung der Stadt durch ihre BewohnerInnen kann als Möglichkeit der Raumgestaltung gesehen werden. Die Raumnutzung im MGH Waltendorf ist ein Beispiel dafür, dass „Frauen […] meist im Alltag ein dichtes, informelles Netzwerk zur gegenseitigen Unterstützung [entwickeln]. Ihr Improvisations- und Organisationstalent, um bestehende Lücken zu füllen, ist beachtlich.“[132] Auch bei meiner Forschung im MGH Waltendorf zeigt sich dieses Gestaltungstalent von Frauen sehr deutlich. Die Einrichtung dieses „Begegnungsraumes“ hat einen Raum geschaffen, der eine gewisse Stabilität für die Menschen der Umgebung bietet. Dieser Raum wird meinen Beobachtungen und den Beschreibungen der fünf Frauen nach, vor allem von Müttern und Kindern genutzt. Das Haus erscheint als „Zwischenraum“, an dem Frauen Netzwerke zur Unterstützung des Alltags anbieten.

Beobachtungen zum Mehrgenerationenhaus Waltendorf

In diesem Abschnitt werden meine Beobachtungen während der Feldforschung im MGH Waltendorf in Verbindung mit wissenschaftlichen Literaturquellen analysiert.

Übergangs- und Zwischenräume

Der Gartenarchitekt und Landschaftspfleger Andreas Paul denkt als einer der ersten über konkrete Übergangsräume in der Stadt nach. Er geht

129 Vgl. Rolshoven 2013, in: VO „Stadt-Raum-Kultur“, am 11.12.2013.
130 Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“. In: Waltraud Kokot, Thomas Hengartner, Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung (=Kulturanalysen, 3). Berlin 2000, S. 107–121, hier S. 120.
131 Greverus (wie Anm. 104), S. 43.
132 Kail (wie Anm. 56), S. 180.

davon aus, „dass Übergänge überall dort entstehen, wo sich etwas berührt: Aggregatzustände, Gegenstände, Elemente und Phänomene (auch etwa solche sozialer Natur)".[133] Bei meinen Beobachtungen des MGH Waltendorfs konnte ich diesen Aspekt des Übergangsraumes sozialer Natur feststellen. Als statisches, immobiles Gebäude erscheint das MGH Waltendorf auch als „Zwischenraum". So unterscheidet Rolshoven diese zwei Begriffe voneinander:

> „[…] als einen eigenen Raum […] ein Dazwischen, einen Raum zwischen zwei (oder mehreren) Räumen. Dann wäre er nur eine unwesentliche räumliche Ausdehnung zwischen zwei eigentlichen Räumen. Oft ist er gleichzeitig ein Übergangsraum. In ihrer Ähnlichkeit differenzieren und nuancieren sich die beiden Begriffe gegenseitig, und können sich dadurch anreichern. Der Flüchtigkeit des Übergangsraumes kann die statische, immobile Dimension des Zwischenraums – als Nische des Unbemerkten – entgegengesetzt werden. Die Wortbedeutung legt nahe, dass der Zwischenraum ein kleiner überschaubarer Raum ist, vielleicht sogar ein Raum ohne Geltung."[134]

Dieser Definition nach kann das MGH Waltendorf als „Zwischenraum" betrachtet werden, da auch in ihm eine „Nische" des sozialen Engagements entstanden ist, in der sich Frauenkultur entfalten kann. Rolshoven erklärt weiter:

> „Die Metapher des Zwischenraumes (auch der Nische) findet sich auffallend häufig im Zusammenhang mit der Beschreibung oder der Charakterisierung von Frauenkultur, die sich „im Verborgenen" oder unbemerkt entfalte. Solche Zuschreibungen sind aufschlussreich in Bezug auf Raumhierarchien, da sie darauf hinweisen, dass es auch „Haupträume" (so etwas wie Plenarsäle) gibt, die den Zwischenräumen übergeordnet sind."[135]

In den Zwischenräumen einer Stadt zeigt sich eine gewisse Offenheit, eine Art „offenes System" wie es Sennett versteht: Der Unterschied zum

133 Rolshoven (wie Anm. 130), S. 110.
134 Ebd., (wie Anm. 130), S. 112.
135 Ebd., (wie Anm. 130), S. 113.

geschlossenen System liegt in einer anderen Art von sozialem System – einem System, das sozial für unterschiedliche Stimmen offen ist, die sich gegenseitig Beachtung schenken.[136] Auf das MGH Waltendorf trifft diese Beobachtung meiner Meinung nach zu, denn die Frauen haben sich dort einen „Begegnungsort" mit „offenen Räumen" geschaffen. Aber auch in Hinblick auf „Schwellenräume" stellt das MGH Waltendorf einen interessanten Untersuchungsgegenstand dar.

Schwellenräume

Pierre Bourdieu, der sich in seinen ethnologischen Forschungen am Symbolischen orientiert, bezeichnet die Schwelle als den Ort, an dem „die Ordnung der Dinge umschlägt"[137] – eine Betrachtungsweise, die das Phänomen der Schwellenangst als vage Befindlichkeit auf anschauliche Art deutlich macht.

> „Konkret ändert sich hier der Betrachtungsstandort, folglich die Wahrnehmung und das Befinden: es kann wärmer oder kälter, dunkler oder heller und einem selbst wohler oder unwohler werden, wenn man ein Gebäude betritt oder es verlässt, also einen Übergangsraum durchschreitet, wie z.B.: die Warmluftschleuse eines städtischen Kaufhauseingangs im Winter."[138]

Als „kleinere Übergangsräume des Alltags" nennt Rolshoven: „Treppenhäuser, Stiegen, Vorgärten und Innenhöfe. Hier sind vielleicht die für die menschliche Alltagskommunikation wichtigsten Schwellenräume angesiedelt: Eingänge, Einfahrten, Türen und Tore."[139]
Auch im MGH Waltendorf gibt es diesen „Übergang", der noch immer als „Hemmschwelle" begriffen wird. Die Fotos vom Eingangsbereich des MGH Waltendorf (Abb. 3, 4 und 5) verdeutlichen die Bedeutung dieser „Schwelle" als Übergangs- bzw. Kommunikationsraum, in dem es v.a. um die Vermittlung von Informationen geht.

136 Sennett (wie Anm. 31), S. 2.
137 Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, S. 183–198, hier S. 206.
138 Rolshoven (wie Anm. 130), S. 111.
139 Ebd., (wie Anm. 130), S. 114.

Abbildung 3: Infotisch
(Fotos: Katharina Riegler)

Abbildung 4: Eingangstür

Abbildung 5: Infotafel

Johanna Rolshoven sieht eine Charakteristik von Übergangsräumen darin, dass in ihnen Menschen zusammenkommen.[140] In den Wohnungen oder Büros sind es die „Flure, die Vorzimmer, die Wartezimmer", die diese Charakteristik einnehmen. Die Frage hinter diesen Räumen ist: „Wie sollen sie auf den eigentlichen Raum vorbereiten? Welche Funktionen erfüllen sie?"[141] Diese Beschreibung des Übergangsraumes trifft auf den Vorraum im MGH Waltendorf zu, der als Anlaufstelle für Informationen rund um das Haus dient und wo erste Kontakte mit den Menschen vor Ort hergestellt werden. Folglich ist er auch ein „Kommunikationsraum"[142]. Wenn man hier über die Schwelle geht, dann fällt der erste Blick auf den Informationstisch. Dem Architekten Andreas Paul zufolge erfüllen „Übergangsräume nicht nur räumliche Bestimmungen, sondern auch eine Reihe von Funktionen psycho-sozialer Natur, indem sie etwa Vorbereitungs-, Besinnungs- und Umstellungszeit gewähren".[143] Auch ich konnte mich bei meinem ersten Besuch im MGH Waltendorf in diesem Raum auf den nächsten Schritt – das Ansprechen – vorbereiten.
Die Alltagsbewegungen der Menschen in der Stadt – in ihrer Eigenschaft als soziale und Geschlechtswesen – markieren und prägen nicht nur ihre Beziehung zum Stadtraum; in ihrer ‚unauffälligen Kreativität' schaffen sie

140 Vgl. Ebd., (wie Anm. 130), S. 114.
141 Ebd., (wie Anm. 130), S. 115.
142 Ebd., (wie Anm. 130), S. 114.
143 Andreas Paul zit. in: Rolshoven (wie Anm. 130), S. 111.

erst den Raum".[144] Diese „unauffällige Kreativität" ist im MGH Waltendorf spür- und erlebbar. Frauen konnten sich dort einen Raum in der Stadt aneignen und neu strukturieren, so dass er zu einem „Raum gemeinsamer Erfahrung"[145] wurde.

Die Nische „Ehrenamt" – ein Grenzort oder Übergangsraum?

„Zur Identität des eigenen Ich, des eigenen Selbstbewusstseins gehört auch der Andere; zu dem Sich-Erkennen, gehört auch das Erkannt- und Anerkannt-Werden durch die anderen."[146] Für Ursula Teschner kommt es hier auf die Frage nach dem Umgang mit den Mitmenschen an:

> „Denke ich ausschließlich an mich selbst oder bin ich auch bereit, Verantwortung zu übernehmen und gestaltend auch für andere zu wirken? Menschliches Sein und die individuelle Freiheit können nicht außerhalb der Gesellschaft gelebt werden, aber genauso wenig kann eine Gemeinschaft überleben, wenn der Einzelne nicht bereit ist, einen Teil seiner Aufmerksamkeit, seiner Kraft und seiner Mittel für die Anderen mit einzubringen."[147]

Gerade Frauen sind bereit, die oben genannten Dinge im sozialen Ehrenamt einzubringen. Die Zahlen der karitativen Organisationen und Wohlfahrtsverbände sprechen für sich: „80 bis 90% der hier Tätigen sind Frauen"[148]. Ursula Teschner zufolge wird in vielen Bereichen (karitativen Organisationen und Vereinen, in Parteien und Medien) der Rückgang zum ehrenamtlichen Engagement beklagt. Als Gründe zählt sie die vermehrte Individualisierung und die Leistungsgesellschaft, die Profit und Macht verspricht, auf. Trotz dieser Tendenzen zur Vereinzelung, sind, v.a. in den Städten, soziale Hilfestellungen im Alltag wieder im Kommen.[149] Das Ehrenamt könnte daher wieder aktueller werden. Vor Jahren war die Nachbarschaftshilfe im Familienverband noch eine selbstverständliche Angelegenheit. Heute übernehmen oftmals ehrenamtliche

144 Michel de Certeau zit. in: Rolshoven (wie Anm. 130), S. 119.
145 Rodenstein (wie Anm. 23), S. 205.
146 Ursula Teschner: Ehrenamt: zwischen Selbstbestätigung und sozialem Engagement. In: Greverus (wie Anm. 104), S. 309–330, hier S. 330.
147 Ebd.
148 Ebd., S. 311.
149 Vgl. Ebd., S. 309.

HelferInnen diese Funktion.[150] „Jeder ist zu Mitmenschlichkeit und Gemeinsinn aufgerufen“[151], heißt es in einem Antrag einer Gesetzesinitiative von Abgeordneten des deutschen Bundestages im Januar 1994. In der Praxis jedoch scheinen dieser „Jeder“ hauptsächlich Frauen zu sein, so Teschner. Sie würde in diesem Zusammenhang eher von „Schwesterlichkeit“ sprechen.[152]
Bei meinen Beobachtungen und Befragungen im MGH Waltendorf war der Begriff „ehrenamtliches Frauenengagement“ ein großes Thema. Schnell wurde ersichtlich, dass sich hier nur wenige Männer engagieren, so meint auch IP 2:

> „Männer bringen sich ein, wenn sie etwas anzubieten haben, wenn sie finden, das verträgt einen größeren Personenkreis als meine Familie. Es sind immer die Frauen, die gern was für die Kinder hätten. Dafür kommen Frauen weniger sich anbieten, das ist noch immer so, da hilft das ganze Gendern nicht.“[153]

Die meiste Arbeit wird hier von Frauen erledigt und vielen Frauen erscheint diese Tatsache normal. So meint auch IP 1: „Das liegt natürlich in unserem Naturell, wir sind die Hälfte, die früh sensibilisiert wird für Gemeinschaft und Hilfe.“[154] Dass diese Tatsache hier einfach so hingenommen wird, erschreckt mich ein wenig. Doch was soll man machen, wenn die männlichen Senioren einfach nicht ins MGH kommen? Das Thema lässt mich nicht mehr los: Warum fehlt es hier an Männern? Und warum sind Frauen so schnell bereit, sich ehrenamtlich für die Gemeinschaft zu engagieren? Diese Frage stellt für mich ein wichtiges Forschungsfeld, v.a. in Hinblick auf die gendersensible Stadtforschung dar und sollte in weiteren Forschungen beachtet werden.

Lokales Engagement: Eine Mittelschichtsangelegenheit?

Mit der Initiative der Mehrgenerationenhäuser wird die Forderung nach einem „Recht auf Stadt“ sehr deutlich. „Diese Forderung gilt heute als

150 Ebd., S. 311.
151 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.2.1994, zit. in: Teschner (wie Anm. 146), S. 311.
152 Teschner (wie Anm. 146), S. 311.
153 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 10.
154 IP 1, Transkription des Interviews vom 6.9.2013, S. 2.

Inspiration für zahlreiche Initiativen, die ihre Städte nicht der Profitgier und dem Kapitalismus überlassen wollen."[155] Aus kulturwissenschaftlicher Sicht lautet die Frage:

> „Was bedeutet es, wenn die Forderungen nach ‚Stadt selber machen' just zu jenem Zeitpunkt an Beliebtheit gewinnt, an dem der Staat sich von seinen sozialen Aufgaben immer stärker zurückzieht, sie auslagert oder vernachlässigt und zivilgesellschaftliches Engagement einfordert? Trägt man unabsichtlich dazu bei, ein System (Neoliberalismus) zu unterstützen, das man eigentlich abzulehnen glaubt?[156]

Heute wird Michel Foucaults Begriff der „Gouvernementalität" auf diese neuen Formen der Stadtregierung angewandt, bei der es um bewusste Raumeroberung geht. Seitens der Menschen lässt sich, nach Laimer, ein zunehmender Wunsch nach Mitbestimmung im Stadtraum vernehmen: Die Menschen wollen präsent sein, etwas gemeinsam tun und möglichst viele einbeziehen. In Politik und Planung wird versucht, privates Engagement mit der öffentlichen Steuerung zu verbinden. Dies basiert auf der Vorstellung, dass die Entlassung des Individuums aus der Verantwortung des Staates zu mehr Engagement führen kann. Der Appell „Stadt selbst gestalten" ist jedoch v.a. zu einer Mittelschichtsangelegenheit geworden; Randgruppen werden damit kaum angesprochen.[157] Was die kulturwissenschaftliche Stadtforschung in diesen fortschreitenden Entwicklungen innerhalb der Städte zu erkennen scheint, sind Ein- und Ausschlussmechanismen. Die städtischen Eliten wirken hier mit und versuchen, den pädagogischen Charakter von städtischen Bürgerinitiativen für ihre eigenen Anliegen zu nutzen.[158]

Wolfgang Kaschuba zählt neben der „Vielfalt von Lebensweisen, die Öffnung, Mischung und Hybridität zu den Prinzipien urbanen Lebens"[159] und bezeichnet sie als zentrale Ressource einer offenen Stadt. Doch er

155 Laimer (wie Anm. 45), S. 4.
156 Ebd., S. 6.
157 Vgl. Rolshoven 2013, in: VO „Stadt-Raum-Kultur", am 18.12.2013.
158 Vgl. Ebd.
159 Wolfgang Kaschuba: Offene Städte! In: Nils Grosch, Sabine Zinn-Thomas (Hg.), Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. Münster [u.a.] 2010, S. 23–34, hier S. 29.

sieht auch „die Gefahr in Kontroll- und Diskriminierungsszenarien, durch die die Städte ihre Offenheit verlieren könnten. Und mit ihrer Offenheit verlieren sie auch die wichtigste Ressource: die freie Bewegung von Menschen und Ideen, die besondere Atmosphäre urbaner Räume, die Fähigkeit zu beidem: zu Nähe und Distanz“.[160]
Diese scheinbar unsichtbaren Mechanismen sollten auch bei einer empirischen Feldforschung wie jener im MGH Waltendorf kritisch hinterfragt werden.

Ausblick: Graz ist…?

Elisabeth Katschnig-Fasch zeigt in ihren empirischen Forschungen über Graz, ihre Eindrücke, die sie zwischen Mitte der 80er und Mitte der 90er Jahre von Graz gewonnen hat.[161] Graz ist in ihren Augen:

> „ […] eine Stadt, im Südosten gelegen, wo an klaren heißen Tagen schon das Lebensgefühl des adriatischen Raumes spürbar ist. Auf den ersten Blick ist Graz vielleicht eine typische mitteleuropäische Stadt mit einer viertel Million Einwohner, in der Viertel und Quartiere noch von ausgeprägter baulicher und sozialer Homogenität sind und ihre bürgerliche Leitwährung nicht verbergen wollen.“[162]

Anhand ihrer Forschung zeigt Katschnig-Fasch, dass Graz eine Stadt im

> „permanentem Wandel und gleichzeitig gefangen in ihren historischen Strukturen und Überlieferungen ist, ausgestattet mit ihren eigenen Fluidum, weder Großstadt, schon gar nicht Metropole, auch nicht Kleinstadt, weder spektakulär noch exotisch – und sicher nicht Objekt der Aufmerksamkeit städtebaulicher Experten. Und doch verdeutlicht sich gerade an dieser für Mitteleuropa nahezu typischen Stadt und ihren Stadträumen die Logik der unterschiedlichen Zeitorientierungen und der Diversifikation kultureller Geschwindigkeiten.“[163]

160 Ebd., S. 32.
161 Vgl. Elisabeth Katschnig-Fasch: Möblierter Sinn: städtische Wohn- und Lebensstile. Wien [u.a.] 1998.
162 Katschnig-Fasch (wie Anm. 4), S. 126.
163 Ebd., (wie Anm. 28), S. 125.

Wie „offen" sich Graz erweist, zeigt sich in den folgenden Aussagen der Frauen, die sich zum Teil ähneln. Ein großer Unmut über die Stadt Graz ist dabei erkennbar.

IP 1 würde eine „offene Stadt" wie folgt gestalten: „[W]enn ich eine Menschenstadt aufbauen würde, würde ich viel Kommunales schaffen, ohne Mutter von Schulkindern zu sein, ich würde auch für eine Ganztagsschule plädieren, dass Kinder gemeinsam erzogen und betreut werden, viel gemeinschaftlich gemacht wird, dass gepflanzt wird, dass Lebensqualität gepflegt wird, dass die grauen Bunkerbauten begrünt werden, mit Efeu, das ist viel freundlicher, und dass natürlich gearbeitet wird, ich bin da nicht blauäugig […]."[164]

IP 2 würde für ein „offeneres" Graz folgendes versuchen: „Ich glaub, ich würd' versuchen, mehr an die Bürger heranzukommen, Diskussionen, Foren, offene Veranstaltungen einfach zum Reden. Manche wissen gar nicht, wie unsere Stadt funktioniert, wie wir über die Bezirke aus das gestalten, so z.B. viel mehr die Bevölkerung einbeziehen. Jedes Museum macht Führungen, dann macht man mal eine Führung durchs Stadtplanungsamt. Einen Tag der offenen Tür. Es gibt die lange Nacht der Kirchen, oder Geschäfte, warum nicht alle zwei Monat den Tag der offenen Tür in den Ämtern? Allein die Idee, dass man ins Rathaus reingehen kann, da wird das alles viel fassbarer […].[165]

Auch **IP 3** wünscht sich für ein „offenes Graz" mehr „Offenheit im Sinne von Transparenz. […], Vernetzungstreffen werden da organisiert, Jugendliche am Rande miteinbezogen […]. Es ist viel zu wenig offen, solche Treffen, dass jeder weiß was der andere tut […]."[166]

IP 4 sieht Graz „[…] nicht sehr offen. I find', dass Graz nicht sehr tolerant ist. Was den öffentlichen Raum betrifft, ist sehr wenig erlaubt, alles verboten. Offenheit erfordert immer Toleranz und die ist nicht da in Graz. Das hängt auch mit der Politik zusammen, muss man sagen."[167]

IP 5 meint etwas pessimistisch: „Graz hat sich die letzten Jahren furchtbar entwickelt. Die „Stadt der Menschenrechte", die mit Füßen getreten werden, wenn Leute ein Bettelverbot fordern, oder durch Kampagnen die

164 IP 1, Transkription des Interviews vom 6.9.2013, S. 5.
165 IP 2, Transkription des Interviews vom 20.9.2013, S. 13.
166 IP 3, Transkription des Interviews vom 1.10.2013, S. 16.
167 IP 4, Transkription des Interviews vom 9.10.2013, S. 20.

Leute am Billa-Eck zu vertreiben. I glaub', dass die derzeitige Politik viel ruiniert hat. Graz war eine Studentenstadt, da hat's Aufbruch gegeben. Es ist viel ruiniert worden, es ist grotesk, wie man mit Randgruppen in Graz umgeht. Es hat sicher einmal eine Öffnung gegeben, dass ist nicht nur was ich sage, das hör ich viel von anderer Seite."[168]

Zu diesen Ansichten über Graz erscheint mir ein Gedanke von Richard Sennett sehr passend: „Die offene Stadt ist ein Platz von unten nach oben, sie gehört den Menschen."[169] Worauf es bei der „offenen Stadt" schlussendlich ankommt, ist die Vielfalt von Ansichten, Gedanken, Ideen unterschiedlicher Menschen. Diese sollten Stadtpolitik und -planung mehr berücksichtigen.

Die Bilder, Stimmen und Ideen zur „Offenen Stadt" sind eingeholt, nun wäre es an der Zeit, diese Stimmen mit ArchitektInnen, StadtplanerInnen, PolitikerInnen und KulturanthropologInnen zusammenzubringen. „Offenheit" ist weder für die Befragten noch für mich so einfach zu definieren. Mir erschließt sich der Begriff – ebenso wie jener der „offenen Stadt" – als eine „Collage" unterschiedlicher Ideen.

Schlussfolgerungen zur „offenen Stadt"

In dieser Forschung ging es darum herauszufinden, wie eine „offenen Stadt" aus Sicht einiger Bewohnerinnen sein kann. Was für diese Gestaltung nötig ist, möchte ich im Folgenden kurz zusammenfassen. Eine endgültige Antwort will ich damit nicht liefern, denn so offen wie der Begriff selbst, erscheinen auch die Möglichkeiten eine „offene Stadt" zu sehen, zu gestalten oder zu erleben.

- Es braucht eine partizipatorische Stadtplanung

Das Fazit zum Thema Stadtgestaltung und -planung lautet: StadtgestalterInnen sollten mit den BewohnerInnen einer Stadt zusammengebracht werden, um über eine „offene Stadt" nachzudenken. Ein Kritikpunkt am Konzept der „offenen Stadt" ist die Tatsache, dass es sich um einen „männlich" geprägten Begriff handelt. Dies erscheint problematisch, da der Bereich der Stadtplanung als ein sehr männlich besetztes Feld gilt. So

168 IP 5, Transkription des Interviews vom 23.10.2013, S. 25.
169 Sennett (wie Anm. 31), S. 4.

positiv wie sich dieses Konzept auch darstellt, erscheint mir als lohnenswerte Aufgabe für die Zukunft von Stadtplanungsfragen, immer auch die feministische Stadtforschung mitzudenken.
Richard Sennett kritisiert bei Jane Jacobs das Fehlen des Designs der Städte. Seiner Ansicht nach sind die räumlichen Formen, die Dichte annehmen, für die Stimulation von Menschen bedeutend; das Physikalische ist wichtiger bei der Gestaltung der offenen Stadt. [170] Ich teile Sennetts Ansicht nur zum Teil, denn er vergisst die gendersensible Thematik einer Stadtplanung. Design sollte demnach immer alle Seiten der Geschlechter ansprechen, was in den Städten aber noch nicht der Fall ist. Dieser Punkt fehlt mir bei Sennetts Ausführungen und die Tatsache, dass „Männer Städte planen" wird wiederum verstärkt. In diesem Zusammenhang meint Schirmer ziemlich treffend: „Es ist höchste Zeit, dass sich Frauen in die Stadtplanung und Stadtgestaltung mehr einmischen."[171] Die Planung einer „offenen Stadt" könnte damit also auch als Chance für mehr Partizipation von Frauen in der Stadtplanung gesehen werden.
Elisabeth Katschnig-Fasch hatte in diesem Bereich einen Weitblick: „Stadtarchitektur muss in einen Dialog treten, sich auf eine duale Auseinandersetzung einlassen, die mehr ist als eine interaktive Beziehung. Und das heißt, sich auf den Raum und auch auf die kulturelle Dynamik der dort lebenden Menschen einzulassen".[172] Empirische Forschungen der Kulturwissenschaften können einen wichtigen Beitrag bei der Erarbeitung eines solchen Konzepts leisten.
Bei der Erprobung der „offenen Stadt" müssen jedoch immer auch Ein- und Ausschlussmechanismen beachtet werden. Diese Arbeit hat versucht, diese Mechanismen in Bezug auf Frauenpartizipation bei Stadtplanungsfragen aufzuzeigen.

- Es braucht Zwischenräume für die Gestaltung des sozialen Raumes „Nachbarschaft"

Ipsen meint, dass die Entwicklungschancen einer offenen Stadt nicht nur durch die Stadtentwicklung und die Kultur einer Stadt, sondern in erster

170 Vgl. Ebd., S. 3.
171 Schirmer (wie Anm. 53), S. 9.
172 Katschnig-Fasch (wie Anm. 28), S. 136.

Linie makropolitisch bedingt sind. Ich stimme dem Autor nur zum Teil zu, denn die Offenheit in einer Stadt beginnt bei ihren BewohnerInnen, demnach in ihrer eigenen Kultur. In dieser Forschung sind es fünf Frauen, die aufgrund unterschiedlicher Beweggründe ein MGH – einen offenen Raum – in Graz etabliert haben. Im MGH Waltendorf wird – so erzählt eine Mitarbeiterin – „die große Revolution vielleicht nicht ausbrechen, aber im Kleinen mit Sicherheit, man muss auch mit kleinen Schritten dankbar sein".[173] Meiner Meinung nach sind es die Menschen, die eine ‚lebbare Stadt' ausmachen und durch ihr soziales Handeln eine Stadt so weit verändern können, dass sie offen wird, in welchem Sinn auch immer. Denn „über eine lebbare Stadt entscheiden hier noch die Aneignungsmöglichkeiten der Menschen, oder anders gesagt, wie es den Stadtbewohnern gelingt, zwischen und in den unterschiedlichen Raumbedingungen Identität und Freiheit zu behalten und Kreativität zu entwickeln."[174]

- Es braucht den „Identifikationsraum" Stadt, in den sich Frauen einschreiben können.

Eine gewisse Art von Kreativität konnte auch im MGH Waltendorf gezeigt werden. Frauen haben hier einen leerstehenden Raum in Graz zu einem „neuen Raum" umfunktioniert und dadurch einen Zwischenraum, Übergang, bzw. eine Nische für die Vernetzung von Nachbarschaft geschaffen. Dabei zeigt sich, dass v.a. Frauen und Kinder dieses Beziehungsnetz der Nachbarschaft nutzen. Mehrgenerationenhäuser könnten für die bevorstehenden sozialen Herausforderungen einen wichtigen Beitrag leisten, den StadtgestalterInnen mitbedenken sollten. Das Potenzial von Frauen für die Gestaltung einer „offenen Stadt" darf nicht unterschätzt werden, da gerade Frauen sehr oft an die Gemeinschaft denken und gesellschaftlicher Wandel – hin zu mehr Offenheit – möglich wird. Mit der Etablierung dieses Zwischenraumes und der Nische „Ehrenamt" konnte sich hier eine „neue Kultur" entwickeln.
Frauen tragen vielfach zur Aufwertung von Quartieren bei. Doch die Art, wie man in der Stadtöffentlichkeit repräsentiert wird, hat Auswirkung auf das eigene Handeln. Eine Mitwirkung setzt Handlungskompetenz

173 IP 5, Transkription des Interviews vom 23.10.2013, S. 21.
174 Katschnig-Fasch (wie Anm. 28), S. 122.

voraus. Wenn Frauen im Stadtdiskurs vorkommen, so wollen sie ihre Anliegen in die Stadt auch einbringen. Politisches Handeln ist damit auch Emanzipation und beinhaltet den Wunsch, etwas zu verändern. Es geht daher auch darum, das Handeln von Frauen auf raumtheoretischer Ebene zu verorten.[175] Dieser Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung wird auch im MGH Waltendorf sehr deutlich.

- Es braucht Räume für Randgruppen

Friedman sieht eine „offene Stadt" als „eine Stadt, die sich dem Leben öffnet, die Menschen auch dann willkommen heißt, wenn sie nicht so sind wie wir, die unsere gemeinsame Menschlichkeit anerkennt und alle Vorzüge eines Lebens in städtischer Vielfalt bietet."[176] Es gibt noch einige Fragen, die weiterer Untersuchungen bedürfen: Wie würde eine „offene Stadt" aussehen, wenn sie all ihren BewohnerInnen – auch ihren Randgruppen – die Möglichkeit dieser Art der Raumaneignung und Stadtgestaltung bietet, um sich darin kreativ und karitativ zu entfalten und sich mit ihrem Handeln in die Stadt einzuschreiben? Könnte das Konzept der Mehrgenerationenhäuser auch in andere Bezirke von Graz übertragen werden, um Nachbarschaft, aber auch unterschiedliche Kulturen zu vernetzen?
Das deutsche Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend schreibt:

> „In den deutschen Mehrgenerationenhäusern haben Menschen aller Generationen und jeder Herkunft die Möglichkeit, sich freiwillig zu engagieren. Die Mitarbeit in den Häusern eröffnet vielen Freiwilligen neue Chancen und Möglichkeiten, stärkt sie in ihrer sozialen Kompetenz und vermittelt fachliche Fertigkeiten. Auf diese Weise unterstützen die Häuser die berufliche (Wieder-) Eingliederung in den Arbeitsmarkt und fördern die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund."[177]

175 Vgl. Rolshoven 2013, in: VO „Stadt-Raum-Kultur", am 18.12.2013.
176 Friedmann (wie Anm. 35), S. 282.
177 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Alle Generationen einbinden. (2013a), In: http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/alle-generationen-einbinden (Zugriff: 12.03.2014).

In Politik und Planung wird versucht, das private Engagement mit der öffentlichen Steuerung zu verbinden. Diese richtet sich jedoch vor allem an die Mittelschicht; marginalisierte Gruppen sind kaum vertreten.[178] So innovativ Bürgerinitiativen auch sein mögen, diese neue Form des Regierens muss kritisch hinterfragt werden. Die BürgerInnenbeteiligung aller Gruppen, so auch der Randgruppen, müssen in der Diskussion um eine „offene Stadt" immer berücksichtigt werden.

- Es braucht Ideen

Die Frage nach der „offenen Stadt" wurde mit einer „Gedanken-Collage" beantwortet. Der Begriff der Offenheit ist nur schwer zu fassen, daher scheint meiner Meinung nach eine Sammlung von Ideen für die Umschreibung des Begriffs geeignet, weil seine Vielschichtigkeit damit am besten ausgedrückt werden kann. Doch die Collage einer „Offenen Stadt" ist „wie jede kulturelle Collage ein ständiger Prozess von Decollage und Collage"[179]. Die Frage dahinter lautet:

> „Wie sieht es mit dem Gewissen nicht nur der Architekten, sondern aller Planenden für die Stadt von heute und von morgen aus? Beachten sie die Handlungsebenen für eine gekonnte Collage „offene Stadt" aus Tradition und Utopie, aus den Gestaltungswünschen und -fähigkeiten ihrer Bewohner. Was ist mit der Decollage des Verfestigten, Verkrusteten, der von Macht und Spekulation, von Egoismen und Ausgrenzungen? Wird die Erfahrung verschiedener Realitäten und Vorstellungen in der Stadt gesucht, um sie zusammenführen zu können? Könnte „Schöpfung eines kulturell Neuen" sich an den vielen Anderen in der Stadt, ihren Ängsten und Träumen, ihren Ideen und Erfahrungen – und ihren Fähigkeiten – orientieren?"[180]

Die Ideen von Anatoli Rakhkochkine zu „Transparenz, Zugänglichkeit und Aufnahmefähigkeit" stellten interessante Anknüpfungspunkte für die Gestaltung einer „offenen Stadt" dar. Eine unter vielen Antworten auf die Frage „Was ist eine offene Stadt?" könnte aufgrund dieser Forschung

178 Vgl. Rolshoven 2013, in: VO „Stadt-Raum-Kultur", am 18.12.2013.
179 Greverus (wie Anm. 104), S. 74.
180 Ebd., S. 73.

am besten mit Tim Rienits gegeben werden, der in ihr eine „Ansammlung von Ideen" sieht. Die Ansammlung von Ideen zur „offenen Stadt" hat gezeigt, dass dieses Konzept auch als „wünschenswerter Zustand"[181] für die Stadt Graz erachtet wird. Wie sich Graz in Zukunft entwickeln wird, bleibt schlussendlich offen.
Mit Bahrdts Worten können diese Schlussfolgerungen nun ein Ende finden. Eine „offene Stadt" könnte ihm zufolge einfach eine „lebendige Stadt" sein, denn:
„Lebendige Städte sind niemals – weder baulich noch sozial – geschlossene Systeme, in denen alles vorausbestimmt und festgelegt ist. Die Voraussetzung ihrer Lebendigkeit ist die Unvollständigkeit der Integration, die ihrerseits Privatheit und Öffentlichkeit ermöglicht und damit jene Stadtluft, die auch heute noch frei macht."[182]

Zusammenfassung

In dieser Arbeit sollte der Versuch unternommen werden, den Begriff der „Offenheit" aus einer emischen Sicht von BewohnerInnen in Graz zu fassen und die gewonnenen Konzepte zur „offenen Stadt" für eine kulturwissenschaftliche Stadtforschung fruchtbar zu machen. Die „offene Stadt" wurde dabei mit Fokus auf eine gendersensible Stadtforschung beleuchtet, um eine Lücke in diesem Forschungsbereich zu schließen.
Stadt wurde zunächst als Raum gefasst, in dem neue Räume, aufgrund der Bewegung und des sozialen Handelns der Menschen entstehen. Im Forschungsfeld MGH Waltendorf wurde die Frauenperspektive auf die „offene Stadt" untersucht. Darin wurde die Raumaneignung von Frauen und die Umgestaltung eines Raumes beschrieben. Dieser „neue Raum" kann auch als „Zwischen-, Übergangs-, Möglichkeitsraum" oder als „Nische" betrachtet werden, in dem sich Frauenkultur entwickelt.
Das Potenzial und die Kreativität von Frauen sollte bei der Konzeption einer „offenen Stadt" mitberücksichtigt werden. Die Idee der „offenen

181 Vgl. Rienits (wie Anm. 43), S. 29.
182 Hans Paul Bahrdt: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Hamburg 1969, S. 151.

Stadt“ kann u.a. als Chance für Frauen – für mehr partizipative Mitbestimmung in Stadtplanungsangelegenheiten – gelesen werden.
Wenn KulturwissenschafterInnen einen Beitrag zu dieser Debatte liefern können, so ist es die Schaffung eines „lokalen Diskurses“, der auch mit diesem Forschungsprojekt verfolgt wurde. Nicht nur die Ideen der StadtraumplanerInnen, ArchitektInnen und PolitikerInnen, sondern vor allem die Gedanken der BewohnerInnen sollten im Diskurs zur „offenen Stadt“ berücksichtigt werden. Weitere kulturanthropologische Erhebungen wären eine große Bereicherung für das Forschungsfeld der „offenen Stadt“.

Wie viel Offenheit verträgt die Vorstadt? Schliessungsprozesse am Beispiel Feldkirchen bei Graz

Helmut Seidl

In der vorliegenden Arbeit möchte ich das Spannungsfeld zwischen Vorstadt und Stadt mit seinen strukturell bedingten Ein- und Ausschließungsprozessen untersuchen. Durch das verschleierte Wirken kapitalistischer Regierungspraxen, wie der Gouvernementalität[1], werden Ausschließungsmechanismen in dem Beziehungsgeflecht um Makroebene (global) und Mikroebene (lokal) oft schwer erkennbar. Vorstädte, in einer „noch" ländlich geprägten Marktgemeinde, mit vielen aktiven Vereinen, verfügen auch über eine gewisse Selbstregulation. Nach Detlev Ipsen sind Ränder Räume der Transformationen[2] Elisabeth Katschnig-Fasch schreibt, dass „Städte Nebeneinander und Gegeneinander kultureller Tatsachen und sozialer Unterschiede sind", die „noch nie da gewe-

1 Der Begriff geht auf Michel Foucault zurück und bedeutet eine „spezifische Form von Macht, die konstitutiv mit einem Moment von Freiheit – etwa des Marktes oder des Individuen – verbunden ist und gerade hierüber über das Verhalten von Subjekten einwirkt." In: Lars Gertenbach: Governementality Studies. Die Regierung der Gesellschaft im Spannungsfeld von Ökonomie, Staat und Subjekt. Skript zum gleichnamigen Vortrag vom 12. Juni 2012 an der Karl-Franzens Universität Graz, Graz 2012, S. 4.

2 Vgl. Detlev Ipsen: Städte zwischen Innen Außen. Randbemerkungen. In: Johanna Rolshoven (Hg.): „Hexen, Wiedergänger, Sans-Papiers". Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raums. Marburg 2003, S. 37–49, hier: S. 39.

sene Trans-formationsprozesse darstellen."[3] Diese dynamischen Prozesse passieren nicht einfach, sie werden durch gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Rahmenbedingungen in Bewegung gebracht. Wesentlich erscheint mir, in solchen Dynamiken die strukturell bedingten gouvernementalen Zwänge mit ihren Effekten auf das kulturelle Alltagsleben und die alltäglichen Ausgrenzungen in der Gesellschaft aufzuzeigen.

Feldkirchen bei Graz liegt geographisch im ebenen Grazer Becken. Es handelt sich um einen sehr markanten Ort mit starkem Verkehrsaufkommen, durchzogen von Trennlinien, wie die Bahngeleise, die Triesterstraße und die Autobahn. Die durchmischte Bebauung zeigt sich in Kleingewerbebetrieben, Landwirtschaften, Wohnsiedlungen und Einfamilienhäusern, die zwischen Äckern und Wiesen gelegen sind. Während meinen Feldaufenthalten sind mir auch stigmatisierende Vorurteile und Ausgrenzungen aufgefallen. Einige Ausschnitte von Besorgnissen und Ängsten der hier lebenden Bevölkerung werden in Folgenden dargestellt. Aus diesen Schließungsprozessen heraus kann das Ergebnis der Nationalratswahl 2013, aus der die rechtspopulistische Freiheitliche Partei in der Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz, als klarer Wahlsieger hervorging, in seiner kulturellen Eigenlogik gedeutet werden.

Bei der Wahl meines Untersuchungsfeldes habe ich den Fokus absichtlich auf den südlichen Stadtrand von Graz gelegt. In mehreren Besuchen zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten erreichte ich meist mit öffentlichen Verkehrsmitteln, aber auch zu Fuß, die Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz. Mein Blick ist herrschaftskritisch ausgerichtet, mit dem Versuch, kleine lebenswirkliche Ausschnitte mit der Makroebene zusammen zudenken. Dabei sollte auch Verborgenes mitgedacht werden, um, wie ich meine, die Realitäten der gegenwärtigen, sozialpolitischen Veränderungen besser erkennen zu können.[4]

Als Ausblick werden einige wesentliche Grundüberlegungen zu den makropolitischen Strukturen dieser kleinen empirischen Arbeit nachgestellt. Das Forschungsfeld steht in global verwobenen Zusammenhängen und wurde deshalb von mir bewusst in einer weiter gefassten Perspektive be-

3 Vgl. Elisabeth Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm, Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120–139, hier S. 120.

4 Ich schreibe aus der Sicht eines Handwerkers, eines Arbeiters und prekär Lohnabhängigen.

trachtet. Es versteht sich daraus, dass diese Arbeit, nur als kleiner Einstieg zum Weiterdenken der Vision einer Offenen Stadt in ihren strukturellen Zusammenhängen anregen kann.

Feldkirchen bei Graz

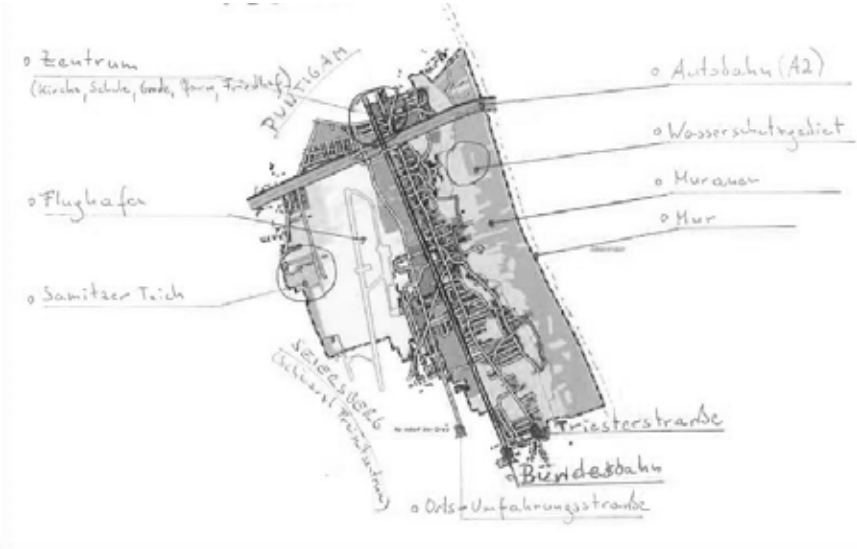


Abb.1: Skizze der Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz (Zeichnung: H. S.).

Die Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz mit ihren 5.600 EinwohnerInnen und einer Fläche von 11,5 km² liegt an einer geographischen Schnittstelle im ebenen Grazer Becken. In diesem verbauten Raum stechen der Flughafen und die Autobahn, die nur einige Meter am Zentrum vorbeiführt, markant hervor. Die Autobahn wurde etwas tiefer als das Niveau des Zentrums angelegt. Sie zog eine Trennlinie durch die Gemeinde, entschärfte dadurch den Durchzugsverkehr und bot mit dem Autobahnvollanschluss neue Perspektiven für die Ansiedlung von Gewerbebetrieben. Durch den Bau der Autobahn wurden angrenzende Gebäude und Einfamilienhäuser und deren BewohnerInnen an den Rand gedrängt. Trotz der Lärmschutzwände hört man das ununterbrochene Rollen des tangent fließenden Autobahnverkehrs im südlichen Teil des Zentrums. Der von der Holding Graz bewirtschaftete Flughafen erhält durch Steu-

ereinnahmen lokale Arbeitsplätze, aber auch symbolisch wesentliche Bedeutung. Bewegt man sich entlang der Triester Hauptstraße ins Zentrum, so kommt man an Kleingewerbebetrieben, kleineren Wohnblöcken, Einfamilienhäusern und landwirtschaftlichen Betrieben vorbei. Der über verschiedene, zwei- bis dreigeschossige Gebäude hinausragende, achteckige Zwiebelturm der Kirche ist schon von weitem sichtbar. Baulich auffallend sind neben Schallschutzmauern und der Flughafenumzäunung auch der neu gestaltete offene Marktplatz und die größeren Einkaufszentren.
Starkes Verkehrsaufkommen zwängt sich durch den engen Kreisverkehr im Zentrum. Die BewohnerInnen scheinen heute wie früher, als die Triesterstraße noch Teil der berüchtigten Gastarbeiterroute war[5], an das ständige Fließen des Verkehrs gewöhnt zu sein. BewohnerInnen erzählen, dass diese Ortsstraße eine „Gewohnheitsstraße" sei. Durch den Bau der Umfahrungsstraße sei es „mit dem Durchzugsverkehr schon viel besser geworden, da der Schwerverkehr nun außerhalb fährt". An der Trasse der Südbahn rattern Tag und Nacht die Züge an der geradlinigen Bahnstrecke durch den Ort am Flughafen vorbei. An Wochenenden ist das Verkehrsaufkommen deutlich ruhiger. Das Nachtleben verlagert sich zur späten Stunde Richtung Graz, da die ortsansässigen Gastronomiebetriebe während der Woche sehr pünktlich schließen. In der Nacht von 0:30 bis 4:00 Uhr früh schließt auch der Flughafen seine Pforten und für einige Stunden kehrt eine nächtliche Ruhe ein.
Unmittelbar neben dem Zentrum, an zwei Häusern vor den Eingangstüren verschiedener Handelsketten verkauft jeweils eine nigerianische Asylwerberin mit ihrem auffallenden dunklen Äußeren, die Monatszeitschrift Megaphon. Ihre Arbeit scheint mit „soziokulturellen Fähigkeiten" zwischen Distanz und Nähe ausgeführt zu werden.[6] Viele PassantInnen,

5 Die Gastarbeiterroute Nord – Süd führte von der ehemaligen österreichisch-jugoslawischen Grenze, dreißig Kilometer von Feldkirchen bei Graz entfernt durch Graz, Murtal, Ennstal, Richtung Salzburg und Deutschland. In den Nachrichten bekam diese Route aufgrund häufiger Verkehrsunfälle, Staus und dem lebendigen Treiben, das eine Verkehrslawine mit sich bringt, viel Aufmerksamkeit. Mit Beginn der 1970er Jahre bis zum Ausbau der Schnellstraßen und Autobahnen in den1990er Jahren war die Straße auch als „Todesstraße" berüchtigt. Vor allem die Orte von Graz bis zur Grenze verwandelten sich zu lebendigen Umschlagplätzen mit Geldwechselstuben, kleinen Verkaufsläden, Souvenirständen und Versorgungsmöglichkeiten.

6 Vgl. Uwe Schellenberger: Transmigration als Lebensstil. Selbstbilder und Erfahrungswelten von Pendlern zwischen Deutschland und Neuseeland (=Münchner Beiträge zur Volkskunde 41). Münster u.a. 2011, S. 178.

die in die Geschäfte gehen oder gerade ihre Einkäufe getätigt haben, zeigen Toleranz und eine gewisse Gesprächsbereitschaft. Manche geben eine finanzielle Unterstützung oder Lebens-mittelgaben für die AsylwerberInnen. Bei anderen wiederum ist das Verhalten eher abgeneigt, vielleicht auch begleitet von Scham, sie scheinen nicht zu wissen, wie sie reagieren sollen. Insgesamt hat man aber den Eindruck, es passt alles hier. Die Menschen sind freundlich, etwas distanziert, aber nett. Beim Friedhof lädt der Totengräber die geschnittenen Äste und das Laub gemächlich auf den Traktoranhänger. Die Mistkübel sind geleert, die Straßen und Häuser erscheinen durchwegs in gepflegtem Äußeren.
Als ich die Gemeindestube betrat und vor Ort beim Bürgermeister versuchte, mein Vorhaben bezüglich „Open City" zu erläutern, stieß ich auf Unverständnis. Mit der Thematik einer „Offenen Stadt" konnte er nichts anfangen, so etwas hatte er noch nie gehört. Ich dachte mir dann, „woher auch" - dies ist eine, aus der akademischen Auseinandersetzung entstandene Diskussion. Er schenkte mir freundlicherweise eine zweibändige Ortschronik, mit der Bemerkung, „es wäre Zeit, sie zu ergänzen, weil sie schon 15 Jahre alt ist". So ging ich daran, in den weiteren Erkundungen und Begegnungen vor Ort, meine Aufmerksamkeit auf Ängste, Probleme und Ausgrenzungen zu richten, und mich zu fragen, wie viel Offenheit diese Randgemeinde verträgt.

Der Schein der ländlichen Idylle trügt

Beobachtet man die Menschen und hört ihren Alltagsgesprächen zu, so kommen neben den positiven Eindrücken auch Sorgen und Ungereimtheiten zum Vorschein. In der Gemeindestube brachte ich in Erfahrung, dass aus der Grazer Innenstadt immer wieder Menschen zuziehen, hauptsächlich in den stark wachsenden Ortsteil Wagnitz, im südlichen Teil der Gemeinde. Diese „Neuzugezogenen" „sind nicht so integriert am Geschehen der Vereine in der Gemeinde, wie die Heimischen." Die Gemeinde

Die scheinbare Routine, welche trotz weitgehend fehlender Deutschsprachkenntnisse bei vielen AsylantInnen sichtbar wird, hat sich Frau M. N. in der zweijährigen Flucht über verschiedene Länder Afrikas und Europas nach Österreich angeeignet. Zusätzlich zu den linguistischen Sprachkenntnissen bedarf es in der Fremde auch einer „Kommunikationskompetenz", die John Gumperz als wesentlich bedeutsamer als die Sprachkompetenz einschätzt (Ebd.).

veranstaltete als Beitrag für eine ruhigere Gemeinde, einen autofreien Tag, woran nur 12 Personen (sechs vom Gemeinderat) teilnahmen. „Aber zu Fasching müssen sie kommen, da sind alle da", erfuhr ich.

> Eine vor zwei Jahren zugezogene Vorarlbergerin, die vorher zwanzig Jahre in Wien lebte, erzählte mir. „Es ist schon eine Umstellung, wenn man aufs Land kommt, jetzt muss ich den Führerschein machen, denn ohne Führerschein ist man hier aufgeschmissen, wenn man da irgendwo aufs Land muss, ohne Auto ist man da nix" „Nach Wien haben wir zweieinhalb Stunden, aber irgendwo anders hin, das ist eine Weltreise". Und wenn man da einen Arzt braucht, da kommt niemand so schnell, nur im Notfall, in Wien braucht das höchstens ein bis zwei Stunden." Mir gegenüber beschwert sie sich in ihren Erzählungen am Kaffeehaustisch über die gegenwärtigen Sparmaßnahmen im Gesundheitssystem, „aber die Leute sind nett", sagte sie.[7]
>
> Eine ältere Geschäftsfrau beklagte sich wegen der seit zwei Jahren andauernden Baustelle für das „Shared Space"- Pilot Projekt[8]. Ihr Geschäftsbetrieb wurde durch die Baustelle und mangels Parkplätzen gestört. „Ich bin zwei Jahr außen herum gefahren, elf Kilometer, die bezahlt mir keiner, bei den Spritpreisen heutzutage."[9]

> Eine Verkäuferin wiederum erzählt mir, dass sie vor zwanzig Jahren in einer Bank halbtags arbeitete, und fast den gleichen Lohn bekam wie heute als Vollzeitbeschäftigte in einem kleinen Geschäft hier in der Vorstadtgemeinde. Sie zeigt mir noch den aktuellen Kronenzeitungsartikel, wo die Monatsbezüge der pensionierten ORF-Moderatorin M. L. aufgelistet sind. „Ist das nicht ein Witz, was die verdienen und wir sieben Euro dreißig" (brutto), schnaubt sie verärgert.[10]

Beschwerden über verschiedene Missstände bekommt man in den Erzählungen ebenso zu hören, wie Besorgnisse. Eine dreiundachtzigjährige Frau

7 Feldforschungstagebuch, 7. Okt. 2013.

8 Die Begegnungszone wurde als Shared-Space-Projekt im Bereich des Ortszentrums umgestaltet. Es handelt sich hierbei um „eine Straße, deren Fahrbahn für die gemeinsame Nutzung durch Fahrzeuge und FußgängerInnen bestimmt und als solche gekennzeichnet ist." (Feldkirchner Nachrichten. Amtliche Mitteilungen Folge 3, Sept. 2013, S. 5.)

9 Feldforschungstagebuch, 7. Okt. 2013.

10 Feldforschungstagebuch, 8. Nov. 2013.

berichtete mir in einem informellen Gespräch am Straßenrand: „Ist es nicht traurig,, dass die Jugend heute keine Arbeit hat.“ Solche Besorgnisse sind als „Konfliktfelder“, im „Zusammenspiel von Kultur, Politik; Macht und Identität“ zu analysieren.[11] Probleme und Spannungsfelder entstehen in der Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz auch durch die Stadtrandlage, im Zwischenraum Stadt und Land, sie zeigen sich in Zwängen und Auseinandersetzungen.

Stadt - Land

Abb. 2 und 3: Feldkirchen bei Graz (Fotos: Helmut Seidl).

Im gemeinschaftlichen Alltagsleben sind die verschiedenen Aktivitäten der vierzig lokalen Vereine stark prägend. Die Lebensweisen zeigen sich in verschiedenen Ausdrucksformen als Mischform aus ländlicher, industrialisierter und urbanisierter Gesellschaft. In der ursprünglich landwirtschaftlich geprägten Marktgemeinde sind im Jahr 2013 nur noch fünf Vollerwerbslandwirte aktiv.[12] Detlev Ipsen zufolgen sind die Ränder von Städten weniger reguliert und bergen daher verschiedene Potenziale. Das macht deutlich, „dass Ränder Räume der Transformationen sind“.[13] Sie

11 Vgl. Katschnig-Fasch 1999 (wie Anm. 3), S. 123.

12 Circa 50% der gesamten Gemeindefläche sind landwirtschaftliche Nutzflächen, während die Bau und Verkehrsflächen circa 10 % betragen. Der Rest setzt sich aus Murauen, Wäldern, Gärten, Gewässern und sonstigen Flächen zusammen.
Vgl. Ingo Mirsch: Die Geschichte der Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz. Bd. II. Herausgegeben von der Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz 1999, S. 129.

13 Vgl. Ipsen 2003 (wie Anm. 2), S. 39.

sind „für Innovationen geeigneter als die Zentren der Städte und die älteren Wohngebiete."[14]

In der lokalen Ortschronik kommen die Konflikte aus der Stadt-Landdynamik in ihrer Entwicklung deutlich zum Ausdruck.[15] „Der Ausbau des Flughafens Thalerhof, der Bau der Südautobahn, die Verkehrsbelastung, die beizeiten problematische Grundwasserqualität und der von Graz ausgehende private und wirtschaftliche Ansiedelungsdruck sind Probleme, die von außen an die Gemeinde herangetragen wurden."[16] In Bezug auf das kulturelle Leben äußerte sich Ingo Mirsch folgendermaßen: „Im Grunde müsste dieses Kapitel >Kulturelles Überleben am Rande einer Großstadt< lauten und mit einem Fragezeichen versehen werden, denn es ist nicht selbstverständlich, dass sich in unmittelbarer Nähe des Zentrums Graz überhaupt kulturelles Leben weiterentwickeln und behaupten kann."[17] „Zahlreiche Gemeinden im Umfeld der Landeshauptstadt haben mit diesen Problemen, die die Sogwirkung der Stadt mit sich bringt, zu kämpfen […]."[18]

In Gesprächen mit den Menschen vor Ort über die lokale Identität kamen verschiedene Meinungen zum Ausdruck. Die aktuellen Debatten der Gemeindezusammenlegung stoßen auf sehr viel Widerstand bei den BewohnerInnen, die keine Veränderungen der gewachsenen traditionellen Kleinstrukturen wollen. Was würde sich verändern? Die Reziprozität zwischen Stadt und Land würde zwar weiterhin aufrecht bleiben, aber viele FeldkirchnerInnen befürchten den Verlust ihrer eigenen Handlungsautonomie.[19] Die FeldkirchnerInnen würden zu GrazerInnen und in einem Randbezirk der Stadt Graz leben. Die Stadtrandzone würde sich

14 Vgl. Ebd., S. 41.
15 Vgl. Mirsch 1999 (wie Anm. 12).
16 Vgl. Ebd., S. 128.
17 Vgl. Mirsch 1999 (wie Anm. 12), S. 196.
18 Ebd., S. 196.
19 In diesen Zusammenhang kommt mir wieder eine alte These von mir in Erinnerung, welche noch zu überprüfen wäre. „Je überschaubarer die Strukturen, desto demokratischer sind sie?" Durch die räumliche Nähe der interagierenden AkteurInnen können Probleme besser erkannt und verstanden werden. Politische Veränderungen können mit einer kleinen Bürgerinitiative leichter umgesetzt werden als im Rahmen großräumiger Entscheidungsstrukturen, in denen tausende oder hunderttausende Menschen zu überzeugen sind. Politische Entscheidungen sind in großen Einheiten vielleicht auch zu weit weg von den Alltagshandlungen der Menschen. Sie werden dadurch als fremdbestimmt wahrgenommen.
Vgl. hierzu auch Leopold Kohr: Small is beautiful. Ausgewählte Schriften aus dem Gesamtwerk, München 1995.

damit nach außen verschieben, und das angrenzende Umland zu einem bloßen „Anhängsel" der nun größeren Stadt werden.[20] Die Vorschläge zur Eingemeindung der finanzstarken Gemeinden von Graz-Umgebung zu einer größeren Landeshauptstadt Graz (letzte Zwangsfusion war 1938!), sorgen daher für Unmut. Dies zeigte sich sehr deutlich bei der Nationalratswahl 2013, wo es unter anderem der Protest der Menschen gegen die Gemeindezusammenlegung die FPÖ war, der zum Wahlsieg führte. Ein Trend zu weiteren Schließungen kann erahnt werden.

Schliessungsprozesse

Beobachtung in einem Geschäft: Morgens gegen 6.00 Uhr, während ich meinen Kaffee trinke, schimpft ein Gast:

> „Die Grenzen hätten sie ruhig zulassen können, da kommt nur Gesindel herein, soviel Gesindel." Der zweite Gast beschwert sich gerade, während er sein Frühstück bezahlt, über die Teuerungen durch den Euro. „Das kost ja alles das Mehrfache heut" Ein alter Mann erwidert: „Den Euro hätten wir uns sparen können." Dann kommt eine circa Mitte fünfzigjährige Frau in den Verkaufsladen und holt zwei Dosen Bier aus dem Kühlschrank. Als sie aus der Tür ist, fragt der eine Gast am Tisch: „Trinkt die in der Früh schon zwei Dosen Bier?" „Die sitzt tagsüber in der Bar oben. Die war eh schon einmal auf Kur, aber das hilft anscheinend nicht", erwiderte der alte Mann. Auch die Verkäuferin ist besorgt um die Frau: „So ist sie ja nett und freundlich".[21]
>
> Während ich die Straßen erkunde, werde ich auf den Hofladen eines größeren Bauernhofes aufmerksam. Eigentlich wollte ich sonst nichts kaufen, nur ein Selchwürsterl verkosten, welches mir der Bauer freundlicherweise, als ich es bezahlen wollte, schenkte. Während ich das Würsterl aß, unterhielten wir uns ein wenig. Er beschwerte sich, „[…] die Milch darf nicht einmal einen Euro kosten und ein Mineralwasserl kostet schon ‚Eins achtzig', das passt ja nicht." Schließlich kamen wir noch auf die Arbeitsmoral und die Fremd- (Gast)arbei-

20 Vgl. Axel Borsdorf, Vera Mayer: Konvergenz und Divergenz der Kulturen in den Randzonen der Städte – Eine notwendige Einleitung. In: Dies. (Hg.): Konvergenz und Divergenz der Kulturen der Städte. Schriftenreihe Wohnwesen Umland Wien. Bd. 2., Wien 2004, S. 7–16, hier S. 11.

21 Feldforschungstagebuch, 19. Mai 2013

terInnen zu sprechen. „Die Leute kommen aus dem Osten, sind ihres Glaubens alle Ingenieure, können tun sie nix, zur Mischmaschine kannst sie zubi [=dazu, Anm. H.S.] stellen […]", ist seine Meinung.[22]

Ein anderer älterer Herr, ehemals im Justizwachedienst tätig, erzählt mir wiederum, dass sie „[…] früher, in den späten 50er Jahren, nach der Ungarnkrise, hier im Ort mit viel Engagement, Ungarnflüchtlinge aufgenommen und mit Essen und Schlafmöglichkeiten versorgt haben, aber heute kommen die Krüppel herein und wollen oft nur Geld", ergänzte er.[23]

Auf Herrn Staner, einen Feldkirchner Gemeindebürger, wurde ich über einen Zeitungsartikel aufmerksam. Herr Staner hatte im Frühjahr 2013, 1700 Unterschriften in Eigeninitiative gegen den von der steirischen Landesregierung eingeführten Regress[24] gesammelt. Nach intensiver Recherche finde ich seine Telefonnummer und kontaktierte ihn. (Es gibt mehrere Bürger mit gleichem Familiennamen). Diese Zwangsmaßnahme des Regress findet er „aus meiner Selbstbetroffenheit heraus unmenschlich". „Millionen werden nach Griechenland geschickt, für unsere Menschen haben sie kein Geld", erklärte er mir. Er kritisiert die beiden Regierungsparteien, während er mit lauter werdender Stimme betont, dass neben der KPÖ, jetzt auch die FPÖ begonnen hat, Unterschriften gegen den Regress zu sammeln. Ich wollte mehr über diesen Zusammenhang und vor allem seine Motivation in Erfahrung bringen, doch leider ist Herr Staner zum vereinbarten Gesprächstermin am vereinbarten Ort nicht erschienen, und hat zum selben Zeitpunkt auch sein Telefon nicht abgehoben.[25]

In den gezeigten Ausschnitten wird stigmatisiert und geschimpft: „Gesindel kommt herein", „Die Leute vom Osten können nichts", oder „Mil-

22 Feldforschungstagebuch, 7. Aug. 2013.
23 Feldforschungstagebuch, 25. Okt. 2013.
24 Wenn Angehörige in einem Pflegeheim leben, oder Angehörige - die eine Mindestsicherung beziehen, sind deren Ehepartner, Kinder, Eltern die über ein monatliches Nettoeinkommen von 1286 Euro verfügen, in der Steiermark (nur in der Steiermark) verpflichtet, nach Einkommen gestaffelt, monatlich einen Regressbetrag zu zahlen. Im Herbst 2013 wurde das Gesetz auf die Enkelkinder ausgeweitet. Die gewaltigen Kostensteigerungen im Pflegebereich sind zum großen Teil auch in der Auslagerung von den staatlichen Altersheimen zu einem lukrativen Privatbereich zu finden. Alleine in der Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz waren am Informationsschalter zwölf Werbebroschüren über verschiedene private Pflegeheimanbieter aufgelegt.
25 Feldforschungstagebuch, 14. Nov. 2013.

lionen nach Griechenland, für unsere Leute kein Geld“ und Ähnliches ist zu hören. Aussagen wie diese legen offen, dass hier die Ursachen für Probleme auf ein konstruiertes „Außen“ projiziert werden. Maya Nadig bemerkt, „Rassismus ist nicht einfach mit aktuellen Ereignissen […] zu erklären, sondern er macht sich in ganz Europa breit.“[26] Sie meint, „dass der Kapitalismus nicht Ursache dieser Ideologien wäre, sondern dass er mit diesen Diskriminierungsmechanismen arbeitet […].“[27] „Ein großer Teil der Bürger und Bürgerinnen benützt sie in ihrem Alltag: […].“[28] Die Rolle des „Schimpfens“ hat, differenziert betrachtet, eine gewisse Ventilfunktion. Dieser Oberflächendiskurs vertieft sich, wenn PolitikerInnen ihn aufgreifen. Manche Parteien bedienen sich auch der Methode Vorurteile zu schüren, den „Anderen schlecht machen“, um sich selbst in einem besseren Licht darzustellen.

Abb. 4 und 5: Warnschilder in Feldkirchen bei Graz (Fotos: Helmut Seidl).

Kulturelle Eigenlogik? – FPÖ als klarer Wahlsieger

In der traditionell durch die Österreichische Volkspartei regierten Gemeinde Feldkirchen bei Graz, ging bei der Nationalratswahl 2013 die FPÖ mit 33% als klarer Wahlsieger hervor, gefolgt von der SPÖ mit 22

26 Maya Nadig: Antworten auf das Fremde. In: Christa Höllhumer u.a (Hg.): Nahe Fremde – Fremde Nähe (=WIDEE Reihe Frauenforschung Bd. 24). Wien 1993. S. 50.
Sie fügt bei, dass „Rassimus und Nationalismus zusammen mit dem Sexismus geeignete Mittel zur Schaffung einer Hierarchie unter den Nationen sowie zur Spaltung der Arbeiterklasse in besser und schlechter bezahlte Teile sind (Ebd. S. 51).

27 Vgl. Ebd., S. 50.

28 Ebd.

% und der ÖVP mit 17 %. Bundesweit erreichte die FPÖ knapp hinter der ÖVP den dritten Platz. In der Steiermark wurde sie stimmenstärkste Partei. Das Ergebnis zeigt eine mögliche Tendenz für die nächste Gemeinderatswahl, die im Jahr 2015 in der Steiermark stattfinden wird. Betrachtet man die Hinterbühne, so zeigt sich in der FPÖ, welche sich gerne als saubere Ordnungspartei, als „soziale Heimatpartei", inszeniert, in den Führungsriegen eine signifikante Häufung von kriminellen Machenschaften.[29] Das scheint die WählerInnen jedoch nicht zu beeinflussen, sie richten sich augenscheinlich nach anderen Kriterien. Eine ähnliche Entwicklung gibt es in den benachbarten Ländern, in Italien (Lega Nord, Berlusconi), in Ungarn (Jobbik, Orban), in der Slowakei (Kotleba, ein Rechtsextremist gewinnt Regionalwahlen) und in Tschechien (Milliardär Babis wird zweiter).

Woran liegt es in Feldkirchen, dass anscheinend von Wahl zu Wahl immer größere Wählerschichten die FPÖ wählen? Sind es die von außen herangetragen Probleme, oder sind die Probleme hausgemacht? Auf EU-Ebene bekennt sich die FPÖ zu „einem Europa der freien und unabhängigen Vaterländer im Rahmen eines Staatenbundes souveräner Nationalstaaten".[30] „Liebe Deinen Nächsten", „Österreicher zuerst", „Freiheit", „Menschenwürde", „1600 Euro Mindestlohn", „Senkung der EU-Beiträge", waren Aushängeschilder des Wahlprogramms zur Nationalratswahl 2013.[31] Nach welcher Logik werden Parteien und Politiker gewählt? Das Parteiprogramm scheint eine marginale Rolle einzunehmen. „Viele Menschen lesen die Wahlprogramme nicht."[32]

---

29 Vgl. http://www.stopptdierechten.at/think/fpö-kriminalität/ (Zugriff: 2. Jänner 2014). Bei meine Erkundungen in Graz bin ich auf einen islamfeindlichen Aufkleber der „Identitären Bewegung Steiermark" in der Technikstraße gestoßen: „732, 1529, 1571, 1683,… Islamisierung? nicht mit uns!" „www.ib-oesterreich.at " lautete die Botschaft. Ich habe das Pickerl entfernt. Die sehr junge Bewegung mit jungen Mitgliedern tritt für den Erhalt der „eigenen Kultur" und gegen Masseneinwanderung auf. Schlagworte wie „Heimat", „Freiheit" und „Tradition" werden verbreitet.

30 Siehe FPÖ Programm zur Nationalratswahl 2008, S. 5. FPÖ, Programm zur Nationalratswahl (2008) In: http://www.fpoe.at/filadmin/Contenpool/Portal/wahl08.../P_-Wahlprogramm_NRW08 (Zugriff: 15. Jän. 2014).

31 Siehe FPÖ Programm zur Nationalratswahl 2013. FPÖ, Programm zur Nationalratrswahl (2013) In: http://www.vienna.at/die-fpoe-stellt-ihr-wahlprogramm-vor/3669124 (Zugriff: 14. 01. 2014).

32 Wahlprogramme Nationalratswahl 2013. In: www.rechtleicht.atmain/5/29 (Zugriff: 6.6. 2014)

Die populistisch agierende, rechtsextreme FPÖ[33] spielt mit bestehenden Ängsten und Problemen der Menschen, um sie zu ihren Gunsten auszuschlachten. Sie wettern gegen Rot-Schwarze Packelei und Korruption und sind doch selbst meist mitbeteiligt.[34] Welche innere verborgene Logik hinter diesen Verstrickungen steht, wäre untersuchenswert, kann in dieser kurzen Arbeit jedoch nur angedeutet werden. Gegenwärtige Ereignisse und ihre Transformationen in Gesellschaft und Politik veranlassen, an die dunkle Geschichte der 20er und 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu denken und einige parallele Entwicklungen werden sichtbar, wie z. B. hohe Arbeitslosigkeit, Unruhen, Proteste, Soziale Bewegungen, Lohndumping, Rekordgewinne an den Börsen, Aufrüstung, Militarisierung, Krise, nationalfaschistische Umtriebe, u. a.[35]

Abb. 6 und 7 (Fotos: Helmut Seidl).

Globale Strukturen – lokale Transformationen

Was haben lokal getätigte Äußerungen mit den globalen Strukturen gemeinsam?

33 http://www.stopptdierechten.at/think/warum-ist-er-rechts/ (Zugriff: 6.6. 2014).

34 Vgl. Die Schlagzeilen in den aktuellen Tageszeitungen, in denen von Korruptionen beim Verkauf der Buwog und der Telekom sowie bei der Teilprivatisierung der ÖBB berichtet wird.

35 Vgl. auch Stefanie Ruep: Stolperstein Schmierer von Polizei gefasst. In: derStandard online vom 25. Okt. 2013, http://derstandart.at/1381369915624/Salzburg-Stolpersteinschmierer-von-Polizei-gefasst (Zugriff: 4. 1. 2013)
Vgl. Gerald Oberansmayr: „Auslaufmodell Sozialstaat". In: Solidar-Werkstatt (Hg.): „Denn der Menschheit drohen Kriege". Neutralität contra EU-Großmachtwahn. Linz 2013, S. 47–48.
Vgl. Andreas Wetz: Wien: Neue Rechte gehen auf die Straße (2014). In: www://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/3806292/Wien_Neue-Rechte-gehen-auf-die-Strasse, 15.5.2014. (Zugriff: 6. 6. 2014).

„Die Strukturen der Macht sind nicht zugleich erkennbar. Unternehmen, verborgene und sichtbare Mächte wie Staatsgewalt, Reichtum und Polizei weben die Geschicke, versuchen, die Wirklichkeit des Alltags zu unterschlagen. Anders als in der landwirtschaftlichen und industriellen Ära ist diese >Rationalität< verfeinert, gewappnet mit allen möglichen taktischen Raffinessen und unterstützt von einem großen Macht- und Unterdrückungsapparat."[36]

Diese taktischen Raffinessen finden sich gegenwärtig in der komplexen Regierungsform der Gouvernementalität wieder. Wo sind sie sichtbar oder unsichtbar? Wie Ingo Mirsch in Bezug auf die Transformationen in Feldkirchen bei Graz andeutet: „Die Ursachen dafür sind nur zu einem äußerst geringen Teil in der Kommunalpolitik zu finden, […] Probleme wurden von außen an die Gemeinde herangetragen."[37] Zusammenhänge lassen sich anhand der Gegenüberstellung beliebig ausgewählter Aussagen über Ängste oder Sorgen der Protagonisten mit der Makroebene erkennen. Die Präsenz der MegaphonverkäuferInnen oder Aussagen wie: „Das kostet ja alles so viel heut", oder „Ist schon eine Umstellung wenn man aufs Land kommt, jetzt muss ich einen Führerschein machen", oder „Ist das nicht ein Witz, was die verdienen und wir sieben Euro dreißig", oder „Ist das nicht traurig, dass die Jugend keine Arbeit hat heutzutage", oder „Millionen nach Griechenland, […]", oder „Die Leute kommen aus dem Osten, oder „jeder Acker stellt ein potentes Bauland dar." Diese lokalen Ausschnitte aus Alltagsgesprächen mit Bewohnern von Feldkirchen lassen sich als Effekte einer nationalen, europäischen und globalen Politik deuten. „Das Besondere ist, dass dies alles mit den alltäglichen Praktiken eines fundamentalen Kapitalismus verwoben ist."[38] Die voranschreitenden erschwerten Lebensbedingungen vieler Menschen erreichen ein Stadium, in dem „Diskriminierungsmechanismen" und Ausgrenzungen in das „manifeste Handeln" übergehen.[39] „Sie kommen vor allem zum Zuge, wenn das psychische, ökonomische oder politische System überlastet ist

36 Fernand Mathias Guelf: Die urbane Revolution. Henri Lefebvres Philosophie der globalen Verstädterung. Bielefeld 2010. S. 136.
Guelf interpretiert in Bezug auf die Schriften und Gedanken von Henri Lefebvre.
37 Vgl. Mirsch 1999 (wie Anm. 12), S. 128.
38 Vgl. Katschnig-Fasch 2003 (wie Anm. 3), S. 7.
39 Vgl. Nadig 1993 (wie Anm. 26), S. 53.

und die differenzierten und selbstreflexiven Formen der Realitätsbewältigung nicht mehr funktionieren."[40] Zunehmende Proteste und Unzufriedenheit werden laut. In Brüssel wird man nicht müde, die „vorgestellte" Europäische Union als Friedensprojekt darzustellen, während sich immer mehr Proteste und Demonstrationszüge dagegen manifestieren.[41] Den GewinnerInnen steht eine rasch wachsende Zahl von Ausgeschlossenen gegenüber: VerliererInnen, Arbeitslose, RentnerInnen, LandwirtInnen, „Überflüssige", StudentInnen oder AlleinerzieherInnen und viele andere.[42] Die MigrantInnen in Feldkirchen sind doppelt ausgeschlossen. Zum einen aus ihrem Heimatland, in dem sie für sich keine Zukunft sahen, und zum anderen in Feldkirchen, wo sie als MegaphonverkäuferInnen gezwungen sind, auf den guten Willen der Supermarktkunden zu hoffen, um nicht aus dieser Ecke auch noch vertrieben zu werden.

> „Die neue Herrschaftsform profitiert von der unerbittlichen Konkurrenz um Arbeit, […] der Entsolidarisierung zwischen den Berufsgruppen, […] den Verteilungskämpfen, in denen jeder dazu angehalten wird, sich selbst der Nächste zu sein, […]"[43].

Neben den seit Jahren andauernden Demonstrationen in Griechenland, Spanien und Portugal, ziehen gegenwärtig die wütenden „Mistgabelproteste" in Italien[44] immer weitere Kreise. Schon vor dem Beitritt Österreichs zur Europäische Union, haben hinter den parteipolitischen Interessen, Unternehmergruppen (Global Player) am Abbau des Sozialstaates gearbeitet. Denn „Individuelle Freiheit kann es nur in einer Marktwirt-

40 Ebd. S. 54.

41 Vgl. auch Benedict Anderson und seine Nationalismustheorie. Ders.: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London, New York 1983.

42 Vgl. auch Betto Frei (2012): Wirtschaftsdiktatur in Europa. In: Portal amerika 21.de, Nachrichten und Analysen aus Lateinamerika und der Karibik (2012), S. 1, http://amerika21.de/nachrichten/2012/02/48965/wirtschaftsdiktatur (Zugriff: 14. 01. 2014).
„Die Akkumulation und der Besitz des Reichtums in Händen einiger Weniger wird möglich, durch die Besitzaufgabe und den Ausschluss Vieler." (Ebd.).

43 Vgl. Johann Verhovsek: Die Verheißung. In: Elisabeth Katschnig-Fasch: Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien 2003, S. 28 f.

44 O. A.: Italien: Gewerkschaften machen mobil, verstärken Mistgabel-Proteste. In: www.deutsche-wirtschafts-nachrichten.de/2013/12/14/italien-gewerkschaften-machen-mobil-verstaerken-mistgabel-protest/.

schaft ohne Sozialstaat geben".[45] Exakt nach diesen Interessen des Großkapitals hat sich 1995 mit dem Beitritt Österreichs zur EU das Schlagwort „Mehr Privat weniger Staat"[46] rasch weiterentwickelt. Hier dürfte ein wesentlicher Schlüssel zur Problematik liegen. Die Lage hat sich in sozialer und ökonomischer Hinsicht nicht nur für die BürgerInnen von Feldkirchen, sondern auch für die dort lebenden MigrantInnen dramatisch verschärft.[47]

Öffentlich – Privat

Öffentliche Räume sollten allen Menschen gleichberechtigt zugänglich sein, dies stellt eine wesentliche Grundsäule für die Offenheit einer Stadt dar. Daneben existieren auch Überschneidungen, halböffentliche Räume, also Räume, die im privaten Besitz sind und meist aus ökonomischen Interessen der Allgemeinheit zu Verfügung gestellt werden. "Öffentlichkeit als Prinzip der Vergesellschaftung [ist] nicht in erster Linie ein Raum, sondern Teil einer Struktur".[48] Dies bedeutet, „für die im Stadtraum lebenden und agierenden Menschen lösen sich das Private und das Öffentliche nicht auf, sondern die Räume des postulierten Eigenen und des postulierten Geteilten überlappen sich zunehmend, überschneiden sich und stellen neue lebensweltliche Anforderungen an ihre Handhabung".[49]
In der Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz verteilt sich die Landbesitz neben den kommunalen Besitzungen auf private Einfamilienhäuser, pri-

45 Friedman zit. in: Ilan Fellmann: Schwarzbuch Neoliberalismus und Globalisierung. Die Sünden des Neoliberalismus!? Vortragsfolien. S. 10. In: www.wirtschaftsmuseum.at/pdf/Neoliberalismus.pdf (Zugriff: 6. 6. 2014).

46 Eine der wichtigsten Thesen des Wirtschaftsnobelpreisträgers Milton Friedman, siehe vorherige Anm.

47 Von der Propaganda und den Versprechungen der Großparteien aus den Verhandlungen 1994 wurde kaum etwas beibehalten. Vgl. Folder, o. J. (im Besitz H. S.): „Für Österreich erreicht: Die Verhandlungsergebnisse mit der Europäischen Union: Verbindliche ökologische Transitregelungen, Zukunftschancen für Österreichs Bauern gesichert, keine neue Belastungen bei Telefon, Mieten und Sozialleistungen, Österreichs höhere Umweltstandards bleiben aufrecht, Wert des Schillings bleibt gesichert, kein Ausverkauf unserer Heimat, Mehr Sicherheit ohne Aufgabe der Neutralität, u. a."

48 Vgl. Johanna Rolshoven (2010): SOS-Schöne-Neue-Stadt: Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: dérive. Sondernummer: Understanding Stadtforschung. Wien 2010, S. 129 – 134, hier S. 133.

49 Ebd.

vate Landwirtschaften, private Investoren und private „Schotterbarone“[50]. Jeder Acker stellt ein potentielles Bauland dar.[51] Die Flächen in den Umlandgemeinden sind Gegenstand von Immobilienspekulation und die Grundstückspreise stiegen in den letzten Jahren um das Vielfache. Ein Beispiel in Feldkirchen bei Graz ist der Samitzteich, eine ehemalige private Schottergrube, die umzäunt wurde und mit gut gepflegten Wochenendhäusern, meist mit Badesteg versehen, eine neue Verwendung bekam. Ersichtlich wird „das Private“ durch die vielen Hinweisschilder: „Privat“, „Betreten Verboten“, oder „Vorsicht gefährlicher Hund“. An schönen Sommertagen werden die Schotterteiche von den GrazerInnen, je nach ökonomischem Kapital und Zugangsmöglichkeiten als Badeanlagen oder Freizeitnaherholungsraum genützt: Der ruhige, private Samitzteich, oder der meist dicht von Besuchern gedrängte halböffentliche Schwarzlteich.

„Raumfragen sind immer Gesellschaftsfragen: Es geht um soziale, kulturelle, politische, wirtschaftliche und rechtliche Partizipation!“[52] Mit Beginn der 1990er Jahre wurden staatliche Betriebe weit unter dem Marktwert Stück für Stück an private UnternehmerInnen, verschleudert.[53] Mit denselben Interessen wird jetzt in Griechenland und anderen europäischen Ländern Staatseigentum (sozialisiertes Eigentum) den Profitinteressen privater Konzerne und Multis zugeführt.[54] Die Lissabonver-

50 Als Schotterbarone werden in der lokalen Umgangssprache ironisch die Besitzer der Schotteranlagen im südlichen Grazer Becken bezeichnet. Sie haben aus diesen, ursprünglich günstigen landwirtschaftlichen Böden durch Schotterabbau und im Anschluss mit der Umnutzung zur Freizeitanlagen mit Badeseen, ein beachtliches privates Vermögen angehäuft.

51 Vgl. Mirsch 1999 (wie Anm. 12), S. 132.

52 Johanna Rolshoven (2010): SOS: Neue Regierungsweisen oder Save Our Souls – ein Hilferuf der schönen Neuen Stadt. In: Nikola Langreiter, Johanna Rolshoven, Martin Steidl, Margret Haider (Hg.): bricolage 6: SOS – Sauberkeit Ordnung Sicherheit in der Stadt. Innsbruck 2010 (= Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie), 23–35, hier S. 34.

53 Vgl. Gerald Oberansmayer (vie Anm. 35), S. 59: „Österreich hat Erfahrungen beim Mitmarschieren bei Weltreichen und ihren imperialen Abenteuern – die allerschlechtesten. […] [D]ie Entwicklung vor 1938 zeigte, dass dem Verlust der politischen Selbstbestimmung, der wirtschaftliche Ausverkauf vorausging.“

54 Peter Bachmaier: Die Strategie der Spannung. Die Ukraine als Opfer der Globalisierung. In: Zeit-Fragen, 10/2014, S. 5–6.
Von etwa 500.000 Betrieben in der Ukraine wurden 50 % geschlossen und die anderen von ausländischen Konzernen und inländischen Oligarchen erworben.
Vgl. http://www.werkstatt.or.at/index.php?option=com_content&task=view&id=377&id=377&itemid=86
Pakt für Lohn- und Sozialabbau: Eu-Kommission, Europäische Zentralbank und IWF verlangen die Privatisierung von Staatsbetrieben in der Höhe von 15 Milliarden Euro bis

träge[55], die von den nationalen Regierungen stückweise umgesetzt werden (müssen), intensivieren den Liberalisierungs- und Privatisierungsdruck. Diese ökonomische Logik hat zur Folge, dass „die Eigentümer und großen Nutznießer des kapitalistischen Systems – zehn Prozent der Weltbevölkerung beanspruchen 84 Prozent des globalen Reichtums – [...]“[56], die eigentliche Ursache dafür sind, dass „die hemmungslose Privatisierung und Enteignung des öffentlichen Eigentums die Daseinsvorsorge der Menschen bedroht.“[57] Das neoliberale Postulat der „Freiheit“ und die uneingeschränkte Marktöffnung haben sichtbare und verschleierte Verschließungen hervorgebracht. Öffentliche Räume verschließen sich, da sie immer mehr in die Hände von Privaten gelangen.

Ruhige, idyllische Lagen zum Wohnen sind auch in Feldkirchen nur Menschen mit einem größeren ökonomischen Polster zugänglich. Der Zugang zu gehobener Bildung wird für Menschen aus ökonomisch marginalisierten Schichten zunehmend erschwert. Die Gesundheitsvorsorge und die Altersvorsorge sind nicht mehr in gleich guter Qualität für alle Menschen zugänglich und verfügbar. In Feldkirchen bei Graz zeigen sich diese Folgen in verstärkter Form, weil neben dem Selbstbehalt im Falle eines Arztbesuches, eines Krankenhausaufenthaltes oder für das Bewohnen eines Pflegeheimes auch noch der Regress für Angehörige zu zahlen ist. Diese Verschließungen und ökonomischen Zwänge spüren vor allem die Ausgegrenzten und die sozial Schwächeren.[58] Aber auch die Feldkirchner BürgerInnen beginnen Widerstand zu leisten und fangen an, sich zur Wehr zu setzen.[59]

Die Privatisierung der staatlichen Infrastruktur, der Post, der Bahn und sozialer Dienstleistungen haben Verteuerungen zur Folge, weshalb im-

Ende 2011 und weiteren 35 Milliarden bis Ende 2015.

55 Der umstrittene Reformvertrag wurde 2007 von 28 EU-Ländern unterzeichnet und trat 2009 in Kraft. Vgl. auch Joachim Jachnow: Das Ende der Demokratie? In: Magazin für junge Forschung, 1. Okt. 2008, http://www.siencegarden.de/category/autor/joachim-jachnow (Zugriff: 8. 1. 2013).

56 Vgl. Frei 2012 (wie Anm. 42), S. 2.

57 Vgl. Willi Gaisch: Hat das öffentliche Eigentum eine Zukunft? In: Manfred Mugrauer (Hg.): Öffentliches Eigentum – eine Frage von Gestern? 60 Jahre österreichische Verstaatlichungsgesetzgebung. Sonderband der Alfred Klahr Gesellschaft. Wien 2007, S. 143–174, hier S. 149.

58 Elisabeth Katschnig-Fasch hat es auf den Punkt gebracht. „[…] politische Entscheidungen haben sich der Diktatur der Wirtschaftseffizienz unterworfen“ (wie Anm. 3).

59 Vgl. S. 6f. dieser Arbeit.

mer weniger Menschen in der Lage sind, diese in Anspruch zu nehmen. Gleichzeitig haben BürgerInnen von Feldkirchen ebenso wie die MigrantInnen[60] die hier leben, mit ihrem angeeigneten Wissen, ihren speziellen, handwerklichen Fertigkeiten und Fähigkeiten in der ökonomischen Logik der industrialisierten Geldwertegesellschaft immer weniger Bedeutung und finden keine Anwendung und Anerkennung. So verschwinden kulturelle Werte aus der Öffentlichkeit.[61] Sie werden mit diesen Menschen an den Rand der Gesellschaft gedrängt.

Ausblick

„Die Entwicklungschancen für die Offenheit einer Stadtsind im hohen Maße nicht durch die Stadtentwicklung und die Kultur einer Stadt, sondern makropolitisch bedingt."[62]

Schließt man an die Gedanken von Ipsen an, kommt man in der Untersuchung nach der so genannten „Offenheit" einer Stadt, neben den empirischen Datenerhebungen auf der Mikroebene, nicht um die Auseinandersetzung mit den politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen herum. Um den Verschränkungen nachzukommen, werde ich in diesem Beitrag einige markante Themen und Gedanken über Ausgrenzungen auf der Makroebene zum Vor- und Nachdenken anfügen: Betrachten wir eine Stadt aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, so blicken wir interdisziplinär aus der Sicht einer „Integrationswissenschaft" auf Aushandlungsprozesse und Effekte von Ausgrenzungs- und Eingrenzungsprozessen.[63] Nach Wietschorke kommt dem „zusammen denken der kleinen Wirklichkeitsausschnitte mit den sozialen Strukturen" in einer „Beziehungswissenschaft", wie der Volks-

60 Es ist allgemein bekannt, dass promovierte oder als Handwerker ausgebildete MigrantInnen des Öfteren als TaxifahrerInnen, LagerarbeiterInnen o. ä. arbeiten müssen.

61 Vgl. Pierre Bourdieu: Kultur in Gefahr. In: Ders.: Gegenfeuer 2. Für eine europäische soziale Bewegung. Konstanz 2001.

62 Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Problemskizze (1999). In: http://www.safercity.de/1999/skizze.html [Zugriff: 21. 6. 2013].

63 Vgl. Wietschorke, Jens: Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 115/2012, S. 325-359, hier S. 327.

kunde / Kulturanthropologie / Europäischen Ethnologie eine wesentliche Bedeutung zu.[64]

In der Erwerbsarbeit wird nur ein Teil des geschaffenen Wertes an die LohnarbeiterInnen als Zeitlohn ausbezahlt.[65] Der andere Teil des von ArbeiterInnen geschaffenen Wertes wird an die Besitzenden der Produktionsmittel und (oder) an Aktionäre verbucht.[66] Die Schere der Vermögensverteilung zeigt nicht nur riesige Ungleichheiten und Ausgrenzungen, sondern sie geht immer weiter auf.[67] Die Kapital- und Vermögensvermehrung ist in vielen Bereichen systemisch mit Ausgrenzung verbunden. Die Tätigkeitsfelder für erwerbstätige Frauen sind noch immer durchwegs hierarchisch von Männerdomänen bestimmt. Auf vielen Gebieten werden Frauen benachteiligt oder ausgegrenzt. „Frausein ist ein […] Konstrukt von Ideologie, Zuschreibung und positioneller Verortung in gesamtgesellschaftlichen Hierarchien und Verteilungsstrukturen […]"[68]. In vielen weiteren Themen der Makroebene sind ökonomische, kulturspezifische und strukturelle Ausgrenzungen erkennbar: Ökonomie, Besitz, Ethnien, Bildung, Religionen, Mobilitäten und Ähnliches. Der in Österreich geborene, US-amerikanische Stadtplaner John Friedman kommt zu der Erkenntnis: „Unsere Städte sind […] berüchtigt für die Ungleichheit, die in ihnen herrscht, […]".[69] Er schlägt als Alternative „eine integrative Version" einer offenen Stadt vor, „die allen Ortsansässigen die Staatsbürgerschaft auf der Grundlage von Gleichheit gewährt."[70]

64 Vgl. Ebd., S. 325.

65 Vgl. Karl Marx: Das Kapital. Ungekürzte Ausgabe nach der zweiten Aufl. von 1872. Köln 2009. Der Verkauf der Arbeitskraft findet stets nach Zeiteinheiten, z.B.: Tageslohn, Wochenlohn usw. statt.

66 Vgl. auch Oberansmayer 2013 (wie Anm. 53), S. 3. Während die unteren Einkommen Reallohnverluste hinnehmen müssen, sind die Gewinnentnahmen der Kapitalgesellschaften von 9,7 Milliarden (1995) auf 31 Milliarden (2012) gestiegen. „1995 machten die Gewinnentnahmen etwas über 15 % der Lohn- und Gehaltssumme der Kapitalgesellschaften aus, 2012 sind es bereits fast 30%." (Ebd.)

67 Florian Glötzl beschreibt in der Zeitung „Arbeit und Wirtschaft" vom 29.7. 2013 nach einer Quelle der Europäischen Zentralbank, dass 10% der österreichischen Bevölkerung über 60% des Vermögens besitzen.

68 Vgl. Rosenberger, Sieglinde: Geschlechter – Gleichheiten – Differenzen. Eine Denk- und Politikbeziehung. Wien 1996, S.16.

69 Vgl. John Friedmann: Stadt in Angst oder Offene Stadt? (2002), S. 286f. In: http://www.sozialestadt.de/veröffentlichungen/zwischenbilanz/3-friedmann.phtml, (Zugriff: 25. Sept. 2013).

70 Ebd. S. 286f.

Frei Betto legt in diesem Zusammenhang den ökonomischen Machtbereich offen. Er schreibt von der Wirtschaftsdiktatur Europas, und „dass 25 Prozent der Bevölkerung von Armut betroffen und weitere 150 Millionen Einwohner von Armut bedroht sind".[71] „Die Logik der [Kapital] Akkumulation ist autoritärer als alle in der Geschichte bekannten diktatorischen Systeme, denn sie ignoriert die kulturelle Vielseitigkeit, […] und begeht den schweren Fehler, die Menschheit aufzuteilen […]".[72]
In den postfeudalistischen, gegenwärtigen Entwicklungen sind es meist private Investoren, nicht selten Einzelpersonen, die über „überflüssiges" Kapital verfügen und in Stadt-immobilien oder spekulativ in Grundstücksankäufen in Städten oder an Stadträndern investieren.[73] In dieser Thematik über Besitz und Grundstückspekulation wird die Auseinandersetzung zwischen „privat" und „öffentlich" bedeutend. Fragen wie „Wem gehört die Stadt?", „Offene Stadt?" oder noch konkreter, die 1968 verfasste Aufforderung des marxistischen Soziologen und Philosophen Henri Lefebvres zu einem „Recht auf Stadt!" werden dabei grundlegend. Lefebvres Raumkonzepte betreffen die Forderungen „auf die kollektive Wiederaneignung des städtischen Raums. Es [das Recht auf Stadt] umfasst das Recht auf Zentralität, als Zugang zu den Orten des gesellschaftlichen Reichtums, der städtischen Infrastruktur und des Wissens und das Recht auf Differenz […]"[74]

Im Verborgenen

Elisabeth Katschnig-Fasch verweist im Zusammenhang mit dem Verstehen in einer Interviewsituation auf die „verborgenen Mechanismen der Macht"[75] und lenkt die Aufmerksamkeit auf das „Verschwiegene".[76] Ich

71 Vgl. Betto 2012 (wie Anm. 42), S.1. Frei Betto ist ein brasilianischer Dominikanerpater. Er arbeitet als Soziologe und Journalist. 2013 wurde er von der UNESCO für seinen Einsatz für Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit ausgezeichnet.
72 Ebd.
73 Zum Beispiel in Liverpool, wo ein Milliardär einen ganzen Stadtteil aufkaufte und gentrifizierte.
74 Vgl. Henri Lefebvre: Recht auf Stadt. Dreiteiliges Radiokolleg auf Ö1. Gestaltet von Monika Nußbaumer. Ausgestrahlt am 26. August 2013, 9:05 Uhr, täglich bis 28. August 2013 (Orig. nach dem Buch: La droit à la ville, 1968). In: http://oe1.orf.at/programm/347174 [Zugriff: 25.Sept. 2013] .
75 Vgl. Elisabeth Katschnig-Fasch: Um zu verstehen. In: Dies (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien 2003, S. 359–362, hier S. 359.
76 Ebd.

erinnere mich an das von Katschnig-Fasch durchgeführte Seminar „Das Janusgesicht des neuen kapitalistischen Geistes“ (WS 2010/11). In ihrer charismatischen, emotionalen Art forderte sie die SeminarteilnehmerInnen auf, alles erdenkliche Mögliche zu unternehmen, um den gegenwärtigen Entwicklungen der Profitmaximierung, auf Kosten des Humankapitals, entgegen zu wirken. In ihrem Aufsatz „Im Wirbel städtischer Raumzeiten“, gibt sie zu bedenken: „Das eigentliche Elend ist, dass wir heute nur noch mit einem Bildschirmblick die Oberfläche sehen und nur in dieser flachen Dimension urteilen können. Das wiederum bedeutet, dass wir in Folge auch so handeln und planen.“[77] Diese Zugangsweise des Verstehens, die dem Verschwiegenen im Zwischenraum mehr Aufmerksamkeit schenkt, sollte meiner Meinung nach auch in einem politischen, globalen und lokalen Funktionszusammenhang mitgedacht werden und seine Anwendung finden. Vieles scheint im Verborgenen, im Unbewussten zu liegen, obwohl klare Machtstrukturen und politische Interessen hinter dem Funktionieren einer Stadt stecken. Wie verteilen sich die Machtverhältnisse in den Städten? Wie kann man Ausgrenzungen in den strukturellen Rahmenbedingungen offen legen und sichtbar machen? Wie werden die Transformationen im Alltagsleben der Menschen wahrgenommen? Wie zeigen sich meine Grundüberlegungen und Vorannahmen in dem von mir gewählten Untersuchungsfeld, Feldkirchen bei Graz?

Abb. 8 und 9: Feldkirchen bei Graz (Fotos: Helmut Seidl).

77 Vgl. Katschnig-Fasch 1999 (wie Anm. 2), S. 120.

Resümee

Nachdem ich mich bewusst dem Süden der Stadtgrenze von Graz zuwandte, wurde die Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz von mir willkürlich als Fallbeispiel gewählt. Im Betrachten des Lageplanes von Feldkirchen fallen sofort die Autobahn, die Triesterstrasse und die Bundesbahn ins Auge, die sich wie ein Kreuz über die Marktgemeinde ziehen, und diese dadurch teilen. Da 1938 der nördliche Teil der Gemeinde in die Stadt Graz einverleibt wurde, das ist der heutige Bezirk Puntigam, liegt das Gemeindezentrum etwas abseits im Norden der Marktgemeinde. Diese Lage wurde noch markanter durch den Bau der Autobahn im Jahr 1980. Dadurch erscheint die „eigentliche Mitte" von der Gemeinde abgetrennt. Die Hauptsiedlungen liegen entlang der Triesterstraße und der Bundesbahn. Das Randgebiet der Stadt Graz zeigt sich somit in einem Spannungsfeld zwischen Stadt und Land.

Hinter den ersten Eindrücken, dem zunehmenden Transitverkehr, den engagierten Vereinsaktivitäten der GemeindebürgerInnen und der nach außen hin ländlichen Idylle der Marktgemeinde Feldkirchen bei Graz fanden sich auch Unstimmigkeiten. Die Gesprächssituationen mit den Einwohnern beruhen auf Ausschnitten und können selbstverständlich nur einen kleinen Einblick zeigen. Einige Themen wurden angeschnitten mit dem Ziel, die verborgenen Zusammenhänge in dem größeren Kontext einer Meta-Ebene mit zu beleuchten. Für detaillierte Betrachtungen wären profundere Untersuchungen notwendig.

Nach Ingo Mirsch wurden viele der lokalen Probleme von außen an die Gemeinde herangetragen. Die lokalen alltäglichen Besorgnisse und Ängste der Menschen entwickeln ihren Sinn erst im strukturellen Bedeutungszusammenhang. Die Auswirkungen zeigen sich in zunehmenden, europaweiten Protesten und in dem verstärkten Auftreten rechts-populistischer Parteien. Beides lokalisiert sich auch in Feldkirchen, einerseits die Proteste gegen den Regress und gegen die in Aussicht gestellte Gemeindezusammenlegung, andererseits das Erstarken der FPÖ, die bei der Nationalratswahl im Herbst 2013 hier stärkste Partei wurde.

Es entstehen Zwänge mit einer Tendenz zu Verschließungen und Ausschließungen, die sich in den subjektiven Äußerungen in Form von Em-

pörung zeigen.[78] Das zeigt sich wiederum in politischen Entwicklungen und in rassistischen Tendenzen, die im Zusammenhang mit den „kapitalistischen Diskriminierungsmechanismen“ (Nadig) wirken. Offene Städte, bürgerliche Demokratie und die Menschenwürde werden zu einem Mythos, wenn der „Zugang zu den Orten des gesellschaftlichen Reichtums“ (Lefebvre) nicht gegeben ist.

78 Vgl. auch Pierre Bourdieu: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen des alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1993, S. 159. „Mangel an Kapital verstärkt die Erfahrung der Begrenztheit: Er kettet an einen Ort.“

Vor dem Hintergrund der beobachtbaren stadtgesellschaftlichen Schließungstendenzen nimmt sich das optimistische Motto der „Offenen Stadt“ kühn aus. Aber, so denken wir, es bietet sich an, über unmittelbare Lebenszusammenhänge und über bedenkliche Entwicklungen nachzudenken, die sich weit zurück hinter eine bereits erreichte Denationalisierung, Demokratisierung, Gleichstellung, Emanzipation und sozialen Fortschritt begeben.

Die in diesem Reader versammelten Texte fußen auf empirischen Stadtforschungen, die im Rahmen eines zweisemestrigen Studienprojektes 2013 bis 2014 von Studierenden des Grazer Instituts für Kulturanthropologie erarbeitet wurden. Als kulturanthropologische Forschungsskizzen laden sie dazu ein, anhand von konkreten Beispielen über das Idealbild einer „Offenen Stadt“ nachzudenken. Denn es sind ambivalente kulturelle Prozesse, in denen Maßnahmen, die den einen Sicherheit und Ordnung verheißen, für die anderen Unsicherheit und Diffamierung bedeuten.